

WIRKLICH- KEITEN UND WEGE

**DOKUMENTATION
31. EVANGELISCHER
KIRCHBAUTAG
2025
IN BERLIN**

Herausgegeben vom Kulturbüro des Rates der EKD, Berlin

ISBN 978-3-9823816-6-4

31. EV. KIRCHBAU TAG 2025

WIRKLICHKEITEN UND WEGE
BERLIN 11. BIS 13. SEP. 2025
TEILHABE – PARTNERSCHAFTEN – BEDARFE

Planung und Veranstaltung: Kulturbüro des Rates der EKD

11.9.2025

Willkommens-Tag

24 Stadtextkursionen	9
Ausstellung	
»Kirche für Alle« – Entwürfe für Nutzungserweiterungen Berliner Kirchen	15
St. Johannes-Kirche Niederzwönitz – Umgestaltung und funktionale Neuordnung des Kircheninnenraums	26
Führung Tagungsort Zionskirche Dr. Jens Birnbaum, BDA, leitender Architekt der Restaurierung	30
Auftaktandacht: Willkommen in Berlin Bischof Christian Stäblein, Ev. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und Kulturbeauftragter Prof. Dr. Johann Hinrich Claussen, Kulturbüro des Rates der EKD	35
Willkommen in Berlin	44

12.9.2025

Fach-Tag, Vormittag

Begrüßung Dr. Stefan Rhein, Beirat des Kirchbautags	48
Grußwort Sarah Wedl-Wilson, Senatorin für Kultur und Gesellschaftlichen Zusammenhalt	50
Impuls: Ästhetische Umwelt – Teilhabe und kulturelle Bildung Reiner Nagel, Vorstandsvorsitzender Bundesstiftung Baukultur	53
Impuls: Kirchen als Lebensräume – Nutzungspartnerschaften Dr. Sonja Beeck, Geschäftsführerin chezweitz, Büro für Szenografie	58
Impuls: Kirchen im Umbau – Bedarfe und Realitäten Jörg Beste, Stadtentwicklung und Sozialraumplanung	62
Debatte: Reaktionen – Realitätsabgleiche – Erfahrungen Reaktion aus Sicht der Pfarrer:innen	
Almut Bellmann, Superintendentin Berlin Nord-Ost	71
Anna Maria Binder, Pfarrerin Gerbstedt, Kirchenkreis Eisleben-Sömmerda	73
Debatte: Reaktionen – Realitätsabgleiche – Erfahrungen Reaktion aus Sicht des Handwerks und der Bauvereine	
Matthias Hartig, Handwerk in der Denkmalpflege, Mecklenburg	76
Stephan Heinlein, Architekt, BDA und Vorsitzender eines Bauvereins	78

Debatte: Reaktionen – Realitätsabgleiche – Erfahrungen	
Reaktion aus Sicht der Bauämter und Architekt:innen	
Gerd Meyerhoff, Referent Bau- und Denkmalpflege, Landeskirchenamt Greifswald	80
Marcus Nitschke, Architektur- und Denkmalpflegebüro D:4, Berlin	83
Debatte: Reaktionen – Realitätsabgleiche – Erfahrungen	
Reaktion aus Sicht der Denkmalpflege und Kultur	
Dr. Ulrike Wendland, Leiterin des DNK beim BKM	86
Olaf Zimmermann, Geschäftsführer Deutscher Kulturrat	89
Einweisung Protokollierende	92

12.9.2025

Fach-Tag, Nachmittag

Thema: Teilhabe und kulturelle Bildung

Thesen: Neue Perspektiven für alte Räume: Teilhabe als Schlüssel	94
Workshops	
T1 Lichtungen –	
überregionales Kirchenfenster-Projekt in Sachsen-Anhalt	
Dr. Holger Brülls, Konstanze Förster-Wetzel und Albrecht Lindemann	97
T2 »Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren« –	
szenisches Spiel in sakralen Räumen	
Andreas Hillger	101
T3 Gelungenes und Gelingendes –	
Best practice mit Preisträgerinnen und Preisträgern der Stiftung KiBa	
Dr. Catharina Hasenclever und Daniel Senf	104
T4 Diakonische Praxis –	
Projektpräsentation Paul-Gerhardt-Haus Lüneburg	
Antje Stoffregen und Peter Meißner	107
T5 Demokratie braucht Kirchenräume – und umgekehrt	
Prof. Dr. Karin G. Berkemann und Prof. Dr. Barbara Welzel	110
T5 Anhang: Kirchen als öffentlicher Raum –	
Raummodelle und Modellkirchen	
Prof. Dr. Karin G. Berkemann	113
T6 Kirchen als außerschulische Erfahrungsräume	
Dr. Martina Langel	116
T7 Lebendige Beteiligung: Draußen!	
Outreach und Community-Arbeit mit dem Co-Labor	
Valerie Stephani und Dr. Folker Metzger	119
T8 Transformation – Bedarfe, Selbstverständnis und Perspektivwechsel	
Jörg Beste	123

Thema: Nutzungspartnerschaften

Thesen: Neue Perspektiven für Nutzungspartnerschaften	128
Workshops	
N1 St. Thomas – Was können wir heute aus dem radikalen, transformierenden Kirchen-Wiederaufbau nach 1945 lernen? Urs Füssler, Masen Khattab, Dr. Matthias Ludwig und Nicole Zahner	131
N1 Anhang: St. Thomas – Transformation für eine gemeinsame Zukunft Urs Füssler	136
N2 Kooperation in Nutzungspartnerschaften – neue Perspektiven einer vielfältigen Gemeinschaft Leona Lynen	143
N3 Kirchenland im Dienst der Schöpfung – die Vergabe landwirtschaftlicher Flächen im Kontext ökologischer Krisen Edouard Barthen	148
N4 Was kann/darf/soll Kunst im Kontext temporärer Partnerschaften? Prof. Dr. Nike Bätzner, Miguel Rothschild und Roland Stratmann	152
N5 Welche Ideen passen unter Dach und Fach? – Theologie für die Transformation Dr. Kerstin Menzel und Elisabeth März	157
N6 Phase 0 als Standortbestimmung – ganzheitliches Aufmaß des Vorhandenen vor Ort Lorna Manjana Langner und Stephan Heinlein	162
N7 St. Johannis Ellrich – das Zentrum im Zentrum Peter Tandler und Martin Bischoff	166
N8 Kirchen auf dem Lande – wem sie nützen, was sie brauchen Anne Haertel	170

Thema: Bedarfe und Realitäten

Thesen: Neue Perspektiven auf Bedarfe und Realitäten	178
Workshops	
B1 Raum für Neues: erfolgreiche Projektentwicklung kirchlicher Immobilien Björn-Olaf Asmus, Dr. Marion Munz-Krines, Carsten Pierburg und Johannes Reinsch	181
B2 Es fehlt nicht an Ideen ... sondern an finanziellen Mitteln und Vorhabenträgern Mirja Grosskinsky	185
B3 Kirchlicher Gebäudebestand: notwendige Reduktion und neuer Schwung Barbara Perlich-Nitz und Daniel Schröter	190
B4 Wenn eine Kirche zum Stadtteilzentrum wird Uschi Hoffmann	195
B5 Einfach bauen. Kirchliche Immobilien weiterentwickeln Prof. Nanni Grau und Frank Schönert mit Dr. Kerstin Renz	199
B6 Türen auf! – Oder: Was ist ein »guter Ort«? Thomas Barnstedt	202

B7 Klimaschutz und Kirchenbauten	
Dr. Jörn Budde, Franziska Ortgies und Dr. André Witthöft-Mühlmann	205
B8 Wenn die Immobilienwirtschaft mit der Kirche ...	
Ajna Nickau und Axel Wittlinger	208

12.9.2025

Fach-Tag, Abend

Transformation saitenweise, Benedikt Reidenbach	214
Preisverleihung der Stiftung KiBa 2025 für »Gute Beispiele für Nachbarschaft von Kirchen und Kommunen« Ralf Meister und Dr. Catharina Hasenclever	215
Architecton (Film) und Abendausklang	221

13.9.2025

Inspirations-Tag, Vormittag

Lieder ohne Worte – Ankommen im Tag	223
Begrüßung Klaus-Martin Bresgott M.A.	226
Kurzberichte	
Teilhabe und kulturelle Bildung Dr. Stefan Rhein für die Expert:innengruppe	229
Nutzungspartnerschaften Prof. Dr. Nike Bätzner für die Expert:innengruppe	232
Bedarfe und Realitäten Dr. Marina Wesner für die Expert:innengruppe	237
Impuls Bau Prof. Almut Grüntuch-Ernst, Grüntuch Ernst Architekten, Berlin	239
Impuls Soziologie – Kirchengebäude in multireligiösen säkularen Gesellschaften Dr. Anna Körs, Akademie der Weltreligionen, Universität Hamburg	245
Impuls Kirche Prof. Dr. Johannes Stückelberger, Schweizer Kirchenbautag, Universität Bern	254
Abschlussandacht: Auf Wiedersehen Berlin Kulturbeauftragter Prof. Dr. Johann Hinrich Claussen mit Anne Brisgen, Zentrum Predigtkultur, Lutherstadt Wittenberg	264
Impressum	270



11.9.2025
WILLKOMMENS-TAG

24 STADTEXKURSIONEN
+
FÜHRUNG ZIONS-KIRCHE
+
AUFTAKT ANDACHT
+
WILLKOMMEN IN BERLIN

Konzeption und Organisation: Klaus-Martin Bresgott

Teilnehmendenorganisation: Nina Fischäss

Veranstaltungsmanagement, Kultur Büro Elisabeth gGmbH: Sophia Gundske

Technischer Leiter, Kultur Büro Elisabeth gGmbH: Maxime Castanier

Gestaltung: Etc. pp., Berlin – Ralf Klöden

Webseite: Heiko Zieger

Orte: Berlin und Potsdam; Zionskirche, Kirche St. Elisabeth

Ex 1: Expressionistische Aufbrüche – St. Augustinus und Kirche Heilige Familie

Leitung: Pf. Dr. Michael Höhle, Barbara Sarnes-Schmidt und Michaela Lazinka-Paar

Die beiden katholischen Kirchen St. Augustinus und Kirche Heilige Familie am S-Bahn-Ring an der Peripherie zwischen Prenzlauer Berg und Pankow sind exklusive Ort der klassischen Moderne mit einer klaren theologisch-konzeptionellen Haltung, deren Aufbruchsgedanke eindrücklich die 1920er-Jahre spiegelt. Josef Bachim (1881–1946) und Heinrich Horvatin (1890–1970), Architekten von St. Augustinus (1928), stehen wie Carl Kühn (1873–1942), Architekt der Kirche Heilige Familie (1930), für eine ausdrucksstarke Verbindung von Tradition und Moderne, die vorgestellt und befragt wird.

Ex 2: Früher: Eliaskirche heute: MACHmit! Museum für Kinder

Leitung: Uta Rinklebe M.A., Direktorin des MACHmit! Museum für Kinder gGmbH

Die ehemalige Eliaskirche im Berliner Prenzlauer Berg ist im roten Backsteingewand und der für Berlin typischen Art der Eingliederung des Baus in die Straßenflucht ein klassischer Bau der Neogotik (1909/10 von Georg Dinklage und Ernst Paulus). 2001 wurde die Kirche aufgegeben und für 75 Jahre an das »MACHmit! Museum für Kinder« verpachtet. Der Berliner Architekt Klaus Bock hat 2003 mit dem Einbau zweier begehbaren Holzregale einen neuen kreativen Ort geschaffen, der seinen Ursprung nicht leugnet. Museumsleiterin Uta Rinklebe gibt Einblick in den Bau und die aktuelle Nutzung.

Ex 3: Die Kirchen der Siemensstadt

Leitung: Christian Fessel, Architekturvermittler und -fotograf

Mit dem Bau der Siemensstadt in Berlin Spandau hatte sich Siemens 1914 mit Hans Hertlein (1881–1963) für einen gleichermaßen innovativen, wie pragmatischen Architekten entschieden, der im Rückblick Industriebaugeschichte geschrieben hat. Neben seinen großen Industriebauten hat er für die Siemensstadt auch zwei Kirchen entworfen: die evangelische Christophoruskirche (1931) und die katholische Kirche St. Joseph (1935) – beiden hat er ein spezifisches Gewand gegeben, das sich harmonisch in das Bauensemble einfügt und im Innenraum vielfältige Nutzungskonzepte ermöglicht.

Ex 4: St. Thomas – Transformation für eine gemeinsame Zukunft

Leitung: Urs Füssler Dipl. Architekt ETH BDA, Masen Khattab Dipl.-Ing. Architekt, Dr. Matthias Ludwig und Nicole Zahner Dipl.-Bauing.

1869 bildete St. Thomas das Zentrum einer der größten evangelischen Gemeinden weltweit. Der zweitgrößte Sakralbau Berlins wurde im Krieg stark zerstört, aber transformierend wieder aufgebaut, bis mit dem Mauerbau die Gemeinde 1961 in ihrer Mitte entzweit und in der Folge die Kirche bis heute ihrer einstigen Bedeutung beraubt wurde. Das Planungsteam Füssler Khattab Ludwig Zahner stellt das Projekt einer erneuten Transformation vor, mit der St. Thomas an zentraler Stelle gegenwärtigen und zukünftigen Anforderungen aus Kirche und Stadtgesellschaft gerecht werden kann.

Ex 5: Vom Gefängnis zum Wohlfühlort: das Hotel Wilmina

Leitung: Prof. Almut Grüntuch-Ernst, Architektin BDA

Wie geht man mit dem 1896 von Adolf Brückner und Eduard Fürstenau als Strafgericht mit Gefängnis errichteten Komplex um, der noch im Nationalsozialismus Ort der Gewalt war? Sind solche Räume heil- und transformierbar? Grüntuch Ernst Architekten haben im guten Glauben daran dem Gebäude eine neue Orientierung gegeben und 2022 dafür den Deutschen Nachhaltigkeitspreis Architektur erhalten. Almut Grüntuch-Ernst führt durch diesen einzigartigen architektonisch-dialektischen Ort und regt zum Nachdenken über das Wesen von Gemeinschaft, Generationen und städtischen Gegensätzen an.

Ex 6: Radialsystem – vom Wasserwerk zum Kulturhotspot

Leitung: Matthias Mohr und Merit Vareschi

Das Radialsystem Berlin ist ein Kulturzentrum in Berlin-Friedrichshain. Es besteht aus einem bis 1999 genutzten Abwasserpumpwerk, 1880 von Richard Tettenborn (1857–1923) errichtet, und einem 2004 bis 2006 hinzugefügten neuen Gebäudeteil von Gerhard Spangenberg (1940), der den Altbau einfasst und überbrückt. Getragen von der Radial Stiftung, die vor allem modellhafte, genreübergreifende künstlerische Produktionen fördert, ist die Radialsystem V GmbH, die die Hälfte des Jahresumsatzes selbst erwirtschaften muss, einer der populärsten Kultur- und Veranstaltungsorte in Berlin.

Ex 7: Vom Ort des Glaubens zum Ort der Kunst: Galeriekirche St. Agnes

Leitung: Lea und Johann König, Galerist:innen

St. Agnes in Berlin-Kreuzberg, 1965 bis 1967 von Werner Düttmann (1921–1983) erbaut, gilt als typisches Beispiel des Brutalismus. 2005 wurde die Kirche vom Erzbistum Berlin aufgegeben. 2012 pachtete der Galerist Johann König die Kirche für 99 Jahre. Die Transformation des Bauensembles erfolgte nach Plänen von Arno Brandhuber, Markus Emde und Thomas Burlon und wurde 2014 bis 2015 von Riegler Riewe Architekten und eins bis neun Architekten ausgeführt. Der Umbau zeigt, wie Transformation gelingen kann, das Gesicht des Gebäudes überzeugend gewahrt bleibt und neue Nutzung zum Mehrwert wird.

Ex 8: Ort der Erinnerung und der Versöhnung: die Versöhnungskapelle

Leitung: Esther Schabow M.A.

Auf dem Fundament der ehemals auf dem Mauer-Todesstreifen befindlichen historischen Versöhnungskirche, 1892 im Stil der Neogotik von Gotthilf Ludwig Möckel (1838–1915) errichtet und 1985 gesprengt, entstand nach Plänen von Peter Sassenroth und Rudolf Reitermann durch Leimbauer Martin Rauch die Versöhnungskapelle. Am 9. November 2000 wurde sie eingeweiht. Der ovale Kirchenraum, von Holzlamellen ummantelt, ist Teil der Gedenkstätte Berliner Mauer, zentraler Erinnerungsort an die deutsche Teilung und die Todesopfer an der Berliner Mauer und spirituelles Zentrum, in dem Gottesdienste gefeiert werden.

Ex 9: Offene Orte der Gemeinschaft – Gemeindezentren der DDR

Leitung: Prof. Dr. Karin G. Berkemann

In den 1980er Jahren genehmigte die DDR-Regierung eine begrenzte Zahl neuer christlicher Kirchen – gegen Westgeld. Im Rahmen dieses Sonderbauprogramms entstanden in Ost-Berlin gleich zwei bemerkenswerte Bauensembles: das zeltförmige, evangelische Gemeindezentrum Am Fennpfuhl (1984) nach Plänen von Horst Göbel, und die expressive, katholische Heilig-Kreuz-Kirche (1988). Beide sind geprägt durch das Werk des Bildhauers Friedrich Press (1904–1990) – vom hölzernen, lächelnden Jesus im Kreis seiner Jünger am Fennpfuhl bis zum monumentalen Backsteinkreuz als Glockenturm von Heilig Kreuz.

Ex 10: Lernort der Demokratie mit ambivalenter Geschichte – Garnisonkirche Potsdam

Leitung: Peter Leinemann, Verwaltungsvorstand Stiftung Garnisonkirche Potsdam

Die Garnisonkirche Potsdam, 1730 bis 1735 von Philipp Gerlach (1679–1748) errichtet und bedeutendes Bauwerk des norddeutschen Barocks, galt als ein Wahrzeichen Potsdams. In ihrer Geschichte war sie Abbild von Krieg und Frieden, Diktatur und Demokratie, Schrecken und Schönheit. Die Kirche wurde 1945 zerstört, die Überreste 1968 gesprengt. Der Wiederaufbau des Turmes seit 2017 und die Wiedereröffnung 2024 werden sehr ambivalent diskutiert. Heute wird die Garnisonkirche als Ort ideeller Transformation genutzt – ein Ort der Erinnerung in der Auseinandersetzung um Frieden und Demokratie.

Ex 11: Karl Friedrich Schinkel – der Architekt der Vielseitigkeit

Leitung: Dr. Irina Rockel und Prof. Hartmut Stechow

Die Traditionslinie berühmter berlin-brandenburgischer Architekten setzt mit einem ihrer bedeutendsten ein: Karl Friedrich Schinkel (1781–1841). Niemand hat in der Mitte Berlins so nachhaltig seine Handschrift hinterlassen wie er. Im Mittelpunkt stehen die Neue Wache Unter den Linden (1815), die Friedrichswerdersche Kirche (1824) und die legendäre Bauakademie (1835) am Werderschen Markt sowie das Schauspielhaus/Konzerthaus auf dem Gendarmenmarkt (1821). Sie sind Abbild der Vielseitigkeit Schinkels sowohl im Mahn- und Erinnerungsbau als auch im Kirchen- und Theater- und Hochschulbau.

Ex 12: St.-Hedwigs-Kathedrale

Leitung: Dompropst Prälat Tobias Przytarski mit Roland Metzler und Therese von Hesler

Die St.-Hedwigs-Kathedrale, 1747 bis 1773 nach Plänen von Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff (1699–1753) als Rundbau im Stil des Friderizianischen Rokoko erbaut, ist die katholische Bischofskirche Berlins. Sie wurde 1952 bis 1963 von Hans Schippert (1899–1973) wieder aufgebaut, 2018 bis 2024 mit dem neuen Altar von Leo Zogmayer (*1949) umgebaut. Dieser Umbau hielt Gerichte und Politik in Atem. Nun erstrahlt das katholische Gotteshaus in neuem Glanz. Der Umbau wird die Glaubenspraxis verändern. War die radikale Umgestaltung Wagnis, Fehler oder geniale Anpassung an die neue Zeit?

Ex 13: St. Adalbert Berlin-Mitte – versteckt und vergessen?

Leitung: Dr. Konstantin Manthey, Berliner Kirchenbauforum
an der Katholischen Akademie in Berlin

Die 1934 dem Patron Preußens geweihte Kirche von Clemens Holzmeister (1886–1983), ein beeindruckender Bau des Expressionismus und der Neuen Sachlichkeit, entstand auf dem Grund einer ehemaligen Fabrik und steht heute auf einem Hinterhof – nur die südliche Giebelfront, plan in die Straßenfront der Fahrradstraße Linienstraße eingepasst, ist öffentlich sichtbar und spricht – gegenüber der Volkshochschule von Ludwig Hoffmann (1852–1932) – wie aus einer anderen Zeit. Welchen Platz kann der besondere Bau in der neu formierten und fusionierten Pfarrei Bernhard Lichtenberg einnehmen?

Ex 14: Centrum Judaicum

Leitung: Dr. Silvia Cresti

Die Neue Synagoge, mit 3.200 Plätzen einst größtes jüdisches Gotteshaus Deutschlands, ist ein bedeutender Ort des Erinnerns und Vermittelns jüdischer Kultur. Der Bau, 1859 bis 1866 als ein Hauptwerk des orientalisierenden Historismus von Eduard Knoblauch (1801–1865) und August Stüler (1800–1865) errichtet und nach Kriegszerstörung teilweise rekonstruiert, bietet heute wieder Raum für Gottesdienste und Veranstaltungen. Was hat Moses Mendelssohn mit der Synagoge zu tun? Wie hat sie das Novemberpogrom 1938 überstanden? Was bedeutete es damals und heute, Jude in Deutschland zu sein?

Ex 15: Maria Martyrum und Gedenkkirche Plötzensee

Leitung: Thomas M. Krüger, Architekt BDA, und Pf. Michael Maillard

Die demonstrativ blockhaft wirkende Kirche Maria Martyrum (1963), nahe dem Gefängnis Plötzensee, das 1933 bis 1945 Hinrichtungsstätte für 2.891 Menschen war, ist einer der wichtigsten Bauten im Stil des Brutalismus von Hans Schädel (1910–1996) und vereint mehrere Funktionen: Mahnmal, Gedenkstätte und Gemeindekirche – eine Kirchenanlage, die als Prozess angelegt ist. Neben ihr findet sich das Evangelische Gemeindezentrum Plötzensee mit der Gedenkkirche (1970) von Dietmar Grötzebach, Gerd Neumann und Günter Plessow mit dem Plötzenseer Totentanz von Alfred Hrdlicka. Beide Bauten eint eine Aufgabe.

Ex 16: Brandenburgische Baugeschichte – die Kirchenlandschaft Potsdams

Leitung: Joris Hunold, Johanna Wemhoff und Gereon Wemhoff,
Evangelisches Gymnasiums Potsdam-Hermannswerder

Die Kirchenlandschaft der Landeshauptstadt Potsdam ist von den preußischen Königen geprägt, die zwischen Toleranzedikt und Gottesgnadentum verschiedene Modelle monarchischer Beteiligung und Unterstützung gewährten und dabei mit Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff (1699–1753), Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) und seinen Schülern Ludwig Persius (1803–1845) und Friedrich August Stüler (1800–1855) immer exzellente, epochenprägende Architekten an ihrer Seite hatten. Mit St. Peter und Paul, der Nikolaikirche und der Friedenskirche werden drei besondere Kirchen vorgestellt.

Ex 17: Die Kirchen der Interbau im Hansaviertel – St. Ansgar und Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche

Leitung: Gabriele Coccozza, Bürgerverein Hansaviertel e.V.

Die St.-Ansgar-Kirche, 1957 von Willy Kreuer (1910–1984) errichtet, ist einer der Sonderbauten der Internationale Bauausstellung Interbau 1957 im Hansaviertel. Entscheidend für den Grundriss ist die Form der Parabel. Die evangelische Schwesterkirche Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche mit dem Glasornament »Sieg des Lichts« von Georg Meistermann (1911–1990) entstand zeitgleich im selben Kontext als Werk von Senatsbaudirektor Ludwig Lemmer (1891–1983). Beide Kirchen spiegeln den Aufbruch Westberlins in den 1950er Jahren und dokumentieren das Form- und Materialverständnis der Zeit.

Ex 18: Kulturforum St. Matthäus

Leitung: Anne-Catherine Jüdes und Pf. Hannes Langbein

Die Kunst- und Kulturstiftung St. Matthäus ist die Kunst- und Kulturstiftung der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO). Ihr Hauptwirkungs-ort ist die St. Matthäus-Kirche, entworfen von Friedrich August Stüler (1800–1865). Sie steht im Kulturforum, umgeben von bedeutender Kunst und Bauten des 20. Jahrhunderts: der Neuen Nationalgalerie von Mies van der Rohe, der Philharmonie und der Neuen Staatsbibliothek von Hans Scharoun, der Gemäldegalerie und dem Kupferstichkabinett von Hilmer und Sattler. Wie ist sie hier integriert? Wie kann sie sich behaupten?

Ex 19: Kreuzberg und seine Gotteshäuser – eine Topografie

Leitung: Dr. Marina Wesner, Architektin

Der zentrale Berliner Bezirk Kreuzberg hat noch immer eine sehr hohe Kirchendichte, die sich gut erlaufen lässt. Während des Erkundungsspaziergangs wird sichtbar, wie Sakralbauten als prägende Ortsmarken des Stadtbildes errichtet wurden. Beziehungen der Gebäude untereinander werden deutlich. Dabei öffnet die Geschichte der Bauten gleichzeitig ein Fenster in die Stadtgeschichte, die Sozialgeschichte und die Religionsgeschichte vor Ort. Diese Wechselwirkungen sind es, die im Rahmen von (Um-) Nutzungsüberlegungen, Gemeindefusionen und -entwicklungen wichtige Anhaltspunkte geben können.

Ex 20: Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche – lebendige Geschichte und Gegenwart

Leitung: Katharina Schröter-Vastano, Baureferentin, und Pf. Martin Germer

Die 1895 geweihte Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, ein neoromanischer Bau von Franz Schwechten (1841–1924) wurde bis auf das Turmsegment zerstört – Egon Eiermann (1904–1970) oblag es, einen Ort zu schaffen, der das Gedächtnis auf neue Art und Weise in den Bau integriert und für die Gegenwart lebendig macht. Mit dem gerasterten, oktogonalen Kirchenschiff, eingefasst von 20.000 blaufarbigen Glasfenstern von Gabriel Loire (1904–1996), und der schwebenden Christusfigur von Karl Hemmeter (1904–1986) ist das gelungen. Die Kirche ist Publikumsmagnet und spirituelles Zentrum zugleich.

Ex 21: Stephanuskirche Berlin-Gesundbrunnen – auf dem Weg zu neuer Lebendigkeit

Leitung: Pfarrerin Johanna Hestermann

Die Stephanuskirche im Soldiner Kiez im Stadtteil Gesundbrunnen ist eine markante Eckbebauung im Stil der Neogotik von Adolf Bürckner (1846–1932), seinerzeit Mitarbeiter der Kirchenbau-Abteilung im preußischen Kultusministerium. Der 76 Meter hohe Turm ist ein weithin sichtbares Wahrzeichen des Viertels. Ab 2025 wird das denkmalgeschützte Gebäude saniert und im Hinblick auf eine erweiterte Nutzung neu konzeptioniert. Für die Kirche soll ein neuer Träger gefunden und die bisherige Nutzung für soziale Zwecke sowie Kunst und Kultur geöffnet werden. Wie kann das gelingen?

Ex 22: Heilig-Kreuz-Kirche – offene Kirche für die Stadt mit besonderem Konzept

Leitung: Dipl.-Ing. Herbert Rebel und Pfarrerin Dörthe Gülzow

Die Heilig-Kreuz-Kirche mit dem markanten Vierungsturm wurde 1885 bis 1888 von Johannes Otzen (1839–1911) als neogotischer Bau errichtet. In den 1990er Jahren wurde sie von der Architektengruppe am Wassertorplatz (Heinrich Burchard, Uwe Evers, Wolfgang Göschel, Herbert Rebel, Joachim von Rosenberg) umfassend umgebaut: Der Gottesdienstraum kann für Veranstaltungen genutzt werden, daneben entstanden Büroräume und ein Café. Die Gemeinde engagiert sich für Arme und Geflüchtete und neue Gottesdienstkonzepte. Sind die verschiedenen Nutzungen miteinander kompatibel? Ist das Konzept aufgegangen?

Ex 23: Genezarethkirche – Kirchenraum neu aufgeschlossen

Leitung: Pf. Moritz Kulenkampff und Nehemia Turban (studio karussell)

Die 1905 geweihte Genezarethkirche ist ein am Eisenacher Regulativ orientierter Bau von Franz Schwechten (1841–1924), der wenige Jahre zuvor die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche errichtet hatte. 2002 schuf Anna Franziska Schwarzbach (*1949) ein eindrückliches Kruzifix für diese Kirche. 2021 gestaltete das Berliner studio karussell die Kirche um. Ziel war es, den Kirchraum zum Kiezmittelpunkt zu machen. Mit geringem Budget kamen neue Farben, Stoffe und leichte Einbauten zum Einsatz und ermöglichen heute neben Gottesdiensten genauso Dinnerpartys, Konzerte und andere kulturelle Veranstaltungen. Das funktioniert?!

Ex 24: Campus Kirchenkreis Tempelhof-Schöneberg – auf dem Weg zur neuen Mitte

Leitung: Ajna Nickau (Ev. Immobilienwerk) und Superintendent Michael Raddatz

Der Kirchenkreis Tempelhof-Schöneberg besteht aus 15 sehr unterschiedlichen Ortsgemeinden und einer virtuellen Gemeinde mit verschiedenen Schwerpunkten und Aufgaben. Der Campus des Kirchenkreises – 1965/66 nach einem Entwurf von Ewald Bubner (1932–2021) errichtet – soll im Werkstattverfahren zur »neuen Mitte Tempelhof« entwickelt und angepasst werden. Wie lässt sich das in der Verantwortung für den Bestand und mit Blick in die Zukunft praktisch realisieren? Vor dem Hintergrund notwendiger Wirtschaftlichkeit stehen Gegebenheiten und Ideen auf dem Prüfstand.



Ausstellung »Kirche für Alle«

Ausstellung »Kirche für Alle« – Entwürfe für Nutzungserweiterungen Berliner Kirchen
Modelle von Student:innen (Entwurfsstudio und Bachelor-Thesis) der Technischen Universität Berlin, Institut für Architektur (IfA), Fachgebiet Architektur der Transformation
Betreuung: Prof. Nanni Grau, Tobias Schrammek, Aimée Michelfelder

Die beiden großen christlichen Kirchen in Deutschland befinden sich seit Jahren im Prozess des Wandels, in dessen Folge zahlreiche Kirchengebäude nicht mehr in ihrer bisherigen Form und Umfang benötigt werden. Gerade in den enger werdenden Großstädten eröffnen solche obsolet gewordenen sakralen Gebäude Raumangebote für eine Neuorientierung, die als Chance für die Stadtgesellschaft begriffen werden kann.

Orte der Erinnerung und Identifikation

Als baulicher Ausdruck von Spiritualität unterscheiden sich Kirchen von allen anderen Gebäudetypologien. Mit ihrer städtebaulichen Präsenz prägen sie bis heute viele Ortsbilder. Das macht sie auch für Menschen, deren Alltag nicht fest mit den christlichen Ritualen verbunden ist, zu Orten der Erinnerung, Orientierung und Identifikation. In diesem Sinne stellen Kirchen eine spannende, aber auch herausfordernde Typologie dar, für die im Rahmen eines Entwurfsstudios und einer Bachelorthesis-Klasse am Fachgebiet Architektur der Transformation der TU-Berlin neue Nutzungen entwickelt, Umbaukonzepte und -prozesse entworfen wurden.

Bauhistorisch sehr unterschiedliche Kirchen in Berlin wurden vergleichend transformiert, mit dem Ziel, jeweils übertragbare Antworten aus deren spezifischen Potenzialen abzuleiten. Die zentrale Fragestellung war, in welche Gebäudearten sich die ursprünglich monofunktionalen Kirchengebäude umnutzen, beziehungsweise durch welche architektonischen Strategien sich daraus langfristig und vielfältig nutzbare Gebäude entwickeln lassen. In die ehemaligen Sakralbauten wurden gemeinwohlorientierte Nutzungen oder besondere Wohnformen eingefügt sowie eine Vielzahl an neuen Funktionen, die für den Zusammenhalt einer immer diverseren Gesellschaft benötigt werden. Damit soll ein Beitrag für eine resilientere Gestaltung der umgebenden Quartiere geleistet werden.

Kooperationsprojekt mit der Evangelischen Kirche

Das Entwurfsstudio fand in Zusammenarbeit mit dem Kulturbüro des Rates der EKD und der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz (EKBO) statt, die ihre Expertise zur Verfügung stellten und den Zugang zu den Kirchen und Gemeinden öffneten. Das Erleben und Verstehen der Gebäude im Kontext ihrer Umgebungen und Nachbarschaften war eine wichtige Grundlage des Studios.

Die ausgewählten Kirchen befinden sich nach wie vor in aktiver kirchlicher Nutzung. Sie unterliegen jedoch bereits veränderten Nutzungen, die aber oftmals eher situativ hinzugefügt wurden und deren räumlich durchdachte Entsprechungen bisher oftmals fehlen. Darüber hinaus bestehen häufig erhöhte bauliche Sanierungsbedarfe.

Eine Versuchsanordnung

Ausgewählte, bauhistorisch unterschiedliche Sakralbauten in Berlin-Mitte und Reinickendorf wurden vergleichend untersucht und bearbeitet, mit dem Ziel aus deren spezifischen

Potenzialen jeweils übertragbare Antworten für die Umnutzung von Kirchen zu finden. Die Studierenden entwickelten eigenständige Positionen zum Umgang mit den sozial, kulturell und emotional besonders bewerteten Gebäuden.

In einer umfassenden Analysephase wurden die Qualitäten der Gebäude und des Quartiers mit ihren Bewohner:innen, Nutzungsangeboten und Besonderheiten identifiziert und dokumentiert. Dazu entwickelten die Bearbeiter:innen experimentelle Methoden des Bestandeslesens, -verstehens, -aneignens und -nutzens und führten Interviews mit aktuellen und möglichen zukünftigen Nutzer:innen.

Nutzungsänderungen sind seit jeher Teil der Historie vieler Sakralbauten. Die damit einhergehenden baulichen Anpassungen wurden dokumentiert und gaben Aufschluss über räumliche Veränderungspotenziale, die den Gebäuden bereits eingeschrieben sind und im Zuge der Säkularisierungsprozesse genutzt werden können.

Programmentwicklung

Die Besonderheiten der Architektur, ihr kulturhistorischer Wert und die religiöse Nutzung werden durch die Wahrung oder Fortschreibung einer öffentlichen Nutzung berücksichtigt. Die Kirchenbauten werden zu gemischt genutzten Quartiersbausteinen weiterentwickelt, bestehend aus mindestens drei unterschiedlichen Nutzungen: besondere Wohnformen, öffentlich zugängliche Räume sowie Raum für religiöse oder spirituelle Praktiken. Sie werden den baulich-strukturellen und räumlichen Möglichkeiten der Bestandsgebäude entsprechend eingefügt. Die eigenständig durch die Studierenden entwickelten Programme verfolgen durchweg einen gemeinwohlorientierten Ansatz.

Bereits in einem ersten Schritt wurden Modelle im Maßstab 1:50 gebaut, dabei Fassaden und Dächer reversibel konzipiert, um fortlaufend um- und weitergebaut werden zu können. Das Modell diente einerseits der physischen Erlebbarkeit der besonderen Räume und ihrer Belichtungssituation, andererseits als Entwurfswerkzeug in Form eines Arbeits- und finalen Präsentationsmodells.

Minimale Eingriffe – maximale Nutzungsflexibilität

Ein angemessener Umgang mit dem Bestand war Teil der konzeptuellen Überlegungen. Eingriffe wurden minimal gehalten, alle Einbauten reversibel geplant, Abriss erfolgte nur partiell und zu Belichtungs- oder Erschließungszwecken.

In den entwickelten Umnutzungs- und Umbaustrategien wurden die Gebäude in ihrer langfristigen Veränderungsfähigkeit verstanden. Konkret bedeutet das die Entwicklung von flexiblen Raumkonzepten, anpassungsfähigen Grundrissen, fluiden Nutzungen oder jahreszeitlich angepassten Nutzungsbereichen. Die dazugehörigen Freiräume sowie Innenhöfe wurden als integrativer Bestandteil entsprechend mitentwickelt.

Die großen Volumina der Kirchengebäude sowie die innen wie außen schützenswerten Gebäudehüllen sind raumorganisatorisch und klimatisch herausfordernd. Überlegungen zu einfachen passiven Klimatisierungsstrategien und Themen energetischer Sanierung werden im Hinblick auf entwurfliche Zusammenhänge und Raumorganisation zusammengedacht. Die Bearbeitung erfolgte als projektintegrierter Entwurf Energie mit dem FG Architektur, Gebäudetechnik und -systeme von Prof. Dr. Angèle Tersluisen, betreut von Dr. Piet Nieder.



St.-Paul-Kirche Berlin-Gesundbrunnen

Re:Crossing

Isaiah Lohr

Der Entwurf greift die Leere des Ortes auf und schlägt eine Umnutzung vor, die den Alltag der Menschen aufnimmt und die Kirche belebt. Im Vorbau entsteht ein 24-Stunden-Späti, der Waren anbietet, Sicherheit schafft und Treffpunkt wird. Der Innenhof wird zu einem Café. Im Inneren entsteht ein Supermarkt, der alltäglichen Kontakt mit kultureller Vielfalt ermöglicht. Im hinteren Bereich wird ein offener Gebetsraum für Judentum, Christentum und Islam eingerichtet. Die Empore wird zu einer Ebene mit einem Food Court (halal, koschere und vegetarische Speisen), ein Ort des respektvollen Miteinanders unterschiedlicher Lebensweisen.

Sprachhof St. Paul

Chili Dreier – Diana Becker – Lena Starck

Der Entwurf sieht eine Neubelebung der Kirche durch eine Sprachschule für die vielen Kulturen des Quartiers vor. Um das große Raumvolumen zu unterteilen und für die Nutzung als Sprachschule schallgetrennte Sprachunterrichtsräume zu ermöglichen, sind vier Raummodule in das Kirchenschiff eingestellt. Die dichte Setzung von Kirche, Turm und Gemeindehaus macht den in der Mitte befindlichen Hof zum Verbindungsort. Das Gemeindehaus erfährt durch die Öffnung als Küche eine neue, den Standort zusätzlich belebende Funktion, der die Aufenthaltsqualität wesentlich fördert. Der Turm wird als Wohnturm mit Wendeltreppe neu erschlossen.

Library of Things

Maria Kardzhieva – Luca Székács – Polina Biliavska

Der Entwurf aktiviert die Kirche durch tägliche Öffnung als »Library of Things« – hier können Materialien und Werkzeuge aller Art für den täglichen Bedarf genutzt oder ausgeliehen werden. Ein Repair-Café als Gemeinschaftswerkstatt zum Reparieren von Alltagsgegenständen, eine Werkhalle mit großem Werkstattbereich, gestaltet durch ein eingestelltes Wandelement, ein Fokus-Raum für Konzentration, der innerhalb des Wandelements gebildet wird, und eine Gemeinschaftsküche mit Lounge haben ebenso Platz wie zwei kleine Wohneinheiten. Der Hof dient bei gutem Wetter als kommunikativer Treffpunkt für Entspannung und Gespräch.

Integratives Kulturzentrum

Aisha Razouk – Zeliha Nur Gülmez

Der Entwurf öffnet die Kirche als integratives Kulturzentrum. Über drei Etagen erstrecken sich verschiedene Nutzungsmöglichkeiten: im Erdgeschoss ein Café mit zentral in den Raum gestellter Küche, darüber ein Tanzsaal, im Obergeschoss eine Sprachschule und Kunstwerkstatt. Der Entwurf setzt auf einen offenen Raum für alle im Quartier angesiedelten Kulturen, was sich im Angebot des Cafés spiegelt, über den Tanzraum, in dem sich die Kulturen in Musik und Tanz begegnen und oben in der Sprachschule Sprachbarrieren abbauen. Das zylindrische Küchen-Element verbindet im Kreis symbolisch alle Kulturen.

Stephanuskirche Berlin-Wedding

Transformation der Stephanuskirche

Mira Rothländer – Anton Wolff – Karla Reiske

Im Soldiner Kiez gibt es großen Bedarf an Räumen: Es fehlen Veranstaltungsräume, niedrigschwellige Treffpunkte und Angebote für Jugendliche. Die Stephanuskirche wird als multifunktionaler Raum geöffnet, das Potenzial des Gebäudes umfänglich genutzt: Am Stahlträger im Dach, der derzeit den größten Kronleuchter Deutschlands trägt, werden raumtrennende Elemente, Sportgeräte und Technik abgehängt. Das Kirchenschiff wird in Klimazonen gegliedert, sodass mehrere Nutzungsszenarien parallel ermöglicht werden. Stadtteilinitiativen und Vereine finden in den neuen Räumen Platz für ihre umfangreichen Aktivitäten. Im Gemeindehaus entstehen Wohnungen und Gemeinschaftsflächen.

Mehr als Markt

Friedrich Degelmann – Blanca Heinrich – Julius Scheel

Die Stephanuskirche steht für die Herausforderungen urbaner Kirchenbauten: rückläufige Mitgliederzahlen, Nutzungsrückgang und daraus resultierende finanzielle Restriktionen fordern neue Strategien der Bestandserhaltung und Reaktivierung. Im Spannungsfeld von Erhalt und Transformation vermittelt ein eingestelltes Stahlskelett zwischen historischer Substanz und zeitgenössischer Nutzung. Die neue Erschließung über die Südfassade sowie subtile Eingriffe an der Außenhaut und im Straßenraum kommunizieren die Nutzungsänderung und öffnen das Bauwerk als integrativen Ort für die heterogene Nachbarschaft.

Werk Statt Kirche

Anna Mattea Iverec – Latifa Yacoub – Jakob Miersch

Der Entwurf sieht eine Neuorientierung des Ortes als täglicher Raum für die Bewohner:innen des Kiezes, als Werkstatt und Ausbildungszentrum vor. Die Vermittlung von handwerklichen Fähigkeiten (Holz, Konstruktion, Reparatur), eine Lehr-Küche (Ernährung, Hygiene, interkulturelles Kochen) und die Förderung von Selbstwirksamkeit und Gestaltungskompetenz sind ebenso Teil des Projektes wie die Begrünung des Kirchengartens mit Gemüse und Blumen und damit die Schaffung eines Lernorts für Natur- und Umweltbildung in der Stadt – Tischlerei, Gärtnerei, Gastronomie bilden den Schwerpunkt einer Werkstattkirche mit Möglichkeiten für alle.

Nachwuchs – Kiezgarten

Aiden River Zennström – Jouhara Rose – Ira von Locquenghien

Die Apsis der Kirche, der hellste und atmosphärisch stärkste Raum des Bestandes, bildet den Ausgangspunkt des Konzeptes für eine gemeinsame Kirchen-Garten-Nutzung. Unser Konzept sieht einen dreigeschossigen, modular aufgebauten Riegel, eine leichte Stahlkonstruktion mit Polycarbonatfassade, vor, der als eigenständiges Element durch die Apsis in den Garten »schießt«. Der offene Charakter des Riegels wird durch klappbare Fenster ergänzt, die eine flexible Verbindung von Innen und Außen ermöglichen. Der Riegel kann je nach Bedarf in das Kirchenvolumen integriert oder als abgeschlossener Bereich genutzt werden.



St. Adalbert-Kirche Berlin-Mitte

Opening Adalbert

Arriel Halsanandita – Lorenz Lanz

Der Entwurf will aus St. Adalbert einen Durchgangsort mit zentralem Treffpunkt und Bühne werden lassen. In der Stadt gibt es kaum noch öffentliche soziale Räume – die Kirche hat Platz dafür, ist aber verschlossen. Der Plan ist eine Durchwegung zwischen den Straßen mit einem Zentrum im ehemaligen Kirchenraum, der dafür geteilt wird. Der vormalige Eingangsraum wird zu einem offenen Begegnungsraum, dessen Mitte eine Pflanzeninsel von mediterraner Qualität bildet, daran schließt sich ein Veranstaltungsraum an. Nebenräume werden zu Arbeits- und Wohnräumen.

Osterkirche Berlin-Wedding

Kiezkirche

Timon Bock – Hanna Görgens – Lejla Mujkic

Die Osterkirche wird vielfach genutzt. Doch die Aktivitäten finden fast alle im Kirchenschiff statt. Dadurch entsteht eine Überlagerung ohne Ordnung: vieles ist unkoordiniert, parallele Nutzung nicht möglich. Gleichzeitig ist alles zugestellt, wertvolle Fläche blockiert. Das Potenzial bleibt ungenutzt: Statt lebendiger Mittelpunkt des Kiezes ist die Kirche leer oder chaotisch gefüllt. Das Konzept zur Analyse: ein flexibel nutzbarer Freiraum, kombiniert mit klar strukturiertem System aus eingefügten Räumen. Die neuen Raumelemente besitzen spezifische Fähigkeiten und ermöglichen eine parallele, konfliktfreie Nutzung.

Osterkirche Vertikal

Johann Wilsdorf – Julius Hattig – Hannes Ewald

Im Zentrum des Projektes steht die Neuerschließung der Kirche. Der Haupteingang wird auf die Nordseite verlegt und so eine neue Achse gebildet. Diese bietet einen Durchgang von der Straße in den Garten und teilt das Schiff in zwei Zonen: auf der einen Seite unter der Empore einen Treffpunkt mit Gemeinschaftsküche, auf der anderen einen Veranstaltungsraum. Auf der neuen Achse wird eine Holzstruktur platziert, über die die Erschließung bis in das Dachgeschoss erfolgt. Über der Struktur ist ein Dachfenster eingesetzt, das die Belichtungssituation der Kirche erheblich verbessert und eine neue, beeindruckende Raumatmosphäre schafft.

Kiezküche

Myrna Schmidt – Rohini Verma – Florence Meger

Das Projekt formt aus Bestehendem Zukunft: Einen Schutzraum, der nährt – einen Ort der Würde, Gemeinschaft und Teilhabe für Frauen ohne festen Wohnsitz – Architektur als soziale Bewegung. Mit diesem Verständnis orientiert sich der Entwurf nicht nur funktional an den Bedürfnissen, sondern übersetzt diese in eine räumliche Dramaturgie: eine Architektur, die soziale Prozesse begleitet und Vertrauen in Raum verwandelt. Das Herzstück bildet ein spiralförmiges Erschließungssystem, das sich aus den erweiterten Emporen entwickelt und wie ein Band durch den hohen, weiten Raum zieht – von öffentlich zu privat, von Begegnung zu Rückzug.

Himmelfahrtskirche Berlin-Gesundbrunnen

Philharmonie am Humboldthain

Tatiana Białek

Ausgangspunkt meines Projekts war eine Ortsanalyse, bei der schnell deutlich wurde, dass das direkte Umfeld der Himmelfahrtskirche in Berlin-Wedding kulturell wenig zu bieten hat. Die Himmelfahrtskirche wurde einst aufgrund hoher Nachfrage errichtet, heute wird sie von der Kirchengemeinde nur noch alle drei Wochen für einen Sonntagsgottesdienst genutzt. Der Raum wird aber regelmäßig von Nutzer:innen mit musikalischem Hintergrund verwendet. Daraus entstand die Idee, die bestehenden Nutzungen zu stärken und gleichzeitig das kulturelle Angebot des Viertels zu erweitern – durch die Transformation der Kirche in eine Philharmonie.

Kiezkern

Glascha Khajinskii – Leila Murzeau – Ben Decker – David Löken

Der Entwurf einer transformierten Himmelfahrtskirche orientiert sich an einer Teilung der Kirche in zwei getrennte Räume, die dem religiösen Bedürfnis weiter Raum geben und gleichzeitig neue Nutzungen integrieren. Das geschieht vor allem durch die neue Öffnung der Kirche an der Längsseite und die damit verbundene Öffnung in den umschließenden Parkraum. Der verbleibende große, den Altarraum integrierende Raum steht für Gottesdienste ebenso offen wie für musikalische Proben, Sport und Tanz. Die andere Raumhälfte wird zweigeschossig und ermöglicht die Nutzung in kleinen, konzentriert arbeitenden, Yoga- oder Hausaufgabengruppen.



Kirche am Seggeluchbecken Berlin-Märkisches Viertel

Buch & Bühne

Hermine Braatz – Josephine Siegel

Ziel unseres Projekts ist die Entwicklung eines kohärenten Nutzungskonzepts. Bestehende Nutzergruppen sollen stärker mit der lokalen Bewohnerschaft vernetzt werden, um soziale und kulturelle Synergien innerhalb des Quartiers zu fördern. Ein besonderer Fokus liegt auf der Bereitstellung von Spiel-, Lern- und Rückzugsräumen für Kinder, Jugendliche und Studierende. Bei den beengten Wohnverhältnissen vieler Familien im Märkischen Viertel bietet die Kirche ein wertvolles Angebot an Proben-, Nachhilfe- und Lernorten. Diese tragen zur Verbesserung individueller Bildungschancen bei und stärken die soziale Infrastruktur des Quartiers.

St. Johanniskirche Berlin-Tiergarten

Re/Church

Coco-Mieke Stach – Paula Wintzer

Auf dem Gelände der St. Johanniskirche entsteht ein Ensemble gemeinschaftlicher Nutzung. Bestehende Strukturen werden neu geordnet, Bedarfe neu gedacht. Zentrale Funktionen wie Kita, Seniorenwohnen, Kunst und Kultur werden neu organisiert und durch gezielte Maßnahmen gestärkt. Die Kirche bleibt Mittelpunkt des Quartiers – nicht mehr allein durch Glauben, sondern durch alltägliches menschliches Miteinander. Ein neues Seniorenwohnheim, ein Künstlerhaus mit Stipendienprogramm, eine Jugendherberge und die Umnutzung des Kirchturms für AirBnB sorgen für generationsübergreifende Begegnungen und finanzielle Tragfähigkeit.

Idee und Auswahl: Klaus-Martin Bresgott

Ausstellungskonzept: Klaus-Martin Bresgott, Ralf Klöden

Aufbau und Begleitung: Frithjof B. Bresgott





St. Johannes-Kirche Niederzwönitz

Umgestaltung und funktionale Neuordnung des Kircheninnenraums

Architektur: studio kaefi – Jonas Käckenmester und Kay Fischer

Modell: Anna Schneibel, Ferdinand Helmecke und Konstantin Pussert

Die im 18. Jahrhundert erbaute und denkmalgeschützte evangelische Kirche St. Johannis soll einen neuen architektonischen Ausdruck für ihre gemeinschaftliche Weiterentwicklung finden. Ihr jetziger Zustand ist ein über die letzten 200 Jahre gewachsenes Konvolut, das nun durch gezieltes Wegnehmen und Ergänzen neuen Gestaltungsspielraum für vielfältige Nutzungen erhalten soll.

Das Ziel des Entwurfs ist es, mit einem innovativen architektonischen Konzept Antworten auf die Frage zu geben, wie künftig mit denkmalgeschützten evangelischen Kirchen im gesellschaftlichen Wandel umgegangen werden kann. Durch die Transformation des Denkmals im Dialog mit der Gemeinde soll das Gebäude als Teil des kulturellen Verständnisses erhalten bleiben. So wird sichtbar, dass die Kirchengemeinde hier »weiterbaut«.

Vielfältige Gemeinde und wandelbare Räume

Wir verstehen die St. Johannis-Kirche als einen Ort der Gemeinschaft und als räumlichen Ausdruck fortlaufender Entwicklungs- und Veränderungsprozesse über die letzten 200 Jahre. Durch eine funktionale Neuordnung des Kircheninnenraums und der angrenzenden Räume sollen nun entsprechend einer vielfältigen Gemeinde wandelbare Nutzungsmöglichkeiten entstehen. Der vorgeschlagene Entwurf versteht sich als Teil eines Prozesses, der über ein neues Raumangebot hinaus auch künftige Veränderungen der Kirchlichkeit anstoßen und bewusst mit einbeziehen soll.

Damit die neue vielfältige St. Johannis-Kirche entstehen kann, werden die monofunktionalen Emporen-Einbauten und die Kirchenbänke chirurgisch entfernt und im Geiste ihrer räumlichen Idee entwickelt sich ein neuer, multifunktionaler Einbau, der die historische Gliederung des Kirchengrundrisses respektiert und zugleich neue Nutzungsmöglichkeiten eröffnet. Das ergänzte Bauteil fügt die bestehenden Treppenhäuser und dessen angrenzende Räume zu einem schlüssigen und dennoch wandlungsfähigen Konstrukt zusammen. Darüber hinaus werden nur minimale Eingriffe in den Bestand vorgenommen, die das Vorhandene respektvoll und sinnvoll mit einbeziehen.

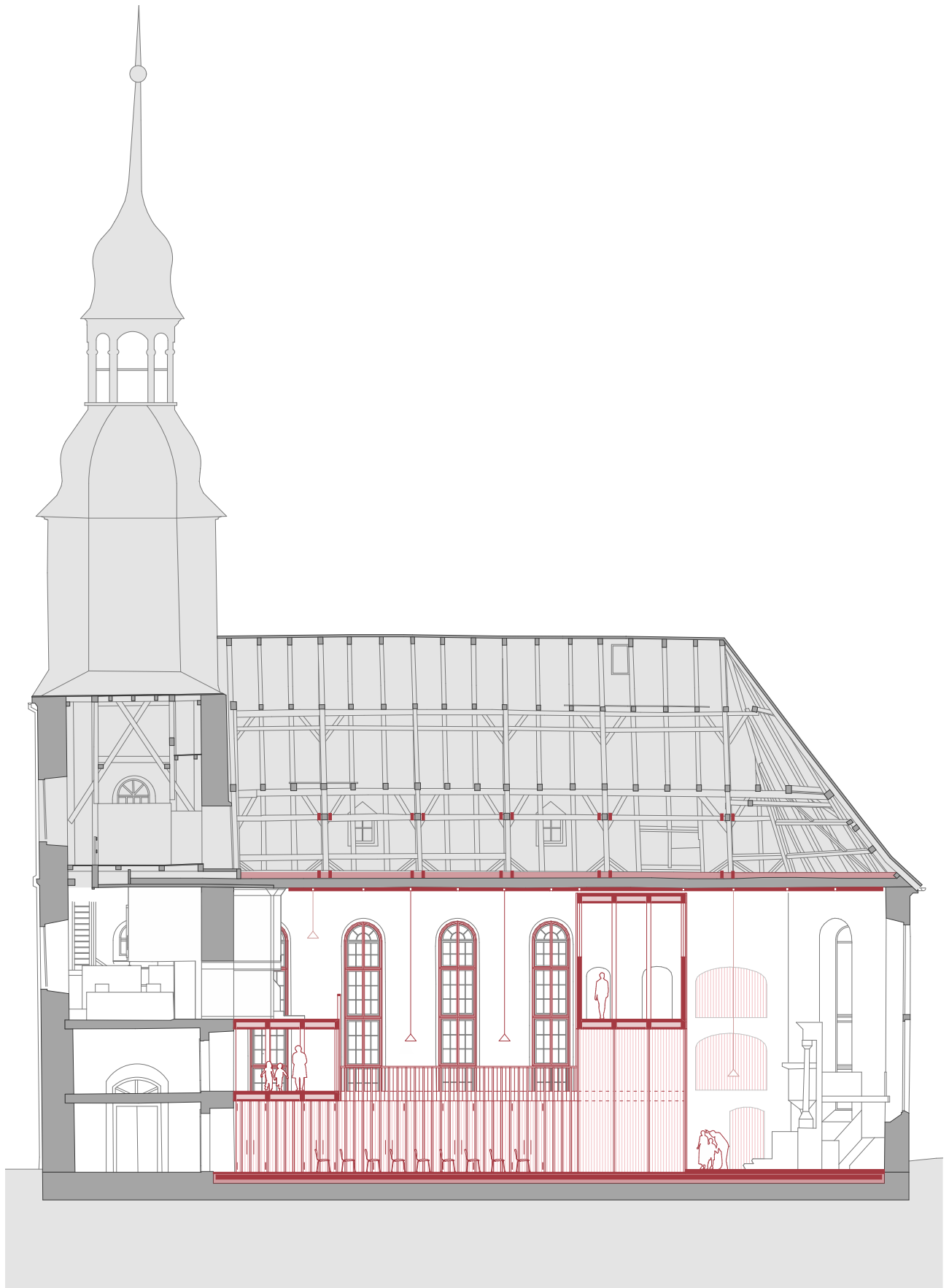


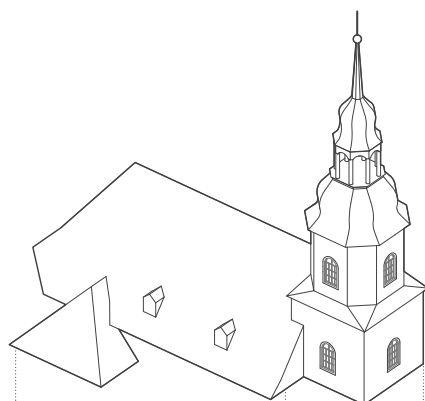
Kontinuität und architektonische Transformation

Der neue Einbau ist im architektonischen Ausdruck ein sinnstiftender Moment eines Impulses, der die Identifikation der Kirchengemeinde fördern und die kirchliche sowie kulturelle Anziehungskraft steigern soll. Er erhält die geistlichen Versatzstücke und adaptiert die vorhandenen spirituellen Räume. Gleichzeitig antwortet er mit neuen Nutzungsmöglichkeiten auf die Herausforderungen einer sich fortentwickelnden Gesellschaft.

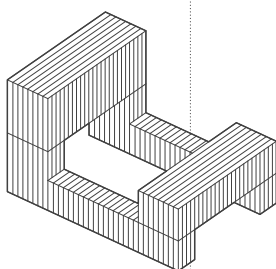
Das historische Gebäude mit seinen geistigen Elementen ist der Maßstab für alles neu zu Denkende. Der Altarraum und der Altar bleiben in ihrer Ausgestaltung und Lage erhalten, ebenso die Orgel und deren Prospekt. Die Artefakte verbleiben in ihrem Kontext und erhalten, durch die Möglichkeiten der räumlichen Trennung, neue Raumproportionen und damit eine neue Intensität. Dabei bleibt der historisch bedeutsame und raumgreifende Kirchenraum erhalten, und seine räumliche Wirkung wird grundsätzlich bewahrt. Es entsteht ein zeitgemäßes und vielfältig nutzbares Kirchenkontinuum mit flexiblen und optimalen Raumgrößen und Nebenräumen.



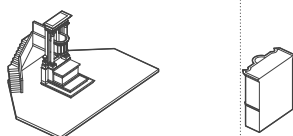




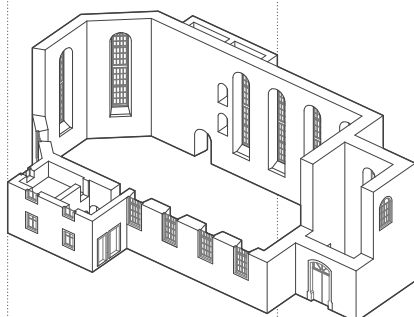
Dach



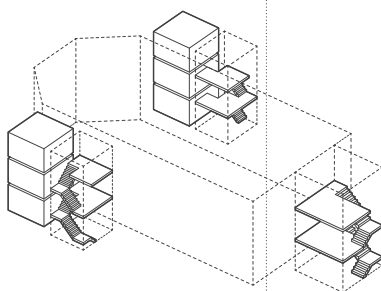
neuer Baustein
als Einbau



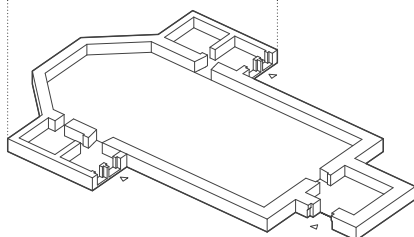
Altar und Orgel



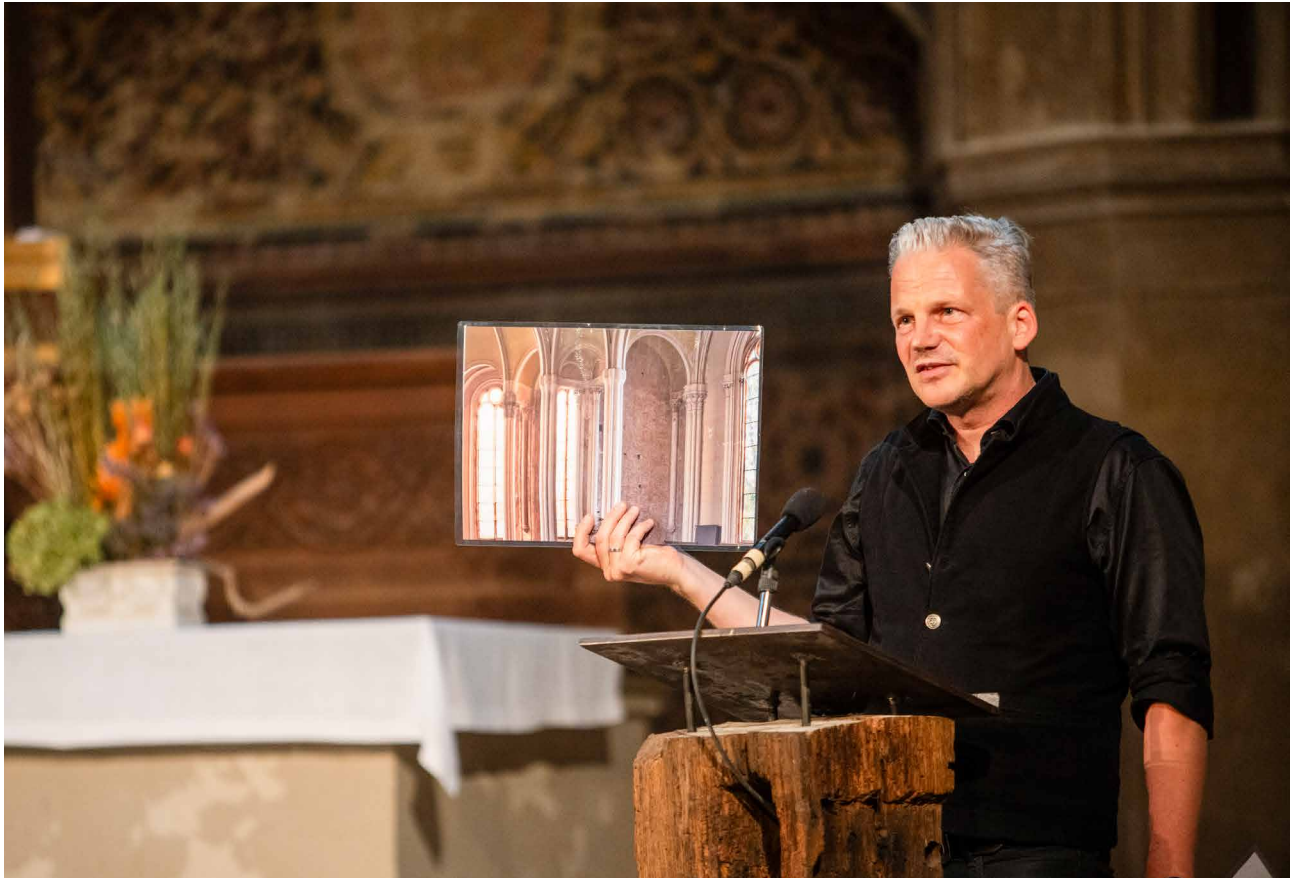
Raumhülle



vorhandene
Raumpotenziale
und Verbindungen



Grundrissfigur



Führung Zionskirche

Dr. Jens Birnbaum, BDA, leitender Architekt der Restaurierung

Restaurierung als Fragment

Sehr geehrte Damen und Herren,

Die seit 2009 bei laufendem Betrieb erfolgte Sanierung der Zionskirche steht kurz vor dem Abschluss. Eine umfassende Restaurierung der gesamten Raumschale macht die Kirche als Fragment der Geschichte des 20. Jahrhunderts sichtbar, indem sie Brüche und Verletzungen des Raumes bewusst herausarbeitet.

Im kollektiven Gedächtnis ist die Zionskirche, 1866 bis 1873 nach Plänen des Architekten August Orth errichtet, als Ort des Widerstands gegen zwei deutsche Diktaturen fest verankert. In den 1930er Jahren wirkte Dietrich Bonhoeffer als Pastor in der Kirche. Heutzutage ist sie vor allem als Treffpunkt der DDR-Oppositionsbewegung bekannt. So ist die Zionskirche ein Ort, der für eine Auflehnung gegen historisch glänzende Erzählungen von Geschichte steht. Und für den Mut, Geschichte als etwas Komplexes, Fragiles und manchmal Widersprüchliches aufzeigen.

Dieser Geist des Ortes bildete den Ausgangspunkt der aktuellen Sanierung. Auch baulich stellt sich die im Zweiten Weltkrieg stark beschädigte Kirche als Fragment dar. Auf eine zunächst notdürftige Wiederherstellung in den 1950er Jahren folgte eine längere Phase der baulichen Vernachlässigung. So zeigten sich im Kirchraum eine Vielzahl von Schadensbildern. Zudem wurde die Raumschale durch einen farblich und materialtechnisch ungünstigen Anstrich der Gewölbe dominiert. Seit den 1980er Jahren erfolgte eine Reihe einzelner Baumaßnahmen zur Wiederherstellung der Kirche. 2009 begann die Planung für ein Gesamtkonzept zur Instandsetzung des Kirchraums.

Das Sanierungskonzept

Zu Beginn der Arbeiten stand die bewusste Entscheidung, auf eine Rekonstruktion einer bestimmten historischen Zeitschicht zu verzichten. Vielmehr bestand Konsens, die Zionskirche als Fragment der Geschichte des 20. Jahrhunderts zu restaurieren. Auch in theologischer Hinsicht verweist das Motiv des Fragments auf Verletzlichkeit und Vergänglichkeit. So wurde die Neugestaltung auf Grundlage restauratorischer und bauhistorischer Befunde verschiedener Zeitschichten entwickelt, die sich innerhalb der Kirche in unterschiedlichen Erhaltungszuständen zeigten.

Wer die Kirche betritt, gelangt zunächst in die in dunklen Tönen gehaltene Vorhalle. Anschließend öffnet sich der helle und einladende Kirchraum, getragen von dunkler gehaltenen Architekturgliedern. Die Gewölbekappen sind in einem wolkig-lebendigen Blaugrau gehalten. Die auf dem gealterten Originalputz lasierend hell gefassten Wände werden von der stärker vergilbten Turmhalle hin zur Apsis heller – in Anknüpfung an die im Sakralbau tradierte Deutung der Apsis als Ort der symbolischen Auferstehung.

Der ganzheitliche Gesamteindruck entsteht aus verschiedenen, sensibel miteinander verwobenen Zeitschichten. Die umbräfarbenen Pfeiler und Dienste gehen auf die zweite Aus-



malung der Kirche von 1913 zurück. Sie verbinden sich mit der terrakottafarbenen Erstfassung, die durch Elemente aus dem tatsächlichen Material gestärkt wird – etwa durch die bauzeitlichen Bodenfliesen, die Maßwerke der Fenster und das kunsthandwerkliche Meisterstück der Kanzel. Wenn die Sonne scheint, lassen die Chorfenster der 1950er Jahre ihre Pastelltöne auf den strukturiert gehaltenen Wänden spielen und fügen so auch die Schicht der Nachkriegszeit in eine harmonische Balance aus kühlen und warmen Farben.

Insgesamt gesehen, haben sich die gefassten Oberflächen unterhalb der Empore wesentlich besser erhalten als in den oberen Wandbereichen. Daher wurde der Alterswert im unteren Bereich bewusst betont und Spuren der Geschichte erkennbar herausgearbeitet, wohingegen oberhalb stärker auf gestalterische Interpretation gesetzt wurde. Ornamentmalerei hatte sich nur im Bereich der Apsis erhalten. Durch behutsame Restaurierung wird hier nun exemplarisch das Neben- und Übereinander zeitlich verschiedener Farbschichten und auch Fehlstellen ablesbar. So zieht sich das Konzept der Restaurierung als Fragment vom Großen bis ins Detail.

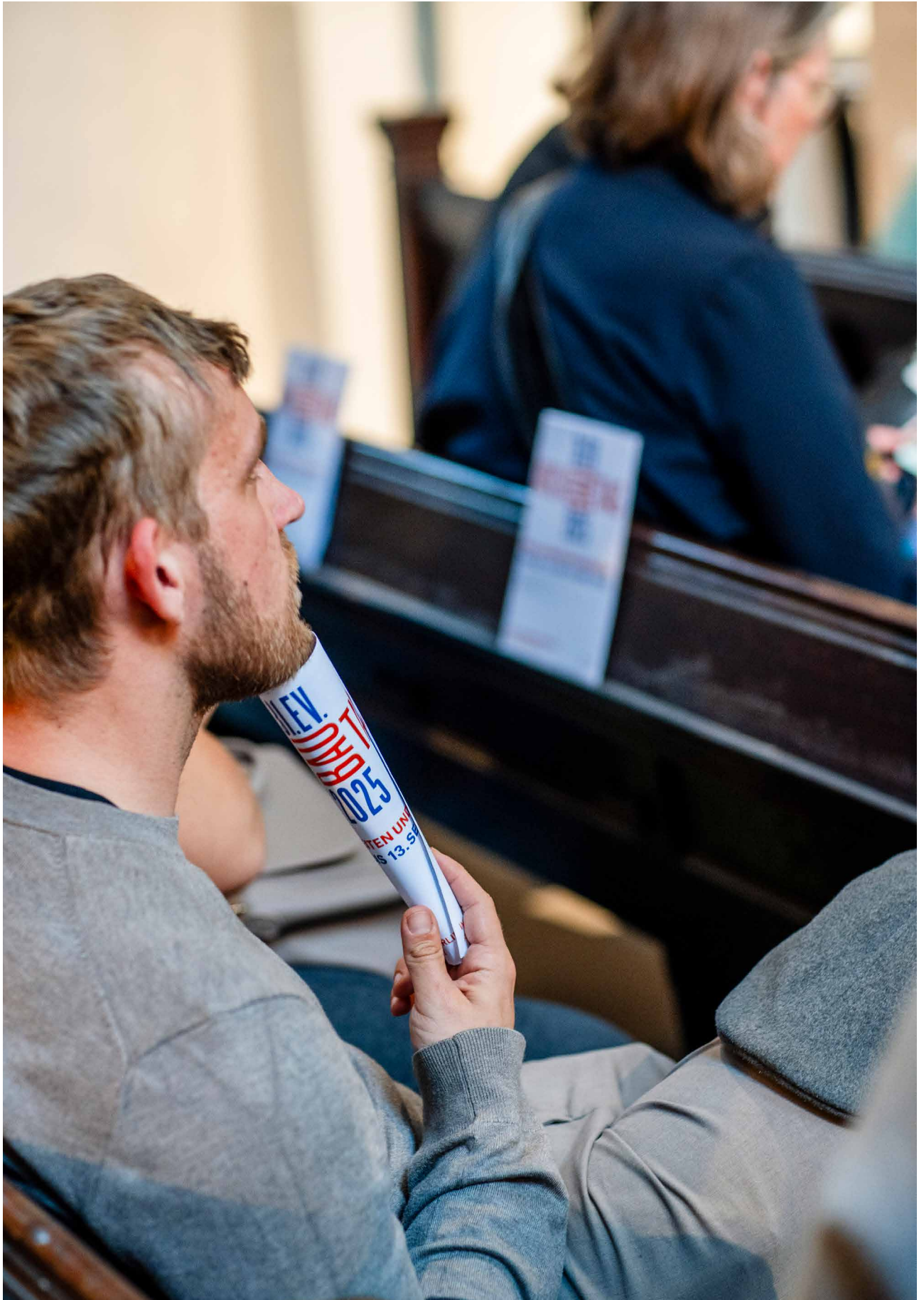
Detail für Detail, Zeitschicht um Zeitschicht: Die Herangehensweise entsprechend der im Kirchenbau üblichen Praxis gliederte den Bauprozess in mehrere Abschnitte – von der Pflicht zur Kür. Im ersten Schritt erfolgten Arbeiten zum Bauwerkserhalt und zur Funktionsertüchtigung der Kirche. Zunächst wurden die von Feuchte geschädigten Sockelwände durch äußere Abdichtung und eine wandbegleitende Heizung durch Bodenkonvektoren trockengelegt. Weitere Maßnahmen umfassten die Restaurierung der stark geschädigten Fenster und Maßwerke, die Erneuerung der Hausanschlüsse, der Einbau einer Heizungsanlage und neuer Sanitärräume im Keller.

Als erste Annäherung an den Kirchraum wurden die ruinösen Sakristeien saniert und erhielten eine neue Farbfassung, die sich auf den Auf- und Untergang der Sonne bezieht. Anschließend folgte die Sanierung der Vorhalle, gewissermaßen als zweite »Fingerübung«. Danach konnte die Arbeit im Kirchraum beginnen, wo die Restaurator:innen zunächst groß angelegte Freilegungen und anschließende Musterrestaurierungen vornahmen. Aufbauend auf den Befunden wurde schrittweise und mit Hinblick auf das zugrunde liegende Gesamtkonzept eine ausgewogene Neuinterpretation der Raumgestaltung entwickelt.

In vielen Diskussionen aller Beteiligten wurde Detail für Detail, Zeitschicht um Zeitschicht, um die jeweils richtige Herangehensweise gerungen. Im heutigen Ergebnis stecken großes handwerkliches Geschick und unzählige gemeinsame Bemusterungen der Ausführenden, um die jeweils passenden Oberflächenqualitäten zu finden. Ob Konservieren, Kitten von Fehlstellen oder Retusche – bei genauem Hinsehen findet sich das gesamte Spektrum restauratorischen Könnens wieder.

Wiedererrichtung des Altars und eine neue Orgel

Anschließend an die weitgehend vollendete Restaurierung des Kirchraums folgen nun zwei gezielt gesetzte Akzente. So wird der kriegszerstörte Altar als Anastylose der verbliebenen Marmorteile wieder errichtet. Hierbei wird der fragmentarische Charakter bewusst betont und das Gesamtkonzept der Sanierung im liturgischen Mittelpunkt des Kirchraums als »pars pro toto« in Szene gesetzt. Um Kirchraum und Klang neu zusammenzuführen, erhält die Zionskirche zudem eine neue Orgel des 21. Jahrhunderts, die auf einen Gestaltungswettbewerb im Rahmen des Projekts KlangRaumZion zurückgeht.



Auftaktandacht: Willkommen in Berlin

Bischof Christian Stäblein, Ev. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz,
und Kulturbeauftragter Prof. Dr. Johann Hinrich Claussen, Kulturbüro des Rates der EKD
Musik: Uwe Steinmetz (Saxophon) und Arno Schneider (Orgel)

31. EV. KIRCHENTAG 2025

**WIRKLICHKEITEN UND WEGE
BERLIN 11. BIS 13. SEP. 2025**

**WILLKOMMEN IN BERLIN
AUFTAKTANDACHT**

EKD
KULTURBÜRO

Ein Haus, zur Zuflucht da

Text und Melodie: Janne Mark (2009)

deutsch: Johanna Wittmack, Klaus-Martin Bresgott (2025)

1. Ein Haus zur Zu - flucht da, Du bist will -
 2. Ein Haus zur Zu - flucht da, Du bist will -
 3. Ein Haus zur Zu - flucht da, Du bist will -
 4. Ein Haus zur Zu - flucht da, selbst dann, wenn
 5. Ein Haus zur Zu - flucht da, Du bist will -

3. komm', wirst es er - fahr'n. Er - baut aus
 2. komm', wirst es er - fahr'n. Ein Haus, wo -
 3. komm', wirst es er - fahr'n. Ein Haus, für
 4. das dein Plan nicht war o - der für
 5. komm', wirst es er - fahr'n. Ein Haus, wo

5. Stein, durch Geist und Leib, er - hebt sich weit, so
 2. rin die Lie - be wohnt, weg - wei - send dient, wo
 3. die Trost - su - chen - den, die hoff - end an den
 4. das, was du von hier mit - nimmst zu dir. Du
 5. Lie - be als Ge - setz, al - les er - setzt und

8. fest und un - be - irrt, ein Haus, das sich nach
 2. Miss - mut sie er - lebt, ver - spricht dir Gott, dass
 3. Tür - en steh'n und seh'n, wo - ran sie sonst so
 4. bist hier stets will - komm', falls du ein an - der
 5. was ein je - der wählt, auch zählt, weil uns ge -

11. Hei - mat an - fühl'n' wird.
 2. er stets zu dir steht.
 3. oft vo - rü - ber - geh'n.
 4. mal willst wie - der - komm'.
 5. mein - sam dann nichts fehlt.



EIN PSALM FÜR DEN KIRCHBAUTAG

Johann Hinrich Claussen nach den Psalm-Übersetzungen
von Arnold Stadler und den Psalm-Dichtungen von Uwe Kolbe

Unsere Herzen sind bereit, o Gott, wir wollen dir singen.

Wach auf, Seele! Wach auf, Orgel und Saxofon!

Zeig deinen Glanz, o Gott, auf der ganzen Erde.

Und füll mit ihm dieses Haus.

Wir sind in Zion, einem weiten und hohen Raum.

Die Menschen ziehen hinauf und suchen dich hier.

Alle, die dich lieben, seien hier geborgen.

Friede herrsche in diesen Mauern.

Friede sei mit dir, sagen wir hier unseren Geschwistern.

Wer darf in deiner Nähe sein? Wer darf in Zion wohnen?

Alle, die leben, wie es recht ist,

die aus ganzem Herzen die Wahrheit sagen,

die keine Gewalt üben,

die niemandem ein Leid antun.

Die Hoffenden lädst du in dein Haus.

Die Sehrenden führst du unter den offenen Himmel.

Hoffen und handeln

Text: Klaus-Martin Bresgott (2025)

Melodie: Nikolaus Selnecker (1587), Johann Crüger (1649)



1. Heut', hier, in die - ser Stun - de sind
2. Wir wol - len neu be - gin - nen mit
3. Gott, du hast vie - le Na - men, die
4. Gib Phan - ta - sie und Klar - heit, Kraft,

3
1. wir in die - se Rund - de ge -
2. kla - ren, wa - chen Sin - nen, ge -
3. Welt trägt dei - nen Sa - men, dein
4. Freu - de, Mut zur Wahr - heit, die

5
1. kom - men vol - ler Hof - fen, der
2. mein - sam seh'n und han - deln, zu -
3. Haus, an dem wir bau - en, schenkt,
4. Viel - falt zu ver - steh - hen, die

7
1. Geist, das Herz ist of - fen.
2. hö - ren und ver - wan - deln.
3. schafft und braucht Ver - trau - en.
4. We - ge neu zu geh - hen.

Einladung zum offenen Abend – Reinhard Mawick, Chefredakteur »zeitzeichen«

Arno Schneider – Orgel

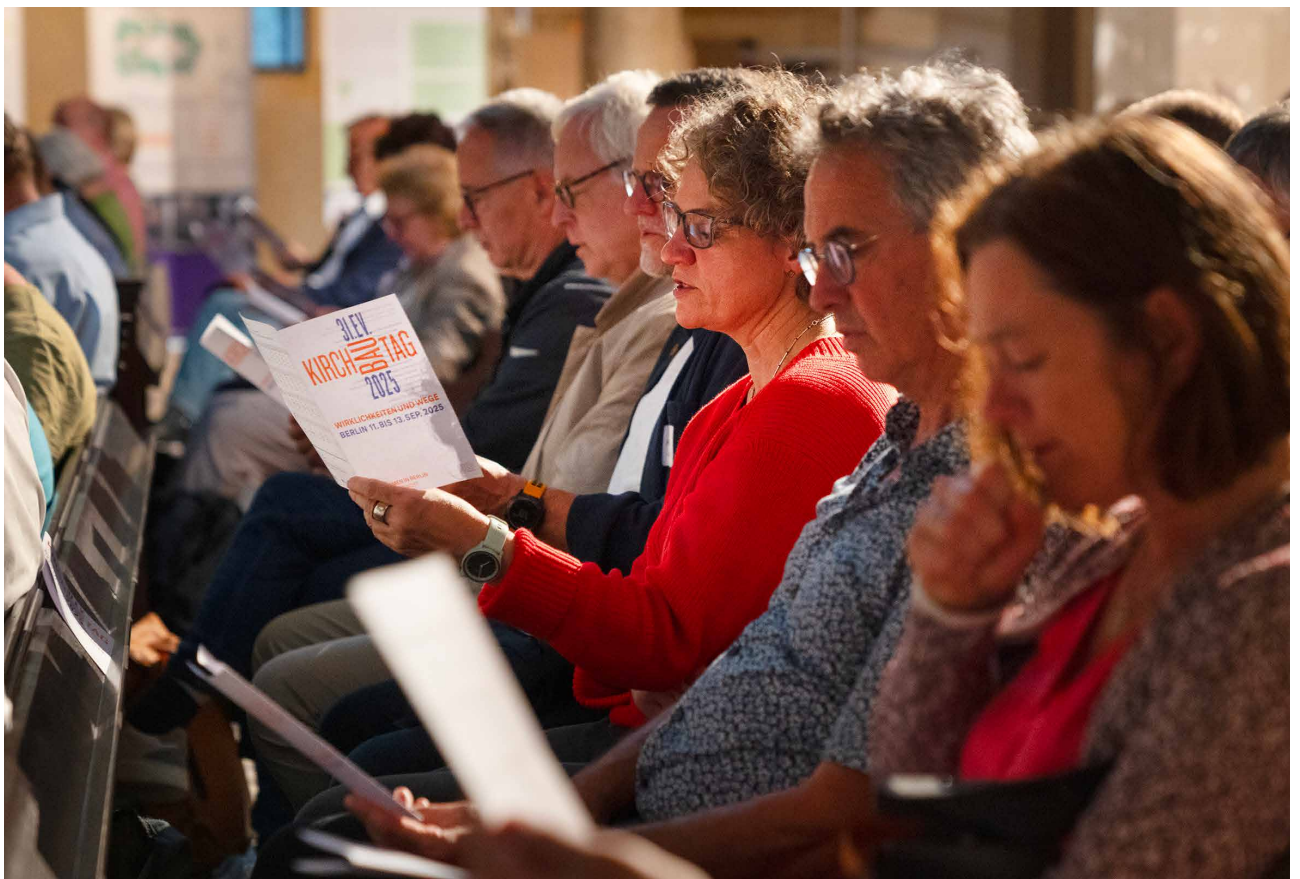
Uwe Steinmetz – Saxofon

Johann Hinrich Claussen – Kulturbbeauftragter des Rates der EKD

Christian Stäblein – Bischof der EKBO

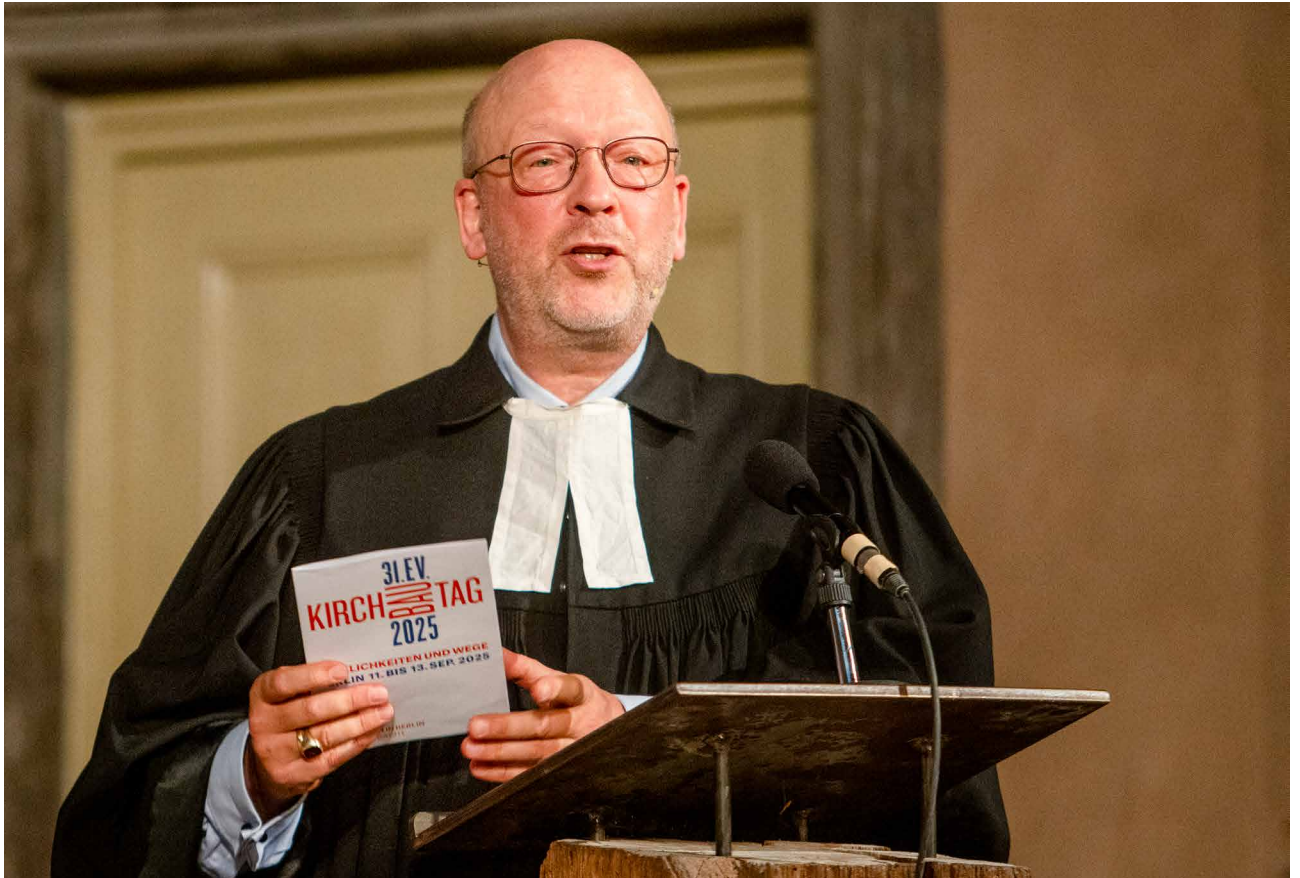
zeitzeichen
Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

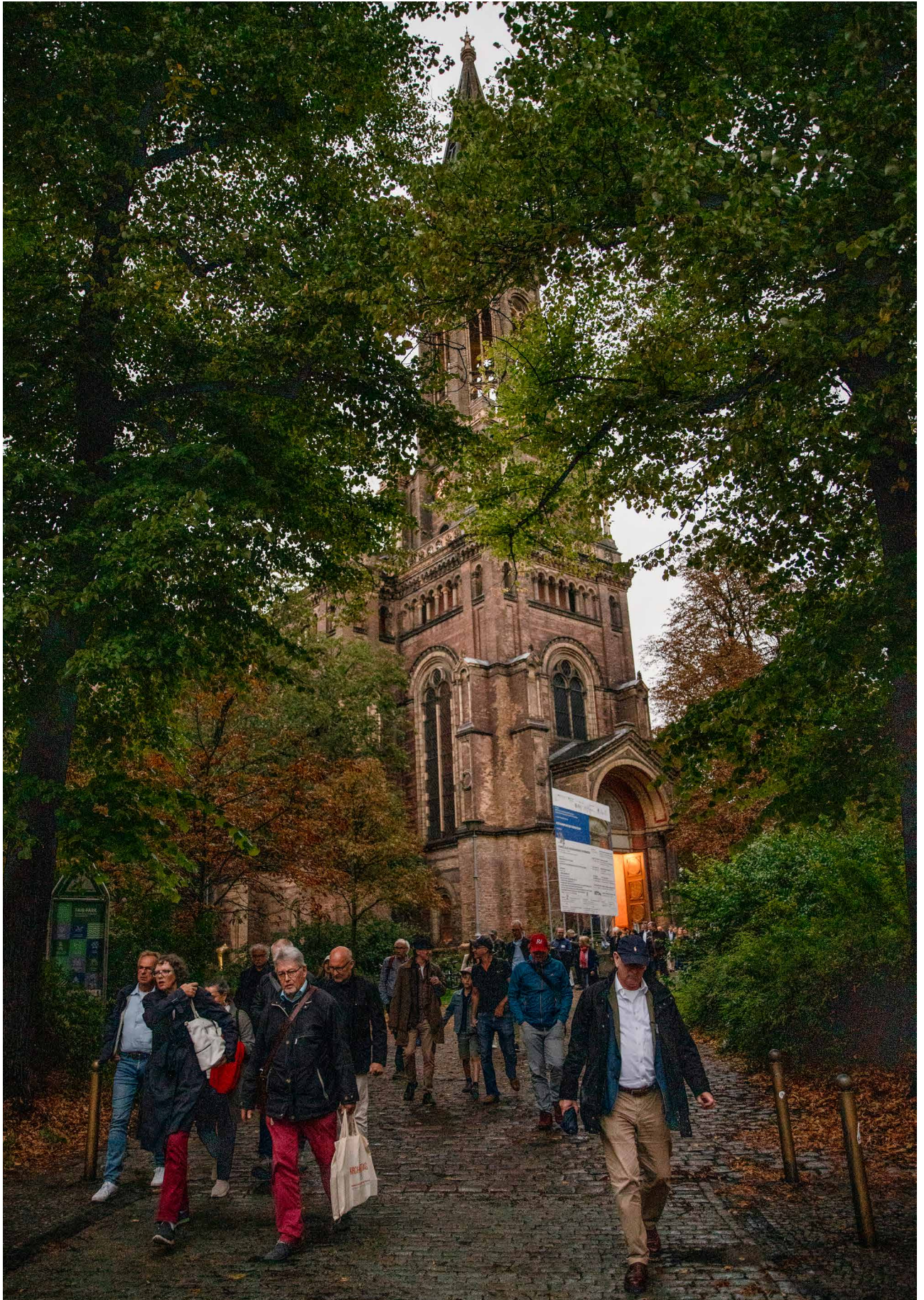
 Bank für Kirche
und Diakonie





Auftaktandacht







KEBAP



KLASSIK BEEF KEBAP

GEGRILLTES RINDFLEISCH ODER VEGETARISCH,
SALAT, ROTKOHL, ROTE ZWIEBELN, SAURE
GURKEN UND FLEISCHTOMATEN

IM BROT ODER ALS BOWL

SAUCEN [DIE QUAL DER WAHL]

KNOBLAUCH
KRÄUTER
SCHARF
JOGHURT





12.9.2025
FACH-TAG
VORMITTAG

IMPULSE
+
DEBATTE

Konzeption und Organisation: Klaus-Martin Bresgott
Moderation: Andreas Hillger
Ort: Zionskirche

Begrüßung

Dr. Stefan Rhein, Beirat des Kirchbautags

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Freundinnen und Freunde des Kirchbautags,

im Namen des Kulturbüros der Evangelischen Kirche in Deutschland und des Beirats des Kirchbautags darf ich Sie hier in Berlin sehr herzlich begrüßen. Die Gastgeber freuen sich, dass die Einladung auf große Resonanz gestoßen ist, so dass wir leider schon vor etlichen Tagen bei der Buchung Nr. 480 die Anmeldungsliste schließen mussten.

Vielleicht konnten Sie sich gestern bei den Exkursionen oder beim gemeinsamen Abend schon im Kreis der Teilnehmenden umschauen, alte Bekannte treffen und neue Gesichter kennen lernen. Ein Kirchbautag ist ein Ort der Information, ein Ort der Debatte, wo sich alle die treffen, denen die Zukunft der Kirchengebäude am Herzen liegt. Allein schon an den Kooperationspartnern dieses Kirchbautags 2025 können Sie ersehen, wie breit der Fokus des Interesses ist. Neben dem Kulturbüro der EKD steht die Katholische Akademie in Berlin, denn das Nachdenken über die Zukunft von Kirche und ihren Gebäuden hört nicht an den konfessionellen Grenzen auf; es betrifft beide großen Kirchen, in deren Obhut in Deutschland rund 44.000 Kirchengebäude stehen, dazu noch Gemeindezentren und Pfarrhäuser, vielleicht insgesamt 100.000 kirchliche Immobilien.



Als Kooperationspartner ist auch das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz dabei. Die Kirchen sind einstmals für die Ewigkeit gebaut worden, doch die Ewigkeit scheint auf einmal begrenzt und droht zwischen Denkmalerhalt und Immobilienmanagement zerrieben zu werden. Stattdessen Formen und Strukturen des kooperativen Miteinanders zu diskutieren und einzuüben – auch dafür kann ein Kirchbautag Anregungen geben. Dass die Weiterentwicklung der Kirchenbauten, ihr baulicher Erhalt, häufig gekoppelt mit räumlichen Umstrukturierungen für mögliche Umnutzungen und Neunutzungen, eine anspruchsvolle baukulturelle Aufgabe ist, liegt auf der Hand; die Bundesstiftung Baukultur, ein weiterer Kooperationspartner, plädiert mit der Einführung des Begriffs der »goldenen Energie« für eine neue Umbaukultur, die den immateriellen, kulturellen, sozialen, atmosphärischen, emotionalen und gestalterischen Mehrwert von Bestandsgebäuden beachtet und sensibel weiterschreibt. Als vierter Kooperationspartner ist die Zeitschrift *zeitzeichen* dabei, die bereits in den letzten Monaten immer wieder mit Artikeln auf Themen und Best-Practice-Beispiele für die Zukunft der Kirchgebäude vor allem mit Blick auf kirchliche und profane Mischnutzungen hingewiesen hat. Kommunikation auch außerhalb der engen Kirchenmauern wird zu einer zentralen künftigen Aufgabe. Dies zeigt sich deutlich an der öffentlichen Debatte über die Forderung des 2024 veröffentlichten Manifests »Kirchen sind Gemeingüter!«, Kirchengebäude als Allgemeingut und als Allgemeinaufgabe zu betrachten.

Berlin ist zum dritten Mal Ort des Evangelischen Kirchbautags. Bei den beiden Kirchbautagen 1948 und 1957 waren Wiederaufbau und Neubau die zentralen Stichworte. 1957 lautete das Thema »Der Kirchenbau in der Stadt der Zukunft« und der Blick war auf die Bauaufgaben für die neuen Gemeinden gerichtet, ja, es ging um die, so wörtlich, Wiederentdeckung der bauenden Gemeinde. Fast 70 Jahre später nun der dritte Kirchbautag in Berlin: Geblieben ist die Wertschätzung für die Kirchenbauten: Kirchen als Identitätsorte, als Teil der sozialen Infrastruktur, als Oasen der Ruhe für Leib und Seele, als baukulturelles Erbe, als dritte Orte oder gar als vierte Orte, also als Orte der Begegnung und des Austauschs, die über die Funktion als Treffpunkte für die Gesellschaft noch eine spirituelle Qualität besitzen. Es hat sich aber auch viel geändert in den Jahrzehnten zwischen 1948 und 2025: Die heutigen Realitäten werden bestimmt von einer schwindenden Zahl von Kirchenmitgliedern, einer schwierigen finanziellen Situation der Kirchen und einer Vertrauenskrise von Kirche und Religion.

»Wirklichkeiten und Wege« – so haben wir den 31. Evangelischen Kirchbautag betitelt. Es geht um ein offenes, ehrliches Wahrnehmen der Realitäten, aber nicht um ein Steckenbleiben im Ausweglosen. Wir würden gern mit Ihnen ein optimistisches Zeichen nach innen und nach außen senden, mit dem wir hoffnungsvoll auch die Publikation betitelt haben, die Sie in Ihren Tagungsmappen mitbekommen haben: »Leben statt Leere« – das will Appell, Ermutigung sein, Chancen zu ergreifen, denn ein freier Raum generiert nicht nur in der Physik, sondern auch im Leben neue Energien.

Kultur, gesellschaftlicher Zusammenhalt, Kirchen- und Religionsfragen: all das kommt, sehr geehrte Frau Senatorin Wedl-Wilson, in Ihrer Senatsverwaltung zusammen. Kulturelle Bildung, Teilhabe, Partnerschaften: das sind auch wichtige Themen in den verschiedenen Vorträgen und Workshops dieses Kirchbautags. So freuen wir uns sehr, dass Sie heute bei uns sind und zu uns ein Grußwort sprechen. Seien Sie herzlich willkommen!

Grußwort

Sarah Wedl-Wilson, Senatorin für Kultur und Gesellschaftlichen Zusammenhalt

Liebe Teilnehmende des 31. Evangelischen Kirchbautages,

ich freue mich sehr, Sie als Senatorin für Kultur und Gesellschaftlichen Zusammenhalt heute hier in Berlin begrüßen zu dürfen.

Als ich am 22. Juni in meinem Amt als Senatorin im Plenum des Berliner Abgeordnetenhauses vereidigt wurde, konnte ich wählen, ob ich den Eid mit oder ohne »Gottes Hilfe« ablegen möchte. Für mich war klar, dass Gott dabei sein muss, in diesem Amt kann ich jede Hilfe gebrauchen! Es ist mir tatsächlich ein Bedürfnis gewesen, diese große Aufgabe mit dieser gesellschaftlichen Verantwortung in einem größeren Kontext zu sehen und in einen Kontext zu setzen, der meinen Glauben und meine Religion mit einschließt. Religion ist für viele Menschen ein wesentlicher Teil ihres Lebens. Sie gibt ihnen Halt und Orientierung, aber auch Trost und Zuversicht in einer sich stetig wandelnden Welt mit gesellschaftlichen und privaten Herausforderungen, die jedes Leben so mit sich bringt. Religion ist dabei für Christen sowohl ein wichtiger Baustein unserer gemeinsamen historischen und kulturellen Identität als auch eine sehr persönliche Sichtweise und Ausgestaltung des eigenen Lebens in unserer Gemeinschaft.



Bildliche Umsetzung dieses wichtigen Bausteins, der »festen Burg«, die unser Gott ist ... sind die Kirchen. Sie stellen in diesem Jahr die Zukunft unserer Kirchenbauten und -räume in den Mittelpunkt. Sie schaffen ein Forum, das viele Stimmen aus Kirche, Architektur, Stadtplanung, Politik, Kultur und Zivilgesellschaft zusammenführt. Und die Zahl der Menschen, die heute hier zusammengekommen sind, zeigt: Diese Fragen sind dringend. Ich freue mich daher sehr, dass Sie mich eingeladen haben.

Wie Kirchengebäude zukünftig genutzt werden, entscheiden die Kirchen selbst – dies ganz klar vorweg! Ebenso klar ist: Kirchenräume sind weit mehr als Orte des Glaubens. Sie prägen unser Stadtbild, sind markante Punkte im Gesicht unserer Stadt. Sie schenken Raum für Begegnung, Kultur, Bildung und sozialen Zusammenhalt. In mehr als einer Hinsicht bieten sie Orientierung. Und sie sind unverwechselbar: Orte der Stille, die uns zur Einkehr einladen – und gerade damit Kraft spenden.



Wir wissen aber auch: Die Realität ist herausfordernd. Sinkende Mitgliederzahlen, knappe Finanzmittel, wachsende Sanierungsbedarfe. Für viele Gemeinden bedeutet das schwierige Entscheidungen über Erhalt, Umnutzung und manchmal auch Aufgabe von Gebäuden. In diesem Wandel liegt auch eine Chance. Schon heute sind Kirchengemeinden Pioniere der Mehrfachnutzung: Sie öffnen ihre Türen für Chöre, Kunstprojekte, kleinere Religionsgemeinschaften oder soziale Initiativen. Dieses Engagement verdient große Anerkennung – und zugleich eröffnet es die Möglichkeit, kirchliche Gebäude als lebendige, offen zugängliche Orte weiterzuentwickeln, die unser Gemeinwesen stärken und in die Zukunft weisen.

Gerade in Berlin sehen wir, was möglich ist: das MACHmit! Museum für Kinder in der ehemaligen Eliaskirche in Prenzlauer Berg, die Genezarethkirche, die sich zu einem lebendigen Kiez-Mittelpunkt gewandelt hat, oder die Friedrichswerdersche Kirche, die als Ausstellungsraum für die Alte Nationalgalerie genutzt wird. Sie alle zeigen, wie aus dem Spannungsfeld von Erhalt, Um- und Nachnutzung neue Chancen erwachsen. Doch wir sollten ehrlich sein: Jede Um- oder Nachnutzung erfordert ein hohes Maß an finanzieller Stabilität und verlässlichen Partnerschaften. Manches gelingt schnell, anderes braucht Geduld, tragfähige Strukturen und manchmal auch den Mut, neue Wege zu gehen. Gerade in einer Stadt wie Berlin brauchen wir solche Orte. Orte, die Gemeinsinn stiften, die Begegnung möglich machen und den Zusammenhalt stärken. Wir alle haben ein gemeinsames Interesse daran, dass diese Räume auch künftig dem Gemeinwohl dienen. Deshalb ist es wichtig, im Austausch zu bleiben und partnerschaftlich zusammenzuarbeiten, um Antworten auf diese für viele Städte und Gemeinden relevante Zukunftsfrage zu finden.

Nicht jedes Gebäude wird sich bewahren lassen – das ist ein schmerzlicher, aber realer Verlust. Zugleich eröffnet die Zukunft kirchlicher Gebäude neue Perspektiven: für Allianzen, für kreative Kooperationen und für eine starke, solidarische Gesellschaft. Denn Räume prägen unsere Orte – und wie wir sie nutzen, ist immer auch eine Frage der Verantwortung. Es ist ihr Prozess. Es sind Gebäude in kirchlicher Trägerschaft und wir als Staat haben ein Interesse daran, dass das so bleibt. Weil ein Verlust kirchlicher Räume ein Verlust für unser Miteinander und für unsere Demokratie wäre. Für Berlin sollte unser Motto sein: »Lasst die Kirche im Kiez«.

Als Senatorin für Gesellschaftlichen Zusammenhalt biete ich Ihnen an, zu diesem Thema im Gespräch zu bleiben und neue Wege zu suchen. Nutzen wir die nächsten Jahre, sie werden entscheidend sein.

Vielen Dank.

Impuls: Ästhetische Umwelt – Teilhabe und kulturelle Bildung

Reiner Nagel, Vorstandsvorsitzender Bundesstiftung Baukultur

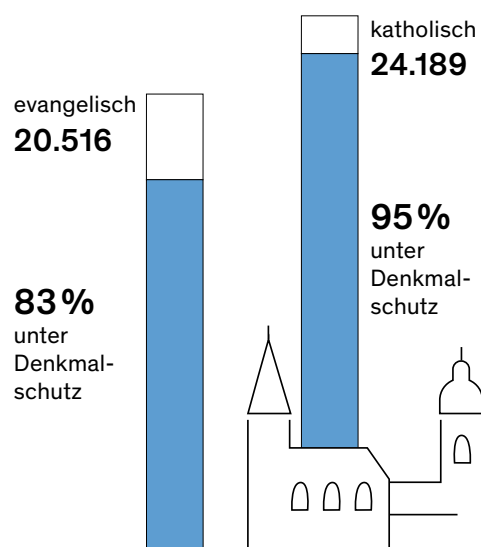
Sehr geehrte Damen und Herren,

»Kirchen als Orte der Teilhabe und kulturellen Bildung« steht über meinen Anmerkungen zu Beginn dieses 31. Kirchbautages – das ist Bestandsaufnahme und Verpflichtung zugleich.

Mein Name ist Reiner Nagel, ich bin Architekt und Stadtplaner und seit 2013 Vorstandsvorsitzender der Bundesstiftung Baukultur – und Folgendes scheint mir als Quintessenz meines Impulses im Blick auf unsere Kirchen elementar:

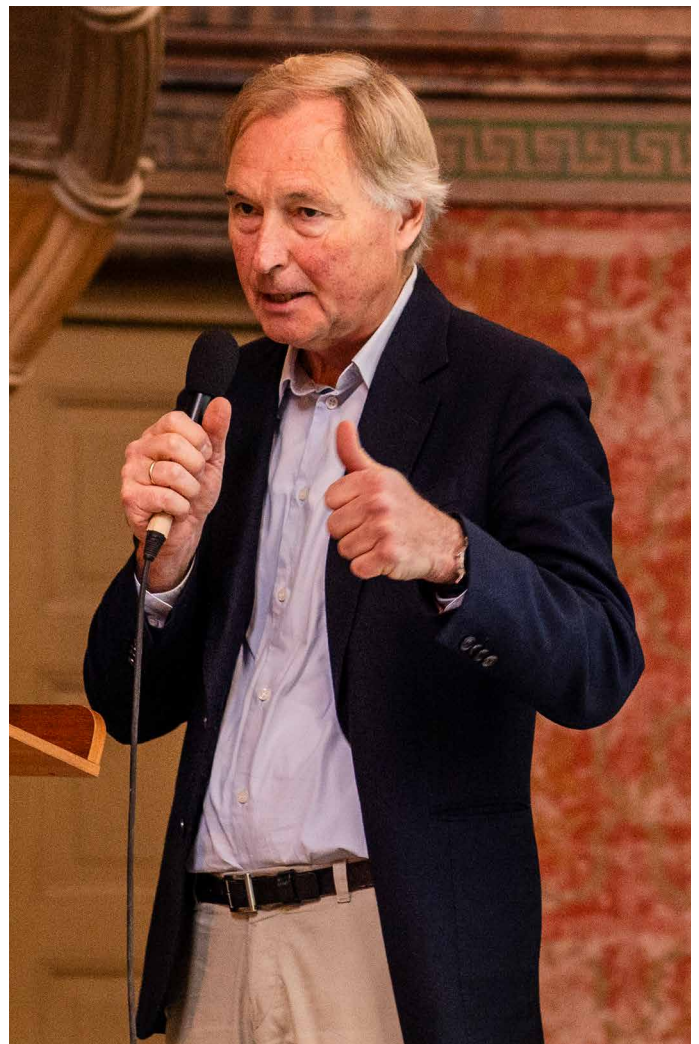
Kirchen sind konstituierende Orte unseres Zusammenlebens in Stadt und Land

Sie sind seit mehr als 1.000 Jahren nicht ober- oder unterzentral, sondern immer auf ihre Gemeinden als sozialer und kultureller Ort polyzentral ausgerichtet. Nur Polyzentralität und ein überschaubares Gemeinwesen ermöglichen Teilhabe und soziale Integration. Als Kirchen im Ort sind sie auch heute noch spirituelle, soziale und kulturelle Infrastrukturen unseres Gemeinwesens.



Aktuelle Anzahl Kirchen und Kapellen

Quelle: EKD 2017; Deutsche Bischofskonferenz 2017



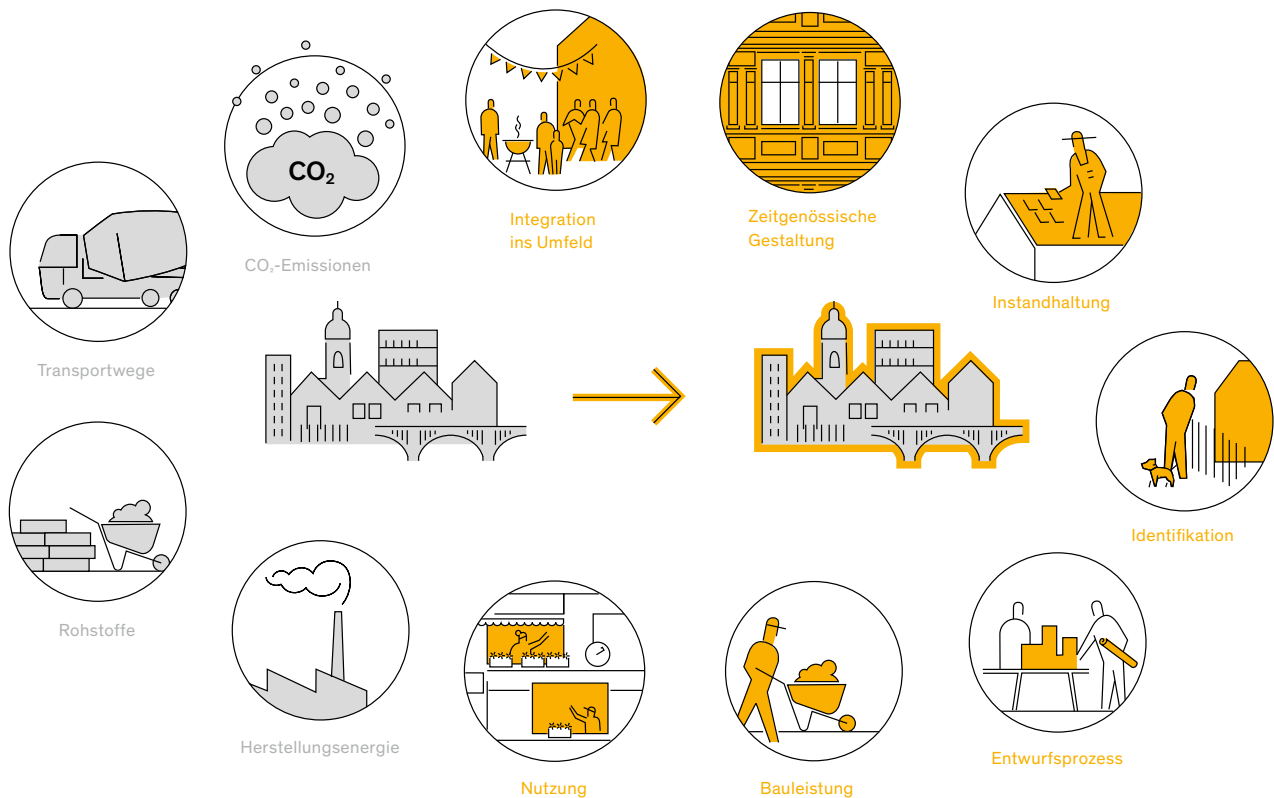
Kirchen sind bedeutsame Bauwerke der Kultur und Architektur

Kirchen waren dem Höchsten gewidmet und deshalb in der Regel sehr ambitionierte Bauwerke – architektonisch, baulich, künstlerisch und gesellschaftlich. Historische Kirchen sind bis heute noch so etwas wie baukulturelles Kulturgut, das über viele Generationen hinweg das Bauen im Ort geprägt hat – stilistisch, handwerklich und materiell. Manchmal sind sie das einzige Referenzbeispiel bauzeitlicher Architektur und Ingenieurbaukunst im Ort. Sie sind, weit über ihren Wert als »Steinbruch« von Materialien und »Grauer Energie« hinaus, Orte spiritueller Identität und »Goldener Energie«.

Von der »Grauen Energie« zur »Goldenen Energie«

Durch Bestandserhalt können nicht nur materielle, sondern auch immaterielle Werte bewahrt und weiterentwickelt werden.

Quelle: Bundesstiftung Baukultur



Grafik: © Bundesstiftung Baukultur; Design: Heumann + Schwantes

Kirchen sind keine Kletterhallen

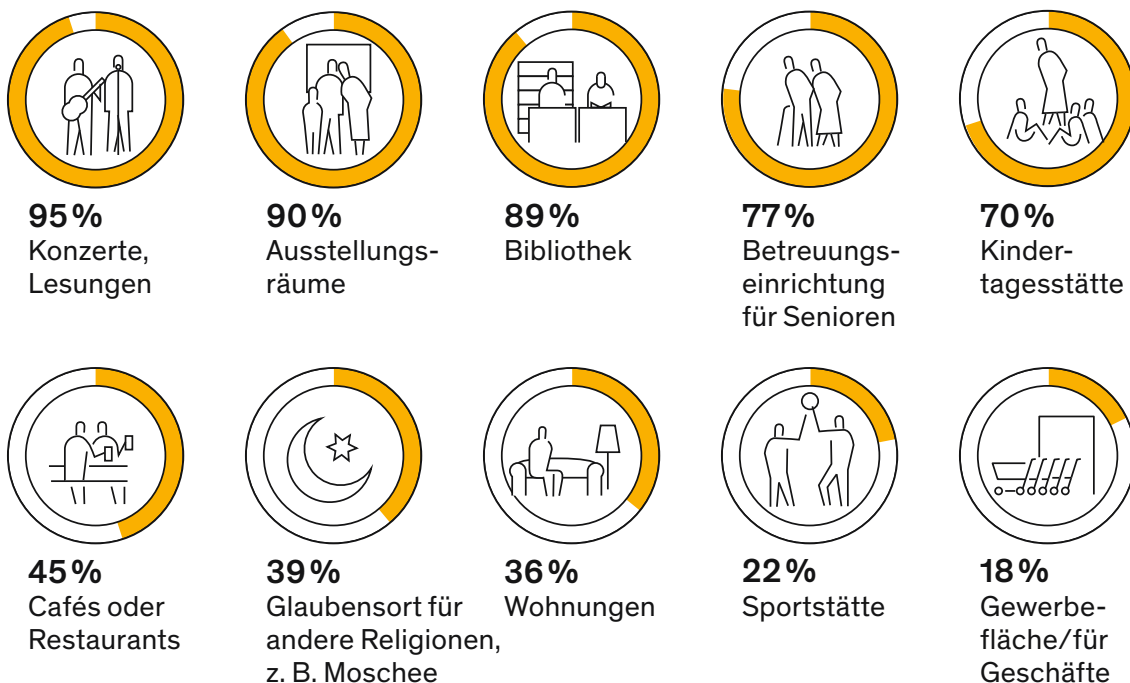
Kirchen sind immobilienwirtschaftlich zunächst Versammlungsorte und als solche »um-baute Luft«. Genau das war und ist aber ihre gesellschaftliche Funktion, der Gemeinde einen Ort des Zusammenkommens bei Gefahren oder zum Austausch zu bieten. Dieses Teilhabeangebot darf nicht ersatzlos wegfallen, auch wenn der Mitgliederschwund der Kirchen hier die Dimension einer Krise annimmt. »Kirchen sind Gemeingüter«! Diese Kernaussage des aktuellen Kirchenmanifests weist auf die öffentliche Funktion von Kirchengebäuden hin, die keinesfalls durch die Brille der privatwirtschaftlichen Immobilienent-

wicklung betrachtet werden dürfen. Die Befragung der Bevölkerung nach angemessenen Nachnutzungen sieht kulturelle Nutzungen wie Konzerthäuser, Galerien oder Bibliotheken ganz vorn – gewerbliche Nutzungen ganz hinten. Die Realität sieht häufig anders aus, da sind Kletterhallen eher die (zum Glück) reversible Realität. Schwieriger ist es sogar noch beim Thema Wohnen. Hier ist sowohl die Akzeptanz in der Bevölkerung niedrig, als auch die Chancen auf eine Synergie als halböffentlicher Ort. In der Regel werden Kirchen bei der Umnutzung zu Wohnungen durch den Einzug von Etagen irreversibel umgebaut und dem Zugang für die Öffentlichkeit entzogen.

Dazu ein Blick in eine Bevölkerungsbefragung zur Akzeptanz der Umnutzung von Kirchen und Kapellen.

Zustimmung zu neuen Nutzungsmöglichkeiten

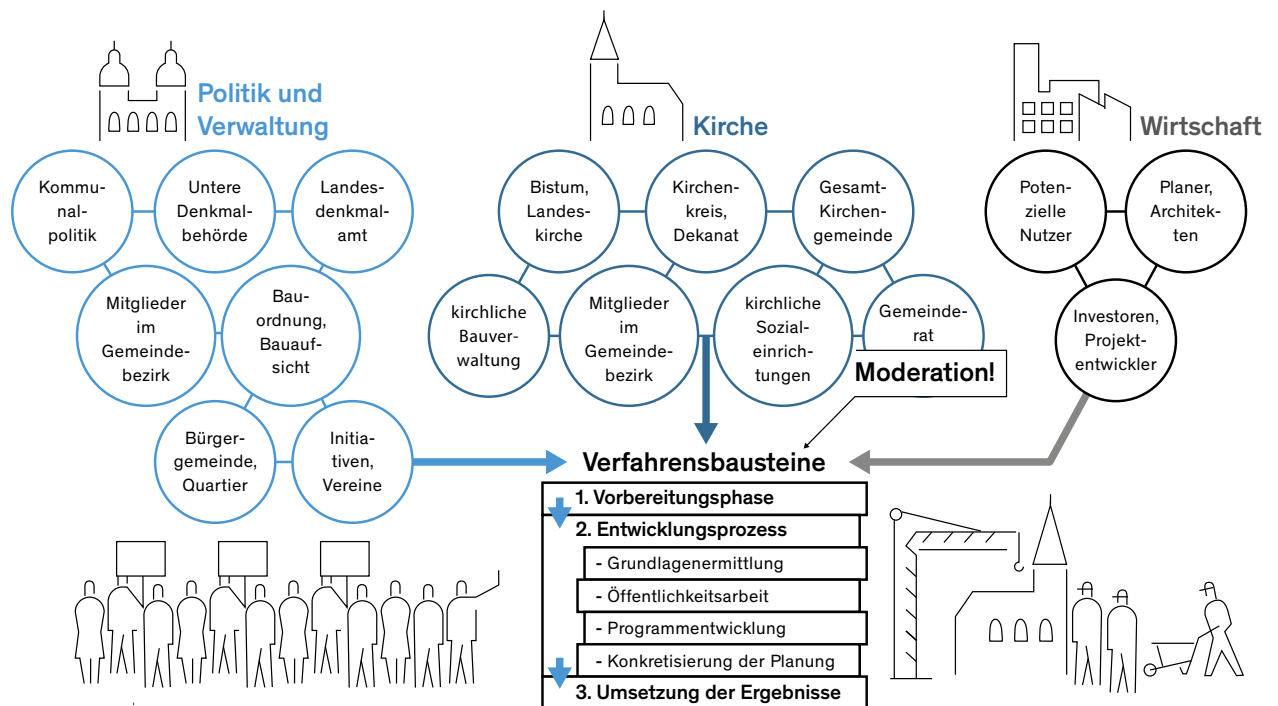
Quelle: Bevölkerungsbefragung zum Baukulturbericht 2018/19



Kirche hat es auch nicht einfach

Die Diskrepanz zwischen kirchengemeindlicher Zuständigkeit und baufachlicher Herausforderung bei der Kirchennutzung, Sanierung und eventuellen (Teil-)Umnutzung ist sehr groß. In der Realität sind daher kleine Schritte wie Reparaturen, energetische Optimierung oder betriebliche Reduktion Thema. Das große Ganze wird kaum gesehen und kann schon gar nicht professionell bearbeitet werden. Auch nicht von den unterstützenden kirchlichen Bauämtern. Es sind eben nicht nur die Kirchengebäude selbst, sondern auch deren Lage im öffentlichen Raum – der Kirchplatz – ihre städtebauliche Bedeutung und ihre Einbindung in die Stadt oder das Quartier. Hier müssen alle unter der Regie der gemeindlichen Planungshoheit mitwirken an einer guten Entwicklung, die vielen, auch der Kirche selbst gerecht wird. Dafür müssen auch die finanziellen Lasten aufgeteilt werden.

Beteiligte an Neuorientierung für Kirchengebäude



Teilhabe beginnt in der Phase 0

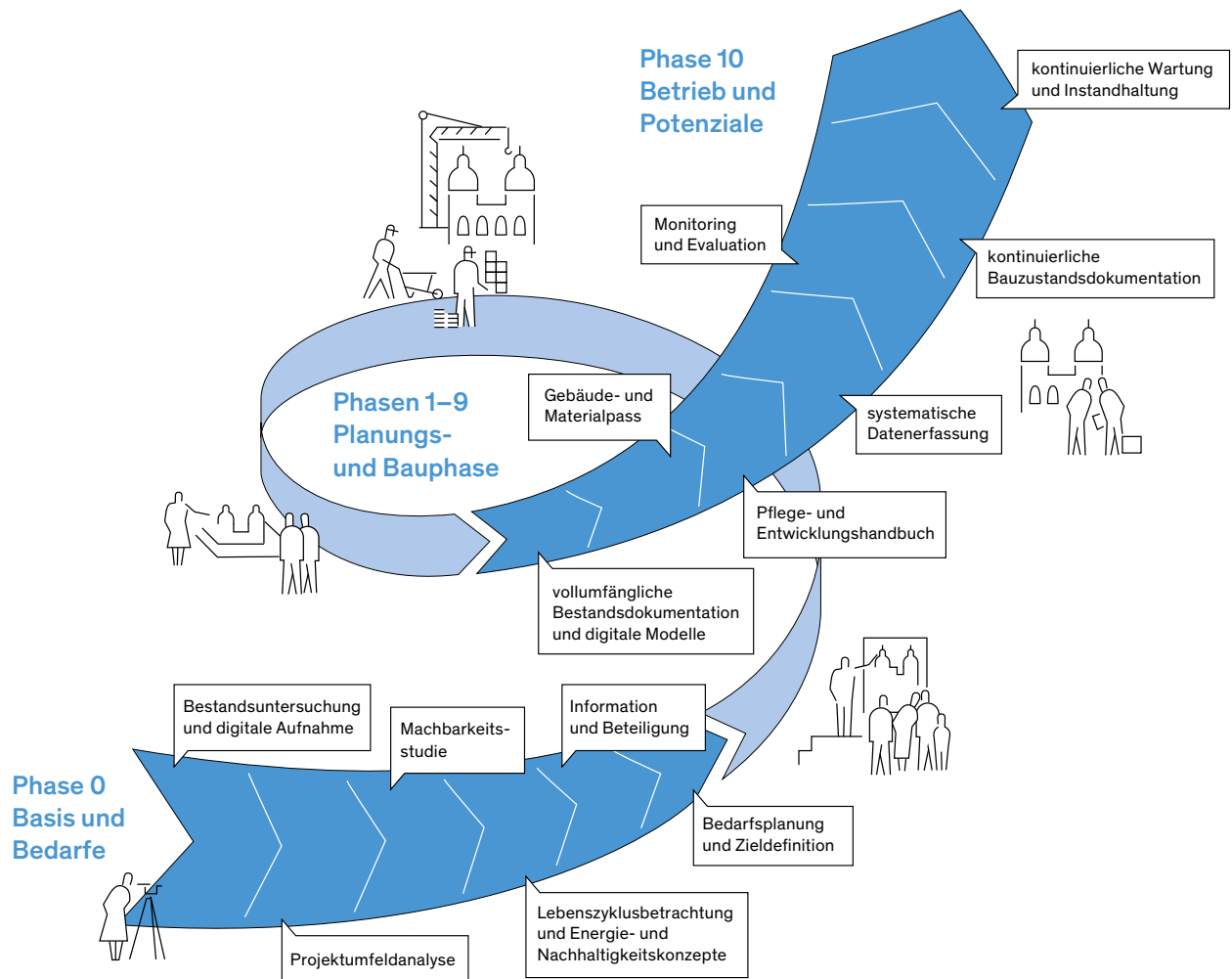
Am Anfang von Projekten ist die Möglichkeit der Einflussnahme am größten. Und auch die Möglichkeit, Fehler zu vermeiden, weil eindimensionale Entscheidungen Dinge übersehen. Bei der Weiternutzung von Kirchen sollte in der Phase 0 eine Stufensystematik wirksam werden:

1. Stufe: Weiternutzung wie bisher mit ergänzenden kirchlichen Angeboten
2. Stufe: Basisnutzung Kirche mit ergänzenden Nutzungen wie Kultur, Bildung oder sozialer Aufenthalt
3. Stufe: hybride Nutzungen mit Umnutzungsmöglichkeit für kirchliche Anlässe
4. Stufe: Umnutzung mit Aufrechterhaltung der Zugänglichkeit eines Bereichs als nicht geweihter spiritueller Ort

Die Ultima Ratio der Komplett Aufgabe muss ich als geübte Praxis hier nicht erwähnen.

Projektstufen Phase 0 und Phase 10 sind Basis und Potenzial eines Projekts

Quelle: Bundesstiftung Baukultur, mit Bezug zu den Leistungsphasen 1–9 der Honorarordnung für Architekten und Ingenieure (HOAI)



Grafik: © Bundesstiftung Baukultur; Design: Heimann + Schwantes

Kirchen sind kollektive Orte – ihr Erhalt liegt im öffentlichen Interesse

Allein wegen ihrer Standorte, der Einbindung in die Stadt und ihrer architektonischen Ausprägung sind Kirchen unverzichtbar. Ihre Erhabenheit ausstrahlenden Räume sind ansonsten selten vorkommende Versuche, Schönheit als Funktion zu bauen. Selbst geschlossene Kirchen sind für Jahrzehnte auf der Mental Map der Bevölkerung als Orientierungspunkte im Alltag eingeschrieben. Natürlich ist die Nutzung der Schlüssel für den Erhalt von Kirchen. Wir müssen aber aufpassen, dass wir Kirchen nicht abreißen, nur weil uns zur Zeit nichts einfällt. Dann lieber Zeit gewinnen durch interimistische Konzepte und Provisorien. Auch hier hilft ein Blick in die Geschichte.

Vielen Dank!

Impuls: Kirchen als Lebensräume – Nutzungspartnerschaften

Dr. Sonja Beeck, Geschäftsführerin chezweitz, Büro für Szenografie

Narthex und Lettner. Über gebaute Porösität in Kirchenräumen

Liebe Besucherinnen und Besucher des 31. Kirchbautages,
liebe Freundinnen und Freunde der Kirchbauten,

Letztens, bei einem Besuch der St. Maria Gloriosa dei Frari in Venedig, fiel es uns wie Schuppen von den Augen: Die dort gebaute durchlässige Trennung zwischen der touristischen Szenerie all derer, die Canovas Grab und andere Kunstschatze besuchten und den Gläubigen, die hinter dem Lettner einen Ort zum Beten aufsuchten, wirkte eigentümlich frei und entlastend. Das Nebeneinander erzeugte ein Miteinander, die gebaute Porösität war Medium einer Offenheit, die dem Weltlichen stärker in die Kirchen einzuziehen erlaubte.

St. Maria Gloriosa dei Frari Venedig, Foto: Jürgen Willinghöfer



Die sich vor unseren Augen abspielende »Auflösung des größten kulturellen Flächenverbandes in Europa« erfordert nicht nur ein entschiedenes theologisches, ein institutionelles und ein soziales, sondern auch ein architektonisches Weiterdenken. Es ist in der Tat interessant herauszufinden, welche Ansatzpunkte sich in diesem Zusammenhang für die Weiterentwicklung von Raumpraktiken und Kirchengebäuden finden lassen. Die Ausformulierung der Architektur und der Ausstattung einer Kirche steht immer im engen Zusammenhang mit Glaubensvorstellungen, kirchlichen Ritualen und Praktiken. Wenn wir nun als Praktik in der Kirche heute – oder wieder – ganz andere Aktivitäten sehen als die gottesdienstbezogene Nutzung – nämlich sehr heterogene, weltliche Aktivitäten von Bowling bis Blumenmarkt – und dennoch die liturgische Nutzung nicht aufgegeben werden soll, dann fragt man sich, wie das Nebeneinander räumlich organisiert werden kann. Wir kennen alle die Einzelfälle und gelungenen Modelle. Mich interessieren aber grundsätzlichere Lösungen. Ich würde lieber über typologische Eingriffe als über Nutzungsmodalitäten nachdenken.

Wenn wir weiter davon ausgehen, dass die Besuchenden der Kirchen in Zukunft mehr und mehr Nicht-Gemeindemitglieder sind, sogar Nicht-Gläubige und nicht-getaufte Menschen oder Menschen mit anderen Konfessionen, dann wird die schon historisch baulich manifestierte Porösität des Gebäudes für die unterschiedliche religiöse Verfasstheit der christlichen Gemeinschaft wieder interessant. Das Dazugehören oder gerade das Nicht-Dazugehören oder das Noch-nicht-/Nicht-mehr-Dazugehören hat einen baulichen Ausdruck genauso, wie natürlich die Orte der Kirche für die heiligen Rituale der Liturgie klar definiert sind. Diese Unterscheidungen sind keine Neuerungen, sondern haben interessante Referenzen, die wir schon vorher kannten. So gab es für die Unterscheidung – Diskriminierung – von Gläubigen und Nicht-Gläubigen von alters her schon zwei bauliche Trennungen – den Narthex und den Lettner.



Eine poröse Intervention von Beate Baberske in der Laurentiuskirche Heroldsberg, Mittelfranken. Foto: Uwe Niklas

Der Narthex war schon in den frühchristlichen Kirchen (3./4. Jahrhundert) eine Übergangszone von weltlichen und innerkirchlichen Bereichen. Er liegt am westlichen Eingang, ist aber kein Foyer, Vestibül, Sauberlaufzone oder Klimaschleuse im heutigen Sinne. Er war ein Raum, der explizit für diejenigen gedacht war, die nicht zum »inner circle« dazugehörten und dennoch das Wort Gottes hören wollten. Er ist auch nicht eine plumpe Schranke für die Diskriminierung der Getauften von den Ungetauften, sondern die Catechumens und Penitens wurden auf Abstand gehalten. Catechumens, Konvertiten, sind diejenigen, die sich im oder noch im Konvertierungsprozess befinden, und Penitens, Büsser, sind Sünder, die wegen eines Vergehens auf der »Reservebank«, quasi in der »penalty zone« sitzen. Ihnen war der Zutritt zum Gottesdienstbereich nicht erlaubt, bis sie rehabilitiert oder aufgenommen waren.

Die Konvention oder das Kirchengesetz unterscheidet die Gläubigen in Vollwertige und nicht Vollwertige und gestaltet für jeden Status einen eigenen Raum, der sie abtrennt, aber sie dennoch als Zaungäste im Gottesdienst willkommen heißt. Es handelt sich um eine gebaute Regel, die über den Ausschluss begründet ist.

Ich würde den Gedanken aber gern modernisieren, und das meint in diesem Fall umdrehen. Ging es in der Vergangenheit um Exklusion der noch nicht Eingetretenen, geht es doch heute um die Inklusion schon Ausgetretener. Für beide bietet der Narthex eine Latenz als poröse Übergangszone, in der andere Regeln gelten. Nach Sachlage der Zahlen und Mehrheiten würde der Narthex heute den größeren Teil der Kirche ausmachen.

Gehen wir aber erst einmal zum natürlichen Gegenspieler des Narthex – dem Lettner.

Er ist ein ebenso interessantes bauliches Element in christlichen Kirchen. Der Lettner trennte die Kleriker von den Laien. Es versteht sich von selbst, dass der Lettner die Reformation nicht überlebte, weil das liturgische Programm der Protestanten eben einen Ein-Raum fordert und diese Schranken eliminieren will. Daran hat sich ja nichts geändert. Viele Lettner haben dennoch die Zeit überdauert, weil sie entweder so schön waren oder wenig störten und noch anderes konnten. Sie wurden zum Beispiel Redekanzel oder Orgelempore. Der Lettner ist das probate Mittel, Zonen der Heiligkeit voneinander zu trennen. Heute schließen sich die Mönche weniger ab, als dass in Kirchen mit hoher touristischer Frequenz für die wenigen Gläubigen ein Ort zum Beten oder für den Gottesdienst bereitgehalten wird.

Narthex und Lettner sind Typologien für die gebaute Porösität, wie sie Walter Benjamin als Anschauung aus Neapel beschrieb. Porösität ist dabei im erweiterten, metaphorischen Sinne zu verstehen, also weiter, komplexer, räumlicher als nur im physikalischen Sinne die Durchlässigkeit für Feuchtigkeit. Walter Benjamin schreibt in seinem »Denkbilder Neapel«: »Porös wie dieses Gestein ist die Architektur. Bau und Aktion gehen in Höfe, Arkaden und Treppen ineinander über. In allem wahrt man den Spielraum, der es befähigt, Schauplatz neuer unvorhergesehener Konstellationen zu werden. Man meidet das Definitive, Geprägte. Keine Situation erscheint so, wie sie ist, für immer gedacht, keine Gestalt behauptet ihr »so und nicht anders«. So kommt die Architektur, dieses bündigste Stück der Gemeinschaftsrhythmik, hier zustande.« So ist auch die kulturelle Zeit nicht linear zu verstehen, sondern porös – sie erlaubt das Durchsickern von Bedeutungen, das Wiederauftauchen von Formen, das Spiel mit Echos.

Nun haben wir von Westen her den Narthex, der ein unbestimmtes Volumen der Kirche einnehmen kann, und von Osten her kann der Chorraum mit einem Lettner abgetrennt werden. Ob so herum oder andersherum gedacht: Es macht Sinn, über bauliche Elemente der Trennung frei nachzudenken. Nicht nur, weil man damit in einer langen Tradition der Kirchenbaugeschichte steht, sondern weil es in dieser Zeit der offenen Enden Maßnahmen braucht, die die Latenz ermöglichen und die Porösität fördern. Das Kirchenschiff komplett als Narthex zu begreifen? Warum nicht? Ein südamerikanischer Priester hat letztlich erklärt, dass der Heilige Geist die Menschen im Narthex schon vor der Taufe erreicht ... erst mal etwas unverbindlicher. Es ist meines Erachtens grundsätzlich eine zielführende Überlegung in der heutigen Diskussion, eine Art Lettner als trennendes Element viel selbstbewusster, aber auch spielerischer und als Designaufgabe wieder einzuführen, um die Bowlingbahn von Taufbecken und Ambo sauber trennen zu können. Verbinden durch Trennen, Ermöglichen durch Differenzieren, eine neue Porösität wird gestaltet! Es geht also um eine Doppelnutzung und die Ausdeutung des Kirchenraumes nicht in der Überwindung und Umwidmung, sondern um die ästhetisch/räumliche Organisation des Nebeneinanders. Und es geht um die Frage, ob und wo die Kirche ein öffentlicher Raum mit öffentlichen Gewohnheiten ist, und ob und wo dem spezifisch Liturgischen ein Raum gegeben werden soll.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!



Impuls: Kirchen im Umbau – Bedarfe und Realitäten

Jörg Beste, Stadtentwicklung und Sozialraumplanung

Kirchen im Umbau – vom Ballast zur neuen Energie

Sehr geehrte Freundinnen und Freunde der Kirchengebäude,

zunächst bedanke ich mich für die Einladung, an dieser Stelle einen Impuls zum 31. Kirchbautag beisteuern zu dürfen!

Bei meinem Titel »Kirchen im Umbau« bitte ich, die Doppeldeutigkeit des Wortes »Kirche« mitzubedenken. Der laufende und noch anstehende Umbau betrifft nicht nur die Gebäude, sondern insbesondere auch die Kirchen als Institutionen.

Bevor wir hierzu kommen, möchte ich Ihnen allerdings vor dem Hintergrund meiner verschiedenen Ausbildungswege in Theologie sowie in Architektur und Städtebau zunächst etwas zu dem Blickwinkel mitteilen, den ich auf die aktuelle Situation der Kirchen (im doppelten Sinn) einnehme. Seit über 20 Jahren bin ich in der Thematik sich verändernder Kirchen in Westdeutschland tätig. Hier sind meine Erfahrungen gewachsen und ich bin mir bewusst darüber, dass die Verhältnisse von Kirchen und ihrer Gebäude in Ostdeutschland in vielen Aspekten anders gelagert sind. Der Blickwinkel meiner Tätigkeit entwickelt sich als unabhängiger Blick von außen, nicht in kirchliche Strukturen eingebunden, aus der Praxis vor Ort ebenso wie in überregionalen Zusammenhängen. Es ist einerseits ein Blick aus der Konzeption und Durchführung öffentlicher Maßnahmen mit angewandter Begleitforschung, aus der baukulturellen Praxis auf die Gebäude, die städtebauliche Situation und die soziale Entwicklung der Quartiere. Andererseits ist es auch der ökumenische Blick aus der Praxis kirchlicher Veränderung mit der Begleitung bei Gemeindekonzeptionen, bei Standortfragen und Gebäudenutzung sowie der Erarbeitung regionaler Konzepte.

In fünf Themenblöcken möchte ich Ihnen einige Sichtweisen näherbringen: Betrachtungen zu Kirche mit ihrem Selbstverständnis und Auftrag, zur aktuellen Situation mit den Veränderungen von Kirche aus der Begleitung in Nordrhein-Westfalen, zu Strategien des Umgangs mit diakonisch-pastoraler Gemeinde- und Standortentwicklung, zu Erarbeitungsprozessen in der Umsetzung und ein Fazit zu Strategien und Motivationen.

Blick auf Kirche: kirchliches Selbstverständnis und Auftrag

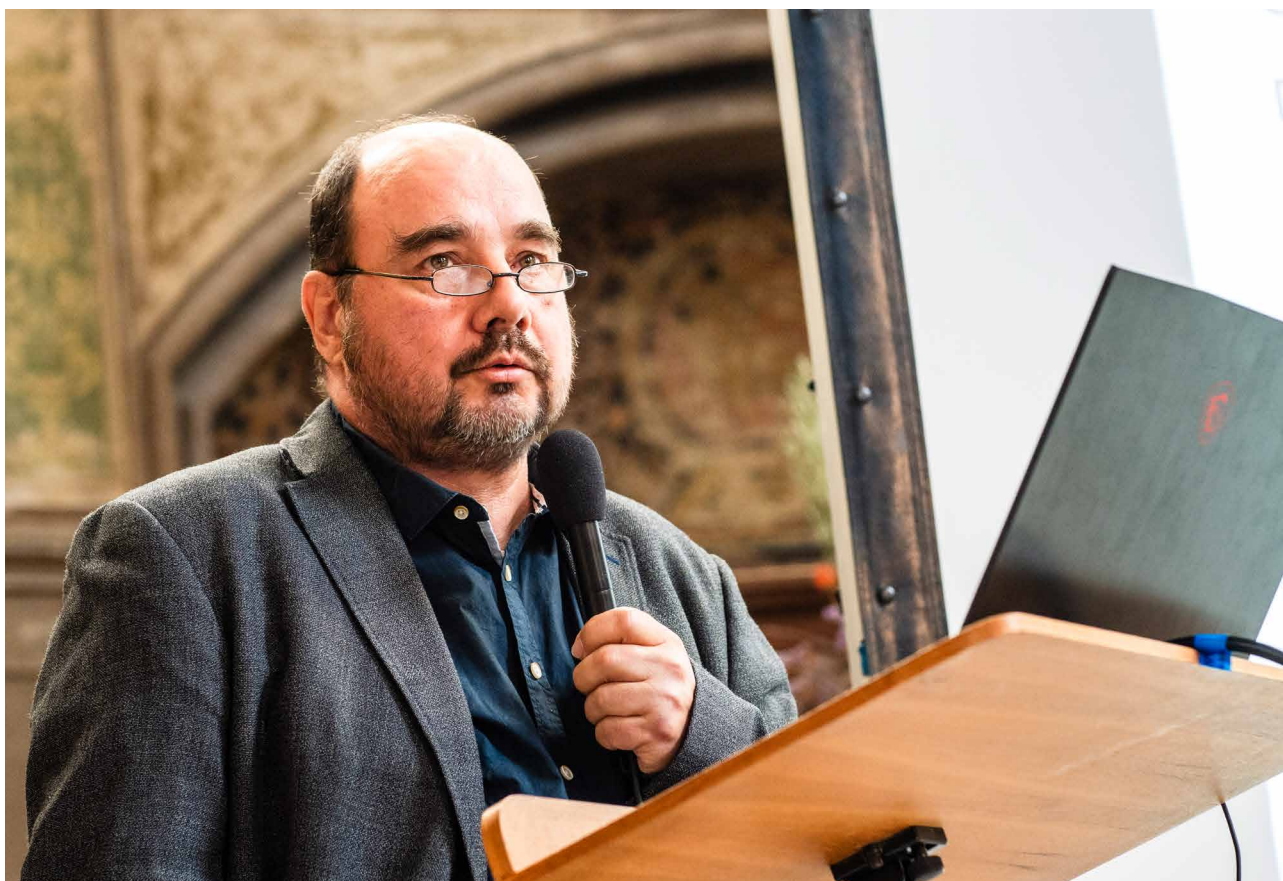
Kommen wir zum Blick auf Kirche mit der akuten Situation, die hier als allgemein bekannt vorausgesetzt werden kann: Viele Kirchengebäude müssen sich aktuell und zukünftig verändern, was ein Symptom einer größeren Veränderungsdynamik kirchlicher Realitäten ist. Als Im-Mobilien [sic] passen sie sich allerdings nicht automatisch an veränderte Situationen an. Hierfür ist sowohl eine inhaltliche als auch eine neue räumliche Orientierung erforderlich.

Für die inhaltliche Orientierung lege ich einmal das kirchliche Selbstverständnis der Evangelischen Kirche in Deutschland zugrunde, mit dem sie sich auf ihrer Homepage im Internet vorstellt. Diese Eigenpositionierung besteht aus den folgenden drei Sätzen: »Das

religiöse Leben der Christinnen und Christen in Deutschland spielt sich vor allem in ihren Gemeinden vor Ort ab. Evangelische Kirche in Deutschland ist aber noch mehr, denn wir Christinnen und Christen übernehmen aus unserem Glauben heraus Verantwortung für unsere Gesellschaft. Dieses Engagement zeigt sich über die Gemeinden hinaus in den vielfältigen Aktivitäten von Einrichtungen und Werken in den Landeskirchen und der EKD.«

Wichtig sind in diesem Zusammenhang die Betonung der entscheidenden Bedeutung der Gemeinden als Basiskirche vor Ort und das Bekenntnis zur gesellschaftlichen Verantwortung als Kirche insgesamt. Denn der Umbau von Kirche und ihrer Gebäude spielt sich in den Gemeinden vor Ort ab und muss vor allem dort geschultert werden. Diese Veränderungen haben allerdings direkten und erheblichen Einfluss auf die sozialen und kulturellen Bedingungen der jeweiligen gesellschaftlichen Quartiere und damit in Summe auf die gesamte Gesellschaft.

Betrachten wir hierzu aktuelle Diskussionen von gesellschaftlicher Verantwortung in Bezug auf den baulichen Bestand der Kirchen. Innerkirchlich wird zurzeit vor allem die Klimarelevanz des Gebäudebestandes unter dem Ziel »Erhalt der Schöpfung« diskutiert und mit entsprechenden Synodenbeschlüssen begleitet. Weiterhin findet eine zivilgesellschaftlich von außen angestoßene Diskussion der kulturellen und baukulturellen Bedeutung der Kirchengebäude durch das »Kirchenmanifest« mit der Aussage »Kirchengebäude sind Gemeingüter« statt. Beide Verantwortungsaspekte sind gut begründet, hier möchte ich mich aber mit einem dritten Aspekt beschäftigen, nämlich der sozialen Relevanz des baulichen Bestands der Kirchen und mit der Frage: »Was ist der christliche Auftrag?«



Dazu ist es wichtig, die kirchlichen Standorte als Ganzes mit ihren Ensembles aus sakralen und sozialraumorientierten, also pastoralen Gebäuden und Nutzungen in den Blick zu nehmen. Vielerorts haben sie eine Alleinstellung als (von Planern so genannte »Dritte«) Orte gesellschaftlichen Zusammenhalts in ihrem Umfeld, denn zivilgesellschaftliche Orte des Zusammenhalts existieren meistens keine. Verschwindende Kirchengebäude bedeuten deshalb fast immer auch verschwundene Orte gesellschaftlichen Zusammenhalts, da es für sie in den seltensten Fällen einen zivilgesellschaftlichen Ersatz als nichtkommerzielle Orte des Zusammenlebens gibt. Hierin liegt – im Sinne der Aussage der EKD – eine große Verantwortung für die sozialen Umfeld der gesellschaftlichen Zusammenlebens.

Denn: Kirche ist kein Verein zur Wahrung eigener Interessen, ihr Handeln begründet sich in einem Auftrag. Dieser Auftrag ist das selbstlose Eintreten für Andere – das Gebot der Nächstenliebe. Kirchengebäude und ihre Begleitbauten sind deshalb keine »Vereinsheime«, die nur dem Vereinsleben ihrer Mitglieder dienen. Kirchenstandorte sind also die Basisorte, an denen gemäß der Selbstbestimmung der EKD »Kirche in Deutschland [...] aus unserem Glauben heraus Verantwortung für unsere Gesellschaft« übernimmt. In diesem Zusammenhang – und besonders an diesem Ort der Zionskirche in Berlin – kann dazu an das Wort Dietrich Bonhoeffers erinnert werden: »Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist. [...] Sie muß an den weltlichen Aufgaben des menschlichen Gemeinschaftslebens teilnehmen, nicht herrschend, sondern helfend und dienend.«

Diese Wahrnehmung von Verantwortung ist immer noch ihr Auftrag, auch wenn Gebäude und Standorte nicht mehr überall und vollständig für das eigene Gemeindeleben benötigt werden. Der christliche Auftrag des selbstlosen Eintretens für Andere bleibt vom Rückgang der Mitglieder unberührt. Es geht nicht nur um die Mitglieder, es geht insbesondere auch um »die Anderen«.

Situation: Kirche verändert sich – Begleitung in Nordrhein-Westfalen

Kommen wir zum zweiten Themenfeld, der Situation der sich verändernden Kirche, und ein paar Aspekten, die die Begleitung dieser Veränderung von öffentlicher Seite in Nordrhein-Westfalen gezeigt haben. In Nordrhein-Westfalen existieren ca. 6.000 Kirchengebäude der beiden großen Konfessionen. Die vor einiger Zeit aufgestellte Hypothese, dass mit ca. 30 % hiervon mindestens 2.000 Kirchengebäude mittelfristig zur Veränderung anstehen, muss allerdings inzwischen für einige Gebiete nach oben korrigiert werden. Und hierbei stellt sich noch die Frage, was mit den Gemeindezentren und Gemeindehäusern, den Pfarrheimen und Pfarrhäusern, mit den Jugendzentren und Kindertagesstätten passiert. Im Rahmen des von 2007 bis 2012 durchgeführten »Forschungs- und Modellvorhabens Kirchenumnutzungen« des Ministeriums für Bauen, Wohnen, Stadtentwicklung und Verkehr NRW wurden als Gründe für das öffentliche Engagement die »Relevanz von Kirchengebäuden aus baukultureller Sicht«, aber insbesondere auch die »Relevanz von Kirchengebäuden in ihrem städtebaulichen und sozialen Kontext« benannt.

Mit der Durchführung dieses Modell- und Forschungsvorhabens wurde in Nordrhein-Westfalen ermittelt, dass bei mindestens der Hälfte der untersuchten Kirchenschließungen neben der sakralen Nutzung auch Räume von Gemeindezentren, Gemeindesäle, Gruppen- und Jugendräume sowie Kindertagesstätten aufgegeben wurden. Als Folge des Verlusts dieser kirchlichen Raumpotenziale wurden von den untersuchten Kirchen-

gemeinden wegfallende Angebote in den Bereichen Jugend- und Erwachsenenarbeit, Kinder-, Frauen- und Seniorenarbeit, aber auch Kulturangebote wie Chöre, Instrumentalkreise, etc. als nicht mehr durchführbar benannt. Darüber hinaus standen an den aufgegebenen Standorten keine Räume mehr für gesellschaftliche Initiativen und Interessengruppen mit sozialem, kulturellem oder ökologischem Engagement zur Verfügung. Somit gingen Kristallisationsorte ehrenamtlichen bürgerschaftlichen Engagements ebenfalls verloren.

Parallel zum »Forschungs- und Modellvorhaben Kirchenumnutzungen« haben bislang als einzige Kommunen in Deutschland lediglich die Städte Bochum und Gelsenkirchen durch die Erstellung von Kirchenschließungskatastern mit planerischen Mitteln auf die Situation reagiert. Die beiden Übersichten weisen inzwischen eine Schließungsquote von jeweils ca. 30 % der Kirchenstandorte beider großer Konfessionen gegenüber dem Bestand von vor 2006 aus. Nach der Umsetzung des »Pfarrereentwicklungsprozesses« im Bistum Essen ist hier allerdings längerfristig eine noch deutlich höhere Quote von durchaus um 50 % zu befürchten.

Angesichts der bei Kirchenschließungen ermittelten Verluste an sozial und kulturell genutzten Raumpotenzialen und ihren Angeboten lässt das in Bochum und Gelsenkirchen exemplarisch erkennbare Ausmaß der Standortschließungen erahnen, welche Verluste an sozialer Infrastruktur durch Kirchenschließungen im Sozialraum von Städten und Gemeinden zu erwarten sind. In dieser Situation sind Maßnahmen gefragt, mit denen aus kirchlicher und auch aus gesellschaftlicher Sicht den absehbar erheblichen Auswirkungen auf die soziale und kulturelle Infrastruktur der säkularen Quartiere einerseits und einem Verlust von Wahrnehmung und Relevanz kirchlicher Präsenz in ihren Parochien andererseits begegnet werden kann.

Als Unterstützung für Beteiligte und Verantwortliche in Kirchengemeinden und Kommunen wurden Erkenntnisse aus dem NRW-Forschungs- und Modellvorhaben von der Landesinitiative »Baukultur Nordrhein-Westfalen« aufgegriffen. Hierzu wurde seit 2016 eine Projektfamilie unter dem Titel »Zukunft Kirchen Räume« entworfen und sukzessive in Einzelbausteinen umgesetzt. Zentraler Bestandteil ist die Internetplattform »zukunft-kirchen-raeume«, die Informationen und Hilfestellungen für Einzelprojekte mit Wissens- und Erfahrungstransfer, einer Projektsammlung von über 100 Projekten sowie einem Netzwerk von Institutionen und Personen bietet. Ergänzende Bausteine bestehen zum Beispiel in der aktuellen Wanderausstellung »Kirchen als vierte Orte« und dem Projekt »Zukunftskonzept Kirchenräume«. Dieses wurde als Dachprojekt mit fachlichen Einzelbegleitungen für acht Kirchenumnutzungsprojekte durchgeführt, um weitere Erfahrungen mit entsprechenden Maßnahmen ermitteln zu können. Bei der im Anschluss durchgeführten Evaluation wurden 2022 die Erfahrungen von ca. 70 Projektmitarbeitenden der Einzelprojekte in Bezug auf die Arbeit vor Ort ermittelt.

Wichtige Erkenntnisse aus dieser Evaluation waren die von den ehrenamtlich Aktiven vor Ort gewünschten Entwicklungen für die bearbeiteten Kirchengebäude. Es zeigte sich, dass nach Wunsch der Aktiven die Gebäude auch mit neuen Nutzungen den jeweiligen Quartieren weiterhin für soziale und kulturelle Angebote zur Verfügung stehen sollen. Die von den Befragten am häufigsten genannte Nutzungskategorie waren generationenübergreifende sozio-kulturelle Quartierszentren. Überraschenderweise erst am zweithäufigsten

ten wurde eine sozio-kulturelle Mischnutzung mit Verbleib von kirchlicher und/oder sakraler Nutzung genannt. An dritter Stelle wurden soziale Umnutzungen gewünscht, wie für soziales Wohnen, Kita, Pflege- und medizinische Nutzungen sowie Kombinationen daraus. Erst diese Perspektiven bewirken bei den ehrenamtlich Tätigen vor Ort die Motivation und das Engagement, sich hierfür zeit- und kräfteraubend einzusetzen.

Bei der Beschäftigung mit den vielen begleiteten Projekten der acht kirchlichen Körperschaften im Gebiet von Nordrhein-Westfalen wurden einige Reaktionen von Kirchenverwaltungen wahrgenommen, die hier verallgemeinert angesprochen werden können. Die Bau- und Liegenschaftsverwaltungen werden inzwischen nach Neustrukturierungsprozessen meist der jeweiligen Finanzverwaltung untergeordnet – oft ohne Bezug zur pastoralen Gemeindeentwicklung. Betrachtet wurden hierbei bisher nahezu ausschließlich die eigenen kirchlichen Bedarfe. Fast überall fand bereits eine Konzentration der Standorte mit Rückzug aus der Fläche statt, oft ohne vor Ort mögliche neue Partnerschaften zu untersuchen. Die Überprüfung des Gebäudebestandes findet häufig ohne neue inhaltliche Ziele statt (ausgenommen Klimaneutralität), mit der Einteilung des Bestandes in »A B C – Kategorien« für Verbleib, noch ausstehende Entscheidung und Aufgabe von Gebäuden. Dabei werden inzwischen meistens die konkreten Immobilienentscheidungen den Gemeinden überlassen – oft ohne die notwendigen Hilfestellungen von Prozessberatung und Moderation vor Ort.

Verallgemeinert zu beobachtende Reaktionen in den Gemeinden sind häufig das Kämpfen von mehreren Akteur:innen für jeweils »ihren« Bereich beziehungsweise »ihr Gebäude« und von Gemeindebezirken gegeneinander. Dabei werden oft die als »einfach« eingeschätzten Immobilien zuerst aufgegeben und verkauft: Gemeindehäuser, Pfarrhäuser und ungenutzte Grundstücksflächen etc. Als Ergebnis verbleiben die größten Probleme mit den denkmalgeschützten Kirchengebäuden auf kleinen Grundstücken und haben keine Entwicklungsmöglichkeiten mehr. Somit wird vermeintlicher »Ballast« abgeworfen. In diesem Zusammenhang muss auf die Tatsache hingewiesen werden, dass beim Ballonflug das Abwerfen von Ballast leider nur den Sinkflug verlängert. Um weiter fliegen zu können,



muss aber neue Energie in den »Gemeindeballon« gebracht werden.

Leider bleiben bei der kräftezehrenden Beschäftigung mit den Immobilien- und Finanzfragen vor Ort häufig die konzeptionellen Fragen zur Gemeindearbeit liegen. Mögliche Tendenzen einer inhaltlichen Reaktion sind dann oft Resignation und Rückzug aus dem Quartier oder Fremdnutzungen der ehemaligen Gebäude ohne neue Gemeindestrategien. Was allerdings erforderlich wäre, ist eine Neuorientierung der Gemeindearbeit mit Hinwendung zum Quartier.

Strategien: diakonisch-pastorale Gemeinde-/Standortentwicklung

Wie sieht also eine Strategie für neue Energie im Kirchenballon aus, die in der Lage ist, Kirchengebäude als »Potenzialräume« zu betrachten? Hierfür existieren drei Wege zu einer gemeinwohlorientierten Entwicklung von Kirchengebäuden und ihren Standorten:

Zunächst der kirchliche Weg mit ergänzenden Partnerschaften im Sinne einer diakonisch-pastoralen Gemeinde- und Sozialraumentwicklung, wie beispielsweise bei dem in Willich-Neersen realisierten Projekt der Kirche Mariä Empfängnis. Daneben gibt es auch einen gemeinsamen Weg von Kirche und Zivilgesellschaft als Quartierszentren in öffentlicher Mischnutzung, wie zum Beispiel bei der Friedenskirche als »Q1 im Quartier« in Bochum-Stahlhausen. Als dritten gibt es auch den öffentlichen Weg mit sozio-kulturellen Zentren zur Quartiersentwicklung als »Bürger:innen-Zentren« in rein öffentlicher Trägerschaft, wie bei der Heilig-Kreuz-Kirche in Gelsenkirchen-Ückendorf.

Im heutigen Zusammenhang möchte ich mich auf Möglichkeiten und Chancen für den ersten, den kirchlichen Weg mit Nutzungspartnerschaften beschränken. Dazu gilt aus meiner Sicht der Zusammenhang, dass die aktuelle Mitgliederentwicklung natürlich einen direkten Einfluss auf die Veränderungsnotwendigkeit der Gebäude hat. Aber die zukünftige Nutzbarkeit der Gebäude – mit überzeugendem Gemeindeleben – wird auch einen direkten Einfluss auf die zukünftige Mitgliederentwicklung von Kirche haben.

Hierbei wirken als Rahmenbedingungen die Tatsachen, dass die Mitgliedschaft in Kirche nur durch Taufe gegeben ist. Diese stellt allerdings einen freiwilligen Akt aus Überzeugung dar; heute mehr denn je, da in der pluralen Gesellschaft immer weniger ehemals feste Traditionen wirken. Somit muss Kirche überzeugend sein, um Menschen auch zukünftig für ihre Gemeinschaft zu begeistern. Die zukünftige Mitgliederentwicklung ist also direkt verbunden mit der Überzeugungskraft kirchlichen Lebens und Handelns. Persönlich erfahren wird Kirche, wie in der Selbstdarstellung der EKD beschrieben, allerdings vor Ort durch Gemeindearbeit im Quartier. Deshalb ist eine diakonisch-pastorale Neuausrichtung der Gemeindearbeit von entscheidender Bedeutung für die zukünftige Entwicklung von Kirche.

Zu einer derartigen Neuausrichtung der Gemeindearbeit müssen also die pragmatischen Anforderungen dringender Gebäudeoptimierungen mit sozialen Planungsprozessen zusammengedacht werden. Kirchliche Gemeindearbeit muss sich stärker als bisher am Sozialraum der weltlichen Quartiere orientieren.

Hierfür komme ich auf eine mögliche Chance zu sprechen, wie das Gemeindeleben neue Impulse bekommen und Partnerschaften für obsolete Gebäude finden kann. Neuere Entwicklungen im Sozialrecht fordern in der Folge der UN-Behindertenrechtskonvention ein inklusives, selbstbestimmtes Zusammenleben aller Menschen in den bestehenden Wohn-

und Arbeitsquartieren der Städte und Gemeinden. Durch sukzessive Umsetzung in europäisches und deutsches Recht müssen Sozialverbände die Teilhabe von beeinträchtigten sowie benachteiligten Menschen dezentral neu organisieren. Das Zusammenleben muss in den bestehenden Quartieren in kleineren Einheiten neu verortet werden.

Somit treffen aktuelle Schrumpfungs- und Veränderungszwänge auf Seiten der Kirchengemeinden mit ihren Gebäuden und Standorten auf Dezentralisierungs- und Veränderungszwänge auf Seiten der (kirchlichen) Sozialverbände mit Bedarf an integrierten Orten in den Quartieren. Die doppelten Veränderungssituationen können also vielerorts im Sinne einer Partnerschaft zusammengedacht werden für eine diakonisch-pastorale Gemeindeentwicklung im Quartier, in der Gemeinde, in der Pfarodie. Deshalb sollten alle kirchlichen Standort- und Gebäudefragen zunächst prioritär in Bezug auf hierbei mögliche Synergien untersucht werden. Ein Zusammenwirken von Gemeindegarbeit und Sozialraumentwicklung kann über Neunutzungen von Gemeindestandorten mit entsprechenden Partnern aus beispielsweise Diakonie, Caritas und anderen in den Quartieren stattfinden. Dies stellt ein großes Potenzial für Kirchengemeinden mit Partnern aus den (vor allem auch kirchlichen) Sozialverbänden dar: für eine gemeinwesenorientierte soziale Arbeit und gleichzeitig für Gemeindegarbeit mit Überzeugungskraft.

Erarbeitungsprozesse: Umsetzung

Auf die anspruchsvollen Erarbeitungsprozesse derartiger Entwicklungen komme ich nur kurz zu sprechen. Hierbei sind sehr viele Interessenvertretende aus Kirche, Verwaltung, Politik, Planung und weiteren beteiligt, die viele unterschiedliche »Sprachen« sprechen und versuchen jeweils ihre Interessen zu optimieren. Deshalb sind Vermittlung, Beratung und neutrale Moderation dieser Prozesse vor Ort erforderlich.

Die Erarbeitungsprozesse können in der aktuellen Situation allerdings auch hilfreich sein, da somit überkommene Strukturen überdacht und verändert werden können. Hierbei sind die Gebäude bereits wichtige Kommunikatoren, mit denen neue Kontakte zwischen Kirchen- und Bürgergemeinde geknüpft werden können. Eine Öffnung von Kirchengemeinde zur Quartiersorientierung ist damit möglich und für die Zukunft von Kirche vor Ort langfristig auch notwendig. Eine kirchlich-soziale Nutzung kann einige Standorte und Gebäude sichern – und damit auch eine Präsenz von Kirchengemeinde.

Hierfür empfiehlt sich im Erarbeitungsprozess eine Zielabstufung mit zunächst dem Erhalt möglichst vieler Gebäude mit sakraler Nutzung. Als nächste Stufe sollte der Teilerhalt kirchlicher Nutzung mit passenden Partnerschaften möglichst kirchennaher sozialer und kultureller Nutzungen angestrebt werden. Erst wenn diese nicht realisiert werden können, sollten verträgliche neue Nutzungen in anderen Trägerschaften entwickelt werden. Auch diese sollten adäquat zu den Kriterien der kirchlichen Vornutzung, eines sozialen Mehrwerts für das Quartier und baukulturell an der Bestandsqualität orientiert umgesetzt werden. Nachhaltigkeit ist dabei eine wichtige Anforderung für die Projekte in allen drei Kriterien. Dies sollte auch als letzte Abstufung bei Nachnutzungen von Grundstücken – gegebenenfalls auch nach Abriss – gelten.

Fazit: Strategie und Motivation

Zum Schluss ein paar Strategievorschläge für Kirchenleitungen und die kirchliche Mittel-

ebene. Die kirchliche Immobilienentwicklung sollte strategisch am Auftrag von Kirche und Gemeinde auf der lokalen Ebene orientiert sein. Hierbei müssen Synergien zwischen diakonischer Arbeit und Gemeindeleben sowohl übergeordnet als auch regional entwickelt werden. Eine Priorisierung diakonisch-pastoraler Gemeindeentwicklung sollte als nachhaltige Standortentwicklung mit Partnerschaften gefördert werden. Hierfür bedarf es der Entwicklung von Unterstützungs- und Beratungsangeboten für die Mittelebene und die Gemeindeebene: mit Beratung und Moderation als Prozessbegleitung, Förderberatung, Sozialraumanalysen, Machbarkeitsstudien etc. Instrumente zur Qualitätssicherung für Veränderungsprozesse der Gemeinden vor Ort sollten entwickelt und gefördert werden. Der Blick über die (aktuelle) Mitgliederschaft hinaus sollte als Quartiersorientierung auf die Bedarfe im Sozialraum der Parochien gerichtet werden. Kommunikationsangebote zur gegenseitigen Unterstützung auf der Gemeindeebene können entwickelt und neue Kontakte mit den Bürgergemeinden initiiert werden.

Dazu passende Strategievorschläge für Kirchengemeinden sind die Erarbeitung lokaler Konzepte für diakonisch-pastorale Gemeindeentwicklung mit der Überprüfung der Standorte und Gebäude auf ihr Potenzial für eine entsprechende Neuausrichtung. Gespräche mit sozialen Trägern sollten auf lokaler Ebene geführt werden über Bedarfe, Strategien, Innovationen und entsprechende Synergiepotenziale. Prozesse zur Gebäudeentwicklung (Phase 0) sollten geplant und hierfür Unterstützung von Mittelebene und Kirchenleitungen organisiert werden. Hilfreich ist dabei die Aufnahme von Kommunikation zu anderen Gemeinden zur gegenseitigen Unterstützung und zum Knowhow-Transfer. Kontakte mit den Kommunen zur Standortentwicklung und Quartiersorientierung sollten aufgebaut und vorhandene Schwellen zur Einbindung von Nichtmitgliedern gesenkt werden.

Als Fazit: Zu verändernde Kirchenstandorte sollen nicht zuerst als Last, sondern als Chance wahrgenommen werden: für Kirche und für Zivilgesellschaft.

Die vorhandenen und noch kommenden Anforderungen erfordern dafür konzeptionelles Handeln: gesellschaftlich und kirchlich.

Kirchliches Leben vor Ort verändert sich in den nächsten zehn Jahren erheblich. Hierbei stellt sich die grundsätzliche Frage: Rückzug oder gesellschaftliche Verantwortung?

Kirchengebäude und Gemeindestandorte werden bleiben: Wir entscheiden in den kommenden Jahren, welche und mit welchem Inhalt.

Konzepte und Ideen sind dabei nicht nur von den Gebäuden abhängig, sondern insbesondere vom Engagement der Akteure vor Ort. Dieses sollte unterstützt und begleitet werden.

Kirchengemeinden und Sozialverbände müssen sich aktuell beide verändern. Hierbei sollten Synergien realisiert werden.

Kirche und Zivilgesellschaft brauchen beide Gemeinschaftsorte: Kirchengebäude stehen jetzt zur entsprechenden Veränderung an. Aber der Kölner sagt: »Wat fott es, es fott.«

Zu verändernde Kirchengebäude müssen deshalb zunächst als Chance wahrgenommen werden: für die zukünftige Entwicklung von Kirchengemeinden und für die Menschen in den Bürgergemeinden und Quartieren.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!



Debatte: Reaktionen – Realitätsabgleiche – Erfahrungen

Reaktion aus Sicht der Pfarrer:innen

Almut Bellmann, Superintendentin Berlin Nord-Ost

Liebe Besucherinnen und Besucher dieses Kirchbautages,

Mein Name ist Almut Bellmann, seit September 2024 bin ich Superintendentin im Kirchenkreis Berlin Nord-Ost. Das Thema Gebäude – wie wir sie nutzen und mit Leben füllen – beschäftigt mich sehr. Schon als Gemeindepfarrerin war ich in unterschiedlichen Gebäuden tätig und habe gespürt, wie wichtig diese Fragen für die Menschen sind, die die Gebäude kennen und schätzen. Als Superintendentin sehe ich mich in der Verantwortung, Gemeinden zu begleiten und zu stärken, für ihre Gebäude sinnvolle Nutzungskonzepte zu entwickeln.

Bis Juli 2024 war ich Pfarrerin in der Kirchengemeinde Berlin Prenzlauer Berg Nord mit vier kirchlichen Orten: Elias, Segen, Paul-Gerhardt und Gethsemane. Die Eliaskirche ziert das Buch des Kulturbüros, das im Vorfeld zum Kirchbautag erschien: Ein beliebtes Kindermuseum ist dort im Jahr 2003 eingezogen, ein Entdeckungs-, Bildungs- und Bewegungsraum. Menschen, die dort getauft und eingesegnet wurden, habe ich als zugleich voll Trauer aber auch voll Stolz erlebt über die neue Nutzung. Die Segenskirche wird seit 18 Jahren bewohnt und belebt vom Konvent des Stadtklosters: ein Ort der Stille und der Begegnung. Hinter der Kirche wird ein Garten gepflegt, eine Oase mitten in der Stadt. Die Paul-Gerhardt-Kirche war ein Ort für Familien- und Minigottesdienste und für Andachten und Begegnungen der großen Konfi-Gruppen der Gemeinde – bis die Kirche im Januar 2022 einem Brandanschlag zum Opfer fiel. Ein komplett heruntergebrannter Altar, eine durch den lange im Raum stehenden heißen Rauch ebenfalls ganz und gar zerstörte Orgel – Bilder in meinem Kopf, die man eigentlich nie sehen will und die ich nicht mehr vergessen werde. Aus dieser Kirche soll etwas Neues entstehen: ein offener Raum, gemeinsam genutzt von Gruppen der Gemeinde und von Sportgruppen: Kinderturnen, Pilates und Seniorensport von einem Sportverein aus der Nachbarschaft. Eine Kirche mit Sportfußboden – der geplante Umbau ist ein ambitioniertes, zukunftsweisendes Projekt. Gethsemane, die größte Kirche der Gemeinde, ist und bleibt lebendig: Attraktive Gottesdienste und Konzerte locken Menschen an. Auch für ein schlichtes regelmäßiges Abendgebet ist Platz. Die Koordination mit Mietkonzerten und anderen Großveranstaltungen ist manchmal herausfordernd für die Gemeinde.

Nun bin ich seit einem Jahr Superintendentin im Kirchenkreis Berlin Nord-Ost. Er reicht über die Großstadt hinaus: Zehn Kirchengemeinden in Brandenburg gehören zu uns dazu, in den Landkreisen Oberhavel und Barnim. In Berlin haben wir Gemeinden in Wedding, Pankow, Weißensee und Hohenschönhausen. Da gibt es kleine Dorfkirchen, mittelgroße Gebäude und große Stadtkirchen. Wenn wir die Gemeindehäuser dazuzählen sind es 92 kirchliche Gebäude, davon die Hälfte Sakralräume. Die Mitgliederzahlen schrumpfen: In einigen Gemeinden im Innenstadtbereich um bis zu 7 Prozent jedes Jahr!

Gebäudebedarfsplanung ist Aufgabe der Kirchenkreise, also Aufgabe der Gemeinschaft der Gemeinden. Der Kreiskirchenrat hat im Frühjahr einen Beteiligungsprozess angestoßen. Er wird uns sicher drei Jahre beschäftigen. Leitende aus Gemeinden und Regionen

werden miteinander am Tisch sitzen und Gebäude prüfen: welche sind gut erreichbar, wie ist der bauliche Zustand, wo findet wie oft etwas Lebendiges statt, welche Raumbedarfe gibt es in der Nachbarschaft. Einige Gemeinden sind unterdessen längst gezwungen und dabei, Entscheidungen zu treffen. Ein Beispiel: Für die Stephanuskirche braucht es dringend eine Lösung. Sie ist baufällig, liegt mitten im Soldiner Kiez. Der Bedarf an Engagement ist groß – die Anzahl an Christinnen und Christen verschwindend gering. Mit der Möglichkeit der Erbbaupacht haben wir ein wichtiges Instrument, so ein Gebäude in andere Hände abzugeben. Ein Investor, der hier etwas aufbaut, was der Gegend guttut, danach sehnen sich Kirchengemeinde und Kiez – eine Lösung scheint in greifbarer Nähe – doch für die Umnutzung braucht es viele Absprachen und Klärungen, Zeit und Energie.

Ich träume davon, dass bis 2035 alle Kirchengemeinden in Absprache mit ihren Nachbarschaften eine sinnvolle, nachhaltige Nutzung für ihre Gebäude gefunden haben: In einige Kirchen sind öffentliche Einrichtungen eingezogen: Postschalter, Touristeninformation, Bibliothek, Museum, Schulaula oder Bürgeramt. Einladende, gut gepflegte Bereiche für spirituelles Leben sind geblieben: Da steht ein Fürbittleuchter, ein Buch zum Eintragen von Bitten und Wünschen. Ausgebildetes kirchliches Personal aus der Nachbarschaft, haupt- oder ehrenamtlich, ist zu bestimmten Zeiten erreichbar für Gespräche zur geistlichen Begleitung. Andere Kirchen sind zu spirituellen Zentren geworden. Hier ist immer jemand ansprechbar für Seelsorge. In regelmäßigen Abständen finden spirituelle Angebote statt, liebevoll vorbereitet und passend zur Nachbarschaft. In zugänglichen spirituellen Formen können Menschen Gott begegnen, Erfahrungen mit Transzendenz machen, ganz für sich oder in Gemeinschaft, voller Energie, frei in der Form oder ritualisiert. Musik und Stille haben Raum, ebenso wie Bibellesung, gesprochene Gebete und Auslegung in den Sprachen, die die Nachbarschaft prägen. Wer mag, kann sich beteiligen, etwas neu entwickeln oder mitgestalten. Menschen, die Diskriminierung, Gewalt oder Grenzverletzungen erfahren haben, finden leicht Ansprechpersonen, die ihnen zuhören und sie unterstützen.

Für einige Gebäude wurden sinnvolle nichtkirchliche Nutzungen gefunden. Im besten Falle sind sie dem Gemeinwesen förderlich. Gemeinwohlorientierung als wesentliches Ziel bei der Transformation unserer Kirchen – wenn wir das erhalten, haben wir viel gewonnen.



Debatte: Reaktionen – Realitätsabgleiche – Erfahrungen**Reaktion aus Sicht der Pfarrer:innen**

Anna Maria Binder, Pfarrerin Ev. Pfarrbereich Gerbstedt, Kirchenkreis Eisleben-Sömmerda

Liebe Kirchbautagsbesucherinnen und -besucher,

Im Pfarrbereich Gerbstedt im Mansfelder Land bin ich seit zehn Jahren Pfarrerin und erlebe Gemeinden, die einerseits stark betroffen sind vom demografischen Wandel – also: Überalterung und Wegzug, sinkende Mitgliederzahlen – und der Strukturschwäche ländlicher Regionen. Andererseits gab und gibt es in meinen 20 Dorfgemeinden viele Beispiele für gelingende Begegnungen. Von drei Dorfkirchen möchte ich hier berichten.

Vorneweg möchte ich kurz meinen Arbeitskontext beschreiben: Der Evangelische Pfarrbereich Gerbstedt hat etwas weniger als 800 Mitglieder in 20 Gemeinden mit 23 Kirchen – davon sind zwei Ruinen. Es gibt eine breitgefächerte ehrenamtliche Unterstützung: 37 Gemeindekirchenratsmitglieder in drei Gremien und ca. 120 Personen engagieren sich, zum Beispiel in Gemeindekreisen und drei Fördervereinen. So gelingt es, in fast jedem Dorf Höhepunkte zu erleben: Festgottesdienste, Konzerte, Gemeindefeste. Es gibt Kinder- und Jugendgruppen, ehrenamtlich geleitete Krippenspiele.

12 von 21 Kirchen werden monatlich oder alle zwei Monate genutzt, aber der Bedarf an sakralen Räumen sinkt. Kosten und Aufwand, um für alle Kirchengebäude angemessen zu sorgen, übersteigen die finanziellen und personellen Ressourcen.

Ich erlebe trotzdem viele Menschen, die begeistert sind für das Gemeindeleben und ihre Dorfkirche. Diese Rahmenbedingungen bedeuten: wir können und müssen Neues ausprobieren. Freiräume dafür sind da – das macht meine Arbeit abwechslungsreich.

Meine Gemeinden sind offen für Kooperationen mit anderen Akteur:innen – leider sind diese jedoch im ländlichen Raum kaum oder gar nicht vorhanden. Als erstes Beispiel möchte ich Ihnen von Bösenburg berichten. Die romanische Kirche liegt idyllisch auf einem Berg und wurde durch die Unterstützung der Jugendbauhütte und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz saniert. Im Rahmen ihres Abschluss-Seminars haben Jugendliche der Jugendbauhütte Niedersachsen über zehn Jahre die Sandsteine neu verfugt. Diese Art der Zusammenarbeit war einmalig – und ein großes Geschenk für die Kirchengemeinde. Nicht nur, weil so etwas geschafft wurde, was aus eigenen Kräften kaum möglich gewesen wäre, sondern weil das Engagement der Jugendbauhütte ins Dorf ausstrahlte: Menschen kamen, fragten nach, manche besuchten zum ersten Mal die Kirche. Es entstand ein Freundeskreis rund um diese Kirche, Menschen aus dem Ort und den Nachbardörfern, die sich neu verbunden fühlen und auch weiterhin bei drei bis vier Höhepunkten im Jahr diese Kirche nun besuchen.

Eine große Überraschung in den letzten 12 Monaten waren zwei Arbeitseinsätze an kleinen Dorfkirchen: Thondorf, wo nur noch Turm und die Ruine des Kirchenschiffs stehen – und Hübitz. An beiden Kirchen waren ca. 30 Personen bei Aufräum- und Grünschnittarbeiten dabei. Anschließend wurde gegrillt, Ideen für die Dorfkirche besprochen – mit Menschen, die größtenteils nicht Gemeindeglieder sind – aber die Kirche im Dorf liegt ihnen am Herzen, sie wünschen sich, dass Kirche das gesellschaftliche Leben im Ort mitgestaltet. Das schenkt Halt, auch wenn die Begegnungen punktuell bleiben.

In Hübitz hat sich das Engagement aus dem Dorf bereits positiv weiterentwickelt: Musikalische Andachten und Abendgebete, etwa alle zwei Monate, werden gut besucht und geschätzt. Es entstehen neue Formate der Begegnung im Dorf.

In Thondorf, dem Ort mit der Ruine, ist es schwieriger: Eingestürzte Mauerteile verhindern eine Nutzung für Freiluftgottesdienste – ein Wiederaufbau ist aus unserer Sicht nicht sinnvoll. Die Erwartungshaltung der neu Engagierten aus dem Dorf und die realistische Sicht der Kirchengemeinde konnten bisher nicht zu einer gemeinsamen Vision führen.

Als drittes Beispiel möchte ich von Polleben, einem der großen Dörfer, erzählen. Die Kirche St. Stephanus wurde in den 1970er Jahren baupolizeilich gesperrt, da Bodenbewegungen die Statik gefährdet hatten. Seit Mitte der 1990er Jahre setzt sich nun ein Förderverein für diese Kirche ein, konnte große Sanierungsmaßnahmen durchführen und gestaltet das Gemeindeleben mit. Inzwischen ist die Kirche wieder nutzbar: Kirchenkino, Brunch zum Erntedankgottesdienst, Sommerfest und Martinstag sind feste Höhepunkte. Dass zu diesen Festen 80 bis 150 Gäste die Kirche besuchen, übersteigt, gemessen an den Mitgliederzahlen, die statistisch erwartbare Personenzahl bei Weitem.

Innovativ oder aufsehererregend sind diese Formate nicht – das Neue entsteht auf der Ebene der Organisation: Die Ehrenamtlichen des Fördervereins planen fast alles in Eigen-



regie, ich komme als Pfarrerin nur dazu, ohne selbst Verantwortung zu tragen für Planung, Organisation und Logistik. Das stärkt die Kommunikation im Dorf, das Gemeinschaftsgefühl und auch die Verbundenheit mit dem Kirchengebäude. So ist es nicht nur Last, sondern wird als Schatz und Ressource wahrgenommen.

Das war lange Jahre in Dörfern wie Polleben nicht so: hier gibt es einen starken Traditionsabbruch, kaum noch volkskirchliche Strukturen. Dass jetzt wieder Familien, Kirchenferne und Konfessionslose ihre Kirche besuchen, ist in diesem Fall eine Neuentdeckung und eine veränderte Form kirchlicher Verbundenheit, die ich hier wahrnehme. Feste im Kirchenjahr gehören wieder dazu für viele Menschen – meistens ohne Kirchenmitgliedschaft; oft ohne den Blick für die Zusammengehörigkeit der Kirchengemeinden in der Region. Der Fokus dieser Verbundenheit ist die Dorfkirche, der eigene Kirchturm.

Manchmal entsteht dann auch der trügerische Wunsch, alles im eigenen Dorf haben zu können – doch diese Art flächendeckender Gemeindearbeit ist nicht, was gebraucht wird.

Das ist meine große Frage und einer der Widersprüche, in denen ich meine Arbeit sehe: Wie kann es uns gelingen, Ehrenamt zu fördern und zu erhalten, und welche Rolle spielt dabei die Bindung zum eigenen Kirchengebäude?

Unser Bedarf an ehrenamtlich engagierten Menschen ist regional und auf Zusammenarbeit ausgerichtet, aber die Motivation für das Ehrenamt entsteht in den meisten Fällen durch eine starke Verbindung zu einer Kirche oder Ortsgemeinde. Die gibt es aber nicht mehr überall, wir können die Gebäude nicht alle erhalten und Höhepunkte finden nicht in allen Kirchen statt.

Zukunftsweisend ist für mich daher das Bild vom Fischernetz: Gute Begegnungen und innovative Nutzungskonzepte gleichen aus meiner Sicht einem Netz mit Lücken und Leerstellen. Es ist ein Netz, das trägt und Anknüpfungspunkte bietet, nur nicht mehr flächendeckend, wie es jahrhundertlang war.

Mir macht dieses Bild Mut: Es erinnert mich an die Anfänge der Kirche und die Hoffnung, dass vieles möglich ist und bleibt.

Debatte: Reaktionen – Realitätsabgleiche – Erfahrungen**Reaktion aus Sicht des Handwerks und der Bauvereine**

Matthias Hartig, Handwerk in der Denkmalpflege, Mecklenburg

Sehr geehrte Damen und Herren,

Mein Name ist Matthias Hartig, ich stamme aus einem mecklenburgischen Pfarrhaus und führe seit 30 Jahren eine Zimmerei und einen Baubetrieb. Dabei bin ich seit Jahrzehnten für die Mecklenburgische und die Pommersche Landeskirche tätig – von den Dorfkirchen bis zu den Domen – und durfte im Rahmen meiner Tätigkeit gemeinsam mit meinen Mitarbeitern wiederholt den Bundespreis für Handwerk in der Denkmalpflege entgegennehmen.

Der Kirchenraum ist mir mein ganzes Leben vertraut als Raum von Einkehr und Offenheit, für Begegnung und Kommunikation verschiedenster Menschen. Diese Räume, geschaffen im Ursprung für Gebet, Gemeinschaft und Schutz, sind Ausdruck unserer ganz eigenen Geschichte und Identität. Mitten in den Dörfern und Städten erzählen sie genau diese Geschichte: Geschichten von Blüte – Verfall – Zerstörung – Wiederaufbau – Erneuerung – Blüte und wieder Wandel – und durch alle Zeiten hindurch Umbauten – Restaurierung – große Sanierungen – und viele ungeplante Reparaturen und Notsicherungen. Diese Spuren sind wunderbar ablesbar und sind in jeder einzelnen Kirche auf dem kleinsten Dorf wie in den großen Städten zu finden – sie erzählen uns vom Leben der verschiedenen Zeitalter. Ich bin voller Ehrfurcht vor diesen Dokumenten unserer Geschichte.

Für all diese Orte sind Menschen nötig, die diese Gebäude als Mittelpunkt gelebten Lebens begreifen und bereit sind, diese Räume mit Licht und Leben zu füllen. Ich denke, unsere Identität braucht diese Räume wie ein »Federkleid um die sinnenden Dinge«.

Oft waren und sind es Menschen, die gar nicht auf Grund einer religiösen Zugehörigkeit aktiv werden und trotzdem Aufmerksamkeit für die Kirchen und den oft beklagenswerten Zustand der Gebäude einfordern – Menschen, die über Vereinsgründungen, das Entwickeln verschiedenster Ideen, wie Geld zu beschaffen wäre, ein Interesse wecken, das im wahrsten Sinne Berge versetzt. Sie machen Sanierung und Erhaltung dieser wunderbaren Zeugnisse unseres Lebens möglich und füllen es mit neuer, oft kultureller Nutzung. Alle Bemühungen galten dabei bisher der Verantwortung gegenüber der Geschichte, um dem wiedergewonnenen Raum durch eine neue Nutzung zu einer neuen Gegenwart und Zukunft zu verhelfen. Damit geben sie den Räumen ihren ursprünglichen Zweck als Raum für Einkehr und Begegnung zurück. Sie ermöglichen neues gemeinschaftliches Leben.

Mein Heimatdorf heißt Lansen – es ist Teil der Kirchgemeinde, in der mein Vater über dreißig Jahre wirkte. Er hatte vier Kirchen in seiner Verantwortung und musste seinerzeit Räume schaffen, um kirchliche Arbeit überhaupt möglich zu machen. So wurde auch hier in der Dorfkirche, wie an vielen Orten im Osten, eine Winterkirche eingebaut. Das Schiff der kleinen Kirche wurde vom Gestühl befreit, und es entstand eine Veranstaltungskirche mit flexibler Bestuhlung und vielseitiger Nutzbarkeit. Die Erinnerung an den Umbau ist vielen Menschen, die daran beteiligt waren, sehr wach. Das ist beinahe 50 Jahre her – aber die Idee, aus dieser Kirche einen flexibel nutzbaren Ort, eine Veranstaltungskirche zu machen, gab es schon damals. Und heute sind wir dafür sehr dankbar!

Inzwischen wird diese Kirche im Zuge der Vergrößerungen der pastoralen Zuständigkeitsbereiche kaum noch genutzt. Die Pastorin, die heute verantwortlich ist, hat 46 Dörfer mit elf Kirchen. Sie kann sich unmöglich um alles kümmern – also haben wir uns selbst organisiert. Mit einem Freundeskreis haben wir vor sechs Jahren den Faden wieder aufgenommen und mit Hilfe des Förderprogramms »Landgut Kulturgut« eine Kinokirche eröffnet. Dort bieten wir über die Wintermonate Veranstaltungen an und zeigen interessante Filme, über die wir ins Gespräch und in regen Austausch kommen – mit den Filmschaffenden und allen, die teilweise von weit her dazu kommen. Bis zu 80 Menschen aus der Umgebung drängen sich dann in unsere kleine Kirche – und so ist sie zu einem Veranstaltungsort geworden, der längst über die Grenzen des Dorfes und der Gemeinde hinauswirkt. Diesen neu geschaffenen Begegnungsraum haben wir mit dem Freundeskreis um weitere Räume erweitert, die wir in der direkten Nachbarschaft zur Verfügung stellen, um dort – über die Kirche hinaus – unter anderem Workshops für Kinder anbieten zu können. Dabei ist viel Schönes und Nachhaltiges entstanden – etwa der wunderbare »Engel der Zeit« mit der Berliner Künstlerin Moreen Vogel oder das Begegnungsprojekt mit den Studentinnen und Studenten der Burg Giebichenstein, Kunsthochschule Halle. Alles geschieht in enger und guter Zusammenarbeit mit dem Team der Kirchgemeinde.

Ich stelle fest, dass es eine große Scheu gibt, die Schwelle der Kirche zu überschreiten – es gibt viele überkommene Ressentiments, aber auch eine starke Entfremdung von der selbstbezogen erscheinenden Amtskirche und deren Entfernung von der Gemeindewirklichkeit. Das gilt auch für den Umgang mit unseren Kirchenbauten. Sie sind die Heimat der Menschen. Das sollten alle am Schreibtisch entscheidenden Amtsträger, jede Bischöfin und jeder Bischof wissen. Der Mensch lebt nicht vom schönen Wort allein ...

Diese Schwelle zu ebnen, gelingt uns nur, wenn wir nicht aufhören, die Türen zu öffnen und die vorhandenen Räume zugänglich und erfahrbar zu machen. Wenn wir sie wieder lesen und verstehen lernen und sie immer wieder mit neuem Licht füllen, dann öffnen sie uns die Herzen und lassen uns die tiefe Verwurzelung spüren – den ursprünglichen Geist dieser Räume als Spiegel unserer Seele.



Debatte: Reaktionen – Realitätsabgleiche – Erfahrungen**Reaktion aus Sicht des Handwerks und der Bauvereine**

Stephan Heinlein, Architekt, BDA und Vorsitzender eines Bauvereins

Sehr geehrte Damen und Herren,

Ich möchte mich kurz vorstellen. Mein Name ist Stephan Heinlein, ich bin Architekt in Potsdam. Mit unserem Büro haben wir schon etliche Sanierungen und Umbauten von Gemeindehäusern und Kirchen realisiert und konnten unter anderem auch die Jerusalemer Erlöserkirche museal und touristisch erschließen. Als Mitglied im aktuellen Beirat des Kirchbautags war ich an der Vorbereitung dieses Kirchbautags mit beteiligt.

Berichten möchte ich hier aber von meinen Erfahrungen als Gründungsmitglied eines Fördervereins zur Sanierung einer kleinen Dorfkirche in einem noch viel kleineren Dorf in der Mecklenburgischen Seenplatte – Liepen bei Neustrelitz.

Als wir vor acht Jahren mit der Familie dorthin gezogen sind, stand dort, weitgehend ungenutzt, die für den Ort mit acht Einwohnern recht stattliche Kirche, in der bis zu 80 Menschen Platz finden. Zwei Mal im Jahr wurde dort Gottesdienst gefeiert, zu dem ausschließlich Gemeindemitglieder aus den umliegenden Dörfern kamen, da in Liepen selbst keine mehr wohnten. Zusammen mit einem Freund entstand die Idee, die Kirche zu sanieren und durch einen Förderverein Gelder für kulturelle Veranstaltungen einzuwerben. Schön war, dass sich schnell 20 Menschen fanden, die unsere Idee unterstützten, obwohl Sie in der Mehrzahl nicht aus einem kirchlichen Kontext kommen, was aber gerade in Ostdeutschland beinahe normal ist. Von allen gab es viel Zuspruch, das Gebäude als Wahrzeichen des Dorfes und als Ort für Veranstaltungen zu erhalten.

Durch den glücklichen Zufall, dass in unserem ersten Vorstand ein mit der Einwerbung von Fördermitteln sehr erfahrener Mensch, ein Architekt und jemand mit juristischem Grundwissen waren, ist das Projekt sehr gut gestartet. Durch Vermittlung erhielten wir als erstes eine größere Privatspende, die sich als Fluch und Segen zugleich erweisen sollte. Als Fluch in der Hinsicht, dass ab diesem Zeitpunkt der Vorstand dauerhaft Rede und Antwort stehen musste, wann es endlich losgeht, ob wir untätig wären und was denn mit dem Geld passieren wird. Nachdem viele Jahre nichts passiert war, konnte es nun nicht schnell genug gehen. Als Segen in der Hinsicht, dass wir dadurch viele Förderanträge stellen konnten – an das Land, die DSD, die Sparkassenstiftung, Leader Aktionsgruppe usw. – und immer, wenn in den Anträgen die alles entscheidende Zeile auftauchte, 20 oder 30 Prozent Eigenmittel selbstbewusst einen Haken setzten konnten ... Eigenmittel waren ja nun vorhanden.

Im Nachhinein würde ich sagen, dass genau diese Strategie die Richtige war, weil wir damit am Ende mit anfänglich 20.000 Euro insgesamt 180.000 Euro einwerben und verbauen konnten. Sicherlich hatten wir an einigen Stellen auch richtig Glück – ich denke da nur an unsere kleine Grüneberg-Orgel, für die wir den Antrag genau zu dem Zeitpunkt – 2017 – gestellt hatten, als der Orgelbau und die Orgelmusik in Deutschland von der UNESCO-Kommission als immaterielles Kulturgut unter Schutz gestellt wurde.

Folgende Themen sind mir in Erinnerung geblieben, die wir zwar gemeistert haben, bei denen aber ehrenamtlich Engagierte, die die Kirchen im Alltag wesentlich offenhalten und

sich um sie kümmern – das sollten sich Amtsträger immer wieder vor Augen führen – mehr zielorientierte und professionelle Unterstützung von Seiten der Kirche brauchen. Deren Gebäude sind es, die die Menschen als Kulturgut und lebendigen Ort erhalten wollen.

Vereinsgründung – insbesondere das Thema Finanzamt: Es hat uns mehrere Runden gekostet, weil nicht alles, was bei einem ähnlichen Förderverein in Brandenburg, dessen Satzung wir als Vorbild genommen haben, vom Finanzamt als gemeinnützig anerkannt wird, auch in Mecklenburg gemeinnützig ist. Hier stellt oft der Teil der kulturellen Veranstaltungen ein Problem dar, weil auch hierüber Mittel eingeworben werden sollen und damit noch mehr Strukturen und Bürokratie bedient werden müssen. Das ist im Ehrenamt kaum zu leisten. Es fordert sehr konkrete Sachkenntnis und viel Zeit.

Ausarbeitung eines Nutzungsvertrages mit der Kirchengemeinde: Obwohl wir die volle Unterstützung der Kirchengemeinde und des Pfarrers hatten und teilweise auch Förderanträge durch die Gemeinde selbst gestellt wurden, ist es für Laien nicht leicht, einen Nutzungsvertrag, der am Ende aus dem weit entfernten kirchlichen Liegenschaftsamt kommt, mit seinen unklar erscheinenden Haftungsthemen zu verstehen, die schon in der sprachlichen Verkläuterung oft außerhalb des Verständnisses der Menschen vor Ort sind. Auch über Versicherungen haben wir lange mit dem Pfarrer diskutiert.

Recherche von Fördermöglichkeiten: Die Landschaft der Fördermittel ist komplex und schwer überschaubar – es wäre gut, da eine professionelle, immer auf dem aktuellen Informationsstand der Zeit stehende Orientierung seitens der Landeskirchen zu bekommen. Sie sollten konkrete Anlaufstellen haben, die Möglichkeiten ihrer Bundesländer genau kennen, immer aktuell abfragen und im direkten Kontakt den Gemeinden und Vereinen jahresaktuell zur Verfügung stellen können.

Erarbeitung von Fördermittelanträgen: Hier sind vor allem erste finanzielle Mittel, also Startkapital notwendig, um überhaupt Anträge stellen zu können. Die Themen Nutzungskonzept, bauliche Voruntersuchungen, Kostenschätzungen und Finanzierung sollten Grundlage jeder Erstberatung einer Kirchengemeinde oder eines Fördervereins sein, um für die entscheidende Phase 0 gewappnet zu sein.



Debatte: Reaktionen – Realitätsabgleiche – Erfahrungen**Reaktion aus Sicht der Bauämter und Architekt:innen**

Gerd Meyerhoff, Referent Bau- und Denkmalpflege, Landeskirchenamt Greifswald

Sehr geehrte Damen und Herren,

Mein Name ist Gerd Meyerhoff. Nach dem Studium der Architektur in Braunschweig und Berlin (West) führte mich der Weg 1988 nach England, wo ich in einem Architekturbüro hauptsächlich im Kirchenbau tätig war. Dies war zur Zeit der Wende: Über England kam eine Verbindung in die Neuen Bundesländer, und zwar nach Stralsund zustande, wo ich ab 1992 in einem Architekturbüro angestellt war und mich 1997 selbstständig machte. Ab 2000 war ich für den Kirchenkreis Stralsund der Pommerschen Evangelischen Kirche tätig. Mit Gründung der Nordkirche 2012 wechselte ich als Baureferent ins Baudezernat des Landeskirchenamts, Standort Greifswald, wo ich bis heute tätig bin.

Ich beschreibe Aspekte des Kirchenbaus aus fünf verschiedenen Blickwinkeln.

1. Zunächst die Tätigkeit als Baureferent im Landeskirchenamt der Nordkirche. In den letzten Jahren standen die Themen Abstimmungen zu Bau- und Gestaltungsmaßnahmen bei der Erhaltung und Instandsetzung der Kirchenbauten, ihrer Ausstattung, der Glockenanlagen und der Orgeln im Vordergrund.

In meinem Bundesland ist das Landeskirchenamt Genehmigungsbehörde für die Anträge der Kirchengemeinden auf Denkmalrechtliche Genehmigung. Die Projekte sind mit dem zuständigen Landesamt für Denkmalpflege partnerschaftlich abzustimmen. Dass dies nicht immer spannungsfrei verläuft, liegt in der Natur dieser Konstellation. Gewünschte Änderungen an der Einrichtung der Kirchenräume zur besseren Nutzung sind ein großes Thema. Die zumeist mittelalterlichen Bauten sind mit den späteren Einbauten, wie dem Gestühl, für erheblich größere Kirchengemeinden als die heutigen eingerichtet worden.

Der Wunsch der Gemeinden nach freierer Gottesdienstgestaltung und anderen Aktivitäten steht den denkmalpflegerischen Ansprüchen nach Erhaltung der Ausstattung oft diametral gegenüber. Hier gilt es, genau zuzuhören, was die Bedürfnisse der Kirchengemeinden sind und die Möglichkeiten abzuwägen. Wenn überzeugende Lösungen gefunden werden, die sowohl den geänderten Ansprüchen gerecht werden als auch der vorhandenen Architektur und den denkmalpflegerischen Aspekten, so ist dies meines Erachtens das Idealziel. Ebenso sollte hinsichtlich Material und Verarbeitung der meist hervorragenden Qualität des historischen Bestandes, der den Jahrhunderten trotzen konnte, Genüge getan werden. Dies alles verlangt regelmäßig gemeinsame örtliche Abstimmungstermine.

2. Ich bin Vorsitzender des Fördervereins einer recht großen Dorfkirche. Man ist hier direkt mit den Sorgen zur Bauerhaltung betroffen. Es ist erstaunlich, welche Konflikte durch persönliche Befindlichkeiten, an denen man sich lange abarbeiten kann, einer einfachen Zusammenarbeit und Lösungen im Wege stehen können. Man muss schon für kleine Erfolge dankbar sein. Persönliche Kontakte zur Lösung von Problemen sind hier das A und O.

3. Ich bin langjähriges Mitglied im Kirchengemeinderat einer großen Kirchengemeinde mit einer überreich ausgestatteten großen Stadtkirche – und in deren Bauausschuss. Hier

gilt es vielerlei Probleme zu stemmen. Viele Teilaufgaben stellen sich gleichzeitig – der Bau und seine Ausstattung sind instand zu halten, Besucherströme zu bewältigen, es ist Öffentlichkeitsarbeit zu machen, und es sind Förderanträge zu stellen. Die Instandsetzung der riesigen Dachflächen nahm einen Zeitraum von zehn Jahren in Anspruch, nun beginnt endlich die Turmsanierung. Dass die Kirchengemeinde dies allein nicht stemmen kann, versteht sich von selbst. Aber der Raum ist mit Leben gefüllt: Gottesdienste, anspruchsvolle Kirchenmusik, Konzerte, Besucher, Kirchenführungen, Vorträge bestimmen den Jahresablauf – dies möge auch in Zukunft so bleiben.

4. Als Stiftungsvorsitzender einer Kulturkirche bin ich mit einer Großkirche befasst, die nicht mehr als Gemeindekirche dient und als Gottesdienstraum nur gelegentlich. Der Schwerpunkt liegt bei Konzerten und Ausstellungen, die Betreibung erfolgt durch das Kreisdiakonische Werk. Dies mag in Zukunft auch für ähnliche Bauten eine mögliche Nutzungsform sein, wird aber sicherlich nicht die Regel werden. Auch für das kirchliche Leben in meiner Stadt ist dieser Ort inzwischen wieder wichtig geworden, da er kein festes Gestühl besitzt und Veranstaltungen ermöglicht, die in den anderen Kirchen so nicht durchführbar wären. Zudem besitzt er eine hervorragende Konzertorgel. Aber auch hier gilt: Ohne öffentliche, private und kirchliche Förderung wäre dies nicht zu stemmen.



5. Ein neuer Aspekt unserer Arbeit im Landeskirchenamt ist die Befassung mit Entwicklungsanträgen. Dies ist ein generelles Problem; die kleiner werdenden Kirchengemeinden sind mit ihren Bauten vielfach überfordert. Es ist zu hoffen, dass den geänderten gesellschaftlichen Bedingungen mit intelligenten Lösungen Rechnung getragen werden kann. Die Kirchengemeinden allein werden dies nicht leisten können. Örtliches Engagement sollte daher auch von öffentlichen, privaten und kirchlichen Trägern unterstützt werden.

In meiner Tätigkeit – dies gilt aber für die Referenten allgemein – vertrete ich die Landeskirche gegenüber oft sehr selbstbewusst handelnden und auftretenden Kirchenkreisen und insbesondere den Kirchengemeinden mit ihren ehrenamtlichen Kirchengemeinderäten. Das ist nachvollziehbar, denn die Menschen in diesen »Organen« sind es, die für die Realisierung des kirchlichen Lebens in der Fläche Verantwortung tragen, Entscheidungen treffen müssen, die sich auch um die Erhaltung der Kirchen und ihrer Bauten kümmern und für die Finanzierungen geradestehen. Sie tun dies vor dem Hintergrund sinkender Gemeindegliederzahlen, schwieriger werdender Organisation und Verteilung der Lasten auf weniger Schultern und mit der Erkenntnis, dass dieser Trend sich auf absehbare Zeit kaum umkehren lässt.

Diese Umstände sorgen für viel Pessimismus und Entmutigung. Von daher bin ich immer froh, Menschen als Gegenüber zu haben, die ihren christlichen Glauben und ihre Verantwortung ernst nehmen, sich ihren Optimismus nicht nehmen lassen und sich für ihre Kirchengemeinden ins Zeug legen – es gibt sie noch immer!

Zunächst für sie und ihre Kirchengemeinden sind wir tätig, ihnen helfen wir, die wunderbaren Kirchenbauten zu erhalten. Mit der Erkenntnis, dass es mit Erhalt der baulichen Hüllen allein nicht getan ist, müssen wir dann nach Alternativen und offeneren Nutzungen suchen, die über die kirchengemeindlichen Zwecke hinausgehen; dass dabei auch Kirchen aufgegeben werden müssen, ist eine – wenn auch sehr schmerzvolle – Tatsache, der wir uns stellen müssen.



Debatte: Reaktionen – Realitätsabgleiche – Erfahrungen**Reaktion aus Sicht der Bauämter und Architekt:innen**

Marcus Nitschke, Architektur- und Denkmalpflegebüro D:4, Berlin

Liebe Freundinnen und Freunde unserer Kirchbauten,

Kurz zu meiner Person: Schon während meines Studiums der Evangelischen Theologie war ich bei einer Kulturstiftung als Kurator für Architektur und Film tätig. Dort habe ich auch Symposien und Filmreihen zum internationalen Sakralbau organisiert. Über ein Projekt ergab sich der Kontakt zu meinem Büropartner Jörn Focken; gemeinsam haben wir 1998 das Büro D:4 gegründet. Heute ist D:4 ein international und interdisziplinär arbeitendes Architektur- und Denkmalpflegebüro mit insgesamt 28 Mitarbeiter:innen an den Standorten Berlin, Hamburg, Tirana und Krems. Seit Beginn sind wir für kirchliche Auftraggeber tätig, insbesondere in Sachen Immobilienstrategie und angewandter Denkmalpflege.

Wie erleben wir die aktuelle Situation?

Bereits zur Zeit unserer Gründung galt die zu hohe Zahl von Kirchengebäuden und anderen kirchlichen Immobilien als großes Thema mit starkem Handlungsdruck. Die Fachtagungen und Kirchbautage der späten 1980er und 1990er Jahre waren von Handlungsempfehlungen und Appellen geprägt. Insgesamt wurde suggeriert, dass nun eine große Welle (=Tausende) von Umwidmungen und Verkäufen bevorstehe. Wer die Entwicklung seitdem verfolgt hat, weiß, dass sich die Zahl realisierter Projekte doch sehr in Grenzen hält.

Beharrungskultur und Verunsicherung

Warum ist das so? Obwohl unserer Erfahrung nach dazu überhaupt kein Anlass besteht, haben viele kirchliche Gremienmitglieder immer noch Hemmungen, mit vermeintlich schlechten Nachrichten an die Öffentlichkeit zu treten. Anders formuliert: Wer lernen möchte, wie sich Entscheidungen auf Jahre verschieben, in neue Arbeitskreise und Gremien oder in behördliche Genehmigungswege verlegen lassen, kann dies beim Thema Kirchenimmobilien im Detail studieren. Während beim Personal in den letzten Jahrzehnten weitreichender Abbau stattfand, steht die Immobilienfrage präsenter denn je im Raum.

Der Fluch des guten Beispiels

Es ist eine liebgewordene Tradition der Kirchbautage und anderer Treffen, Wanderausstellungen etc., eine Reihe von architektonisch gelungenen Adaptionen alter Kirchengebäude für neue Nutzungen zu präsentieren. Aber Achtung: Im Subtext wird damit gleichzeitig suggeriert, dass mit richtigem Engagement und guter Kreativität sich – wenn es wirklich gewollt ist – überall gute Lösungen finden lassen. Die Leute vor Ort bleiben nach den schönen Bildvorträgen aber in den meisten Fällen ratlos und überfordert zurück.

Die Realität des guten Beispiels

Schaut man sich die großen Projekte an, die wir alle schätzen und gerne weitergeben, befinden diese sich zumeist in funktionierenden Stadtsituationen in einer Bürgergesellschaft, die die notwendigen Mittel für aufwendige Sanierungen und Umbauten aufbringen kann. Was ist aber mit den anderen kirchlichen Orten und wie oft kann es dort klappen? Es sollte

deutlich gesagt werden, dass es nicht hunderte Kulturkirchen, öffentliche Büchereien, ambitionierte Restaurants und ähnliches geben wird. Wenn dies in Städten ein- bis zweimal gelingt, ist viel erreicht, auch im ländlichen Kontext ist in größeren Einzugsbereichen zu denken. Bleiben viele, viele Gebäude, für die andere Lösungen gefunden werden müssen.

Was machen die anderen?

Vor einigen Jahren wurde im niederländischen Pavillon auf der Architekturbiennale in Venedig eine große Installation mit mehreren tausend einfachen Architekturmodellen gezeigt. Daneben ein dicker Buchband, der auf jeder Seite eines dieser Gebäude zeigte. Von alten Industriegebäuden, Bahnhöfen, Windmühlen bis hin zu Kirchen war alles dabei. Die Gemeinsamkeit war, dass alle diese Gebäude nicht mehr genutzt werden und zum Verkauf stehen. Was bedeutet das? Wir brauchen nicht zu glauben, dass Kirchengebäude die einzigen auf dem Markt sind, die darauf warten, wieder geweckt zu werden. Und noch bitterer: auch nicht die, die am besten geeignet für Kultur, Konzert oder Coworking wären.

Was können wir erwarten?

Wie Anfang dieser Woche zu hören war, wird der Bund dieses Jahr, nach langem Zögern, einen Betrag von 35 Millionen Euro für das Sonderprogramm Denkmal budgetieren. Das gilt für alle Denkmale. Für die Kirchen wird zwar traditionell ein großer Teil davon ausgeschüttet (oft mehr als 50 Prozent), es wird aber immer wieder angemerkt, dass dies nicht mehr ihrer gesellschaftlichen Bedeutung entspreche. Mit wieviel ist also realistisch aus öffentlichen Töpfen zu rechnen? Jedenfalls erheblich weniger als in diversen Appellen und Manifesten gefordert. Auf diese Karte sollten wir nicht alles setzen.



Was tun?

Nachdem wir ca. 1.600 kirchliche Immobilien begutachtet haben, zeigt sich bei den Projekten unseres Büros, dass es sich sehr lohnen kann, nicht mit den großen Leuchtturmprojekten anzufangen, sondern mit gleichem Engagement auch vermeintlich »unrentable«, abgelegene Standorte in den Blick zu nehmen. Die Kooperationsmöglichkeiten mit potenziellen Mitnutzern sind reichhaltiger als viele denken. Es lohnt sich, sie systematisch auszuloten.

Kirche im öffentlichen Raum

Historisch ist der öffentliche Raum nicht ohne Kirchen zu denken. Viele kirchliche Grundstücke sind folglich in den Flächennutzungsplänen als Gemeinbedarfsflächen gewidmet. Wir finden es sehr sinnvoll, diese Gemeinbedarfsflächen im größeren Kontext zu betrachten und nicht voreilig – mit kurzfristigen Profitabsichten – deren öffentlich-rechtliche Entwicklung anzustreben. Die Frage ist vielmehr, in welcher Topografie sich das Gemeinwesen abbilden kann. Das Büro D:4 hat Werkzeuge entwickelt, um darauf Antworten zu geben und die mögliche Rolle der Kirchen zu identifizieren. Das erfordert gründliche, manchmal nicht immer spannende Grundlagenarbeit, führt aber zu nachhaltigen Ergebnissen.

Kooperationen Kirche und öffentliche Träger

Uns wird oft gesagt, dass man auf kirchlicher Seite doch bereits bestens vernetzt mit den politischen Stellen sei. Das gilt aber bei näherem Hinsehen am ehesten noch für die Repräsentationsebene. So wichtig es ist, dass unsere Bischöf:innen kurze Drähte zur hohen Politik haben oder die Superintendentin auf Festen und Empfängen regelmäßig den Bürgermeister trifft, für eine zielgerichtete Immobilienentwicklung muss viel auf der sogenannten Arbeitsebene getan werden. Wir sind immer wieder sehr positiv erstaunt, wie gut sich die Ämter für Stadtplanung, Jugend, Familie etc. auf die Termine mit uns vorbereiten und wie viel sich dann gemeinsam bewegen lässt. Es ist klar, dass sich mit den wenigen verbliebenen Haupt-, aber inzwischen auch Ehrenamtlichen kein entsprechendes Gegenüber auf kirchlicher Seite mehr aufbauen lässt. Trotzdem sollte unserer Meinung nach von kirchlicher Seite möglichst gehandelt werden, bevor die gesellschaftliche Akzeptanz weiter abnimmt. Dafür sollten konzentriert arbeitende Projektteams aufgestellt werden, notfalls auch mit – temporärer – Unterstützung durch externe Dienstleister wie uns.

Zwei Beispiele verdeutlichen das Potenzial von Standorten, die nicht in erster Reihe stehen.

1. Gemeinde- und Begegnungszentrum Müncheberg: Im ländlichen Raum östlich von Berlin haben wir geholfen, eine kirchlich-kommunale Trägerschaft aufzubauen. Da sich die Kommune beteiligte, konnte das Projekt mit über 700.000 Euro aus EU-Strukturfonds gefördert werden, weil es neben dem kirchlichen auch einen gesamtgesellschaftlichen Nutzen hat.

2. Kita mit Spezialausrichtung für Kinder im Autismusspektrum: Im Berliner Norden haben wir die Ev. Andreas-Gemeinde zunächst über mehrere Jahre dabei begleitet, ihre Standorte zu analysieren und neu zu strukturieren. Im Ergebnis wurde eine (nicht denkmalgeschützte) Kirche aus den 1930er Jahren aufgegeben. Im Dialog mit den öffentlichen Behörden haben wir das Konzept entwickelt, das Grundstück weiterhin für den Bedarf des Gemeinwesens zu nutzen und damit auch mit mehr Flächen zu bebauen, als dies ein privater Investor dürfte. Aufgrund des inhaltlichen Konzepts konnten über 2,5 Millionen Euro außerkirchliche Gelder akquiriert werden.

Debatte: Reaktionen – Realitätsabgleiche – Erfahrungen

Reaktion aus Sicht der Denkmalpflege und Kultur

Dr. Ulrike Wendland, Leiterin des DNK beim BKM

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde unserer Kirchen!

Mein Name ist Ulrike Wendland, ich bin Denkmalpflegerin, Leiterin der Geschäftsstelle des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz bei dem Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien und in dieser Funktion möchte ich Ihnen Mut machen und zurufen:

Denkmalschutz ist kein Veränderungsverbot, sondern vielmehr ein gesetzliches Gebot, Denkmalpflege an ausgewählten Bauwerken oder anderen Gegenständen möglichst umzusetzen. Rezipientin dieser Bewahrung von Kulturdenkmälern ist die Öffentlichkeit. Der Staat vertritt das sogenannte öffentliche Interesse, dass Bürgerinnen und Bürger ihr gemeinsames Kulturerbe ideell in Besitz nehmen können.

Ziel von Denkmalpflege an einem Kulturdenkmal ist die weitgehende Bewahrung bedeutungsvoller Substanz und eines denkmalgerechten Erscheinungsbildes. Im Idealfall können bei nötigen Reparaturen, Modernisierungen und Nutzungsanpassungen die Eingriffe ins Denkmal minimal bleiben. Oft sind dabei jedoch erhebliche Eingriffe unvermeidlich, dezimieren Substanz und verändern das Erscheinungsbild. Dennoch gelten sie dann als denkmalgerecht, wenn die handwerklichen, baustofflichen, ästhetischen, funktionalen und gegebenenfalls ikonographischen Eigenschaften der neuen Zeitschicht dergestalt sind, dass die früheren Zeitschichten des Kulturdenkmals nicht überschrieben oder entstellt werden.



Wenn historische und neue Baukultur in einen ausbalancierten, gleichberechtigten Dialog treten, ist dies nach der Denkmaltheorie zulässig und konsequent. Die Charta von Venedig gibt mit ihrem Artikel 11 vor, dass »Stileinheit kein Restaurierungsziel« sei und sagt im Artikel 9: »Wenn es aus ästhetischen oder technischen Gründen notwendig ist, etwas wiederherzustellen, von dem man nicht weiß, wie es ausgesehen hat, wird sich das ergänzende Werk vom baulichen Kontext abheben und den Stempel unserer Zeit tragen.« Soweit zu den denkmaltheoretischen Grundlagen.

Hinzu kommen die Vorgaben der Denkmalschutzgesetze. Auch in ihnen wird das Ziel der weitestmöglichen Bewahrung der die Denkmalwerte konstituierenden Substanz und ihres Erscheinungsbildes vorgegeben. Jedoch haben die Gesetze Klauseln der Zumutbarkeit. Sie verpflichten die genehmigenden Unteren Denkmalschutzbehörden zur Abwägung zwischen unterschiedlichen Belangen. Die mit dem Denkmalschutz abzuwägenden Belange sind die wirtschaftliche und funktionale Zumutbarkeit für den Denkmaleigentümer, aber auch öffentliche Belange wie Brandschutz, Bauordnung, Barrierearmut oder Klimaschutz.

Bei gottesdienstlich genutzten Gebäuden kommen liturgische Belange hinzu. Die Abwägungsgebote können dazu führen, dass behördliche Entscheidungen fallen, deren Umsetzung das Denkmal stark verändert und konstituierende Denkmalwerte verloren gehen.

Mit diesem und weiterem grundsätzlichen und rechtlichen Wissen und einem Instrumentenkoffer qualitätvoller Baukultur kann und sollte bei Projekten der Nutzungserweiterung oder Umnutzung von Kirchengebäuden geplant, genehmigt und umgesetzt werden. Nutzungserweiterungen oder Umnutzungen denkmalgeschützter Gebäude gehören in allen Baugattungen zum baukulturellen und denkmalpflegerischen Alltag: Getreidesilos werden Wohnhäuser, Fabrikhallen Veranstaltungsgebäude, Kasernen Hochschulinstitute, Bahnhofsempfangsgebäude Bibliotheken – und sie bleiben trotzdem Baudenkmale.

Auch wenn der Abschied von bedeutungsvoller Substanz und einem historischen Erscheinungsbild gerade bei Kirchengebäuden sowohl den Denkmalbesitzenden als auch amtlichen Denkmalpflegenden schwerfällt: Im Idealfall werden für spätere Generationen der Wandel liturgischer Praxis und Nutzungserweiterungen als qualitätvolle neue Zeitschicht des Denkmals sichtbar – als eine, die zukünftig ein konstituierender Teil des Kirchengebäudes werden wird – wie es beispielsweise auch Hinzufügungen des Historismus oder der Nachkriegszeit geworden sind.

Für die Bewahrung der Kirchengebäude als Zeugnisse der Orts- und Regionalgeschichte, der Religions-, Kunst- und Bautechnikgeschichte, als konstituierender Bestandteil von Ortsstruktur und -bild sollen diese erkenn- und erlebbar bleiben. Das Maß an Reduktion des Bestandes und Hinzufügung neuer Teile muss in jedem Einzelfall austariert werden. Idealerweise werden in Planungsprozessen schon frühzeitig – in der Phase 0 – die unterschiedlichen Belange formuliert, austariert und abgewogen. Und bei allen Zielstellungen darf die Fürsorge für die häufig wertvollen Ausstattungen der Kirchengebäude nicht ausgeklammert werden.

Die vielen denkmalgeschützten Kirchengebäude, die langfristig nur durch neue Verantwortungspartnerschaften, Nutzungserweiterungen oder gänzliche Umnutzungen fortexistieren können, sind eine Herausforderung für die verantwortlichen und beteiligten Akteure.

Die Bewahrung möglichst vieler Kirchengebäude als Räume für Liturgie und Gemeinwohl wird dann eher gelingen, wenn alle Beteiligten bisher praktizierte Standards anpassen. So sollten Ansprüche an funktionale, technische und ästhetische Perfektion, an komplette und vermeintlich endgültige Lösungen überprüft werden. Stattdessen sind Haltungen wie Suffizienz und Flexibilität, wie Akzeptanz von Improvisations- und Erprobungsphasen und ästhetischen Übergangszuständen, wie Streben nach Reversibilität und Ressourcenschonung bei baulichen Interventionen wichtig. So kann eine Baukultur rund um Kirchengebäude entstehen, die eine veränderte Denkmalgerechtigkeit kombiniert mit Beiträgen zur Lösung großer gesellschaftlicher Herausforderungen wie Aufbau von Klimawandelresilienz und damit zur Bewältigung der gesellschaftlichen Spaltungstendenzen beiträgt.

Gelingensfaktor ist, neben fachlicher und planerischer Expertise, der Wille und die Fähigkeit zu moderierten und strukturierten Kommunikationsprozessen der beteiligten Akteure.

Zielkonflikte sollen dabei nicht zu Beziehungskonflikten werden. Denn die Kirchgemeinden und die Denkmalbehörden teilen in der Regel das Oberziel, denkmalgeschützte Kirchengebäude zu bewahren. Sich dieses gemeinsame Ziel immer wieder bewusst zu machen, es gemeinsam zu definieren und allen Gesprächen als Willensbekundung voranzustellen, ist ein Türöffner für manchmal ungeahnte, in jedem Fall aber einander verbindende Wege.



Debatte: Reaktionen – Realitätsabgleiche – Erfahrungen**Reaktion aus Sicht der Denkmalpflege und Kultur**

Olaf Zimmermann, Geschäftsführer Deutscher Kulturrat

Meine Damen und Herren,

Als 2024 das Kirchenmanifest erschien, ging eine Welle des Aufruhrs durch die Kirchen. Laien – welch' ein Graus – haben sich angemaßt, Vorschläge zu machen, wie mit Kirchbauten umgegangen werden könnte, die nicht mehr für Gottesdienste genutzt werden. Expertinnen und Experten aus der Wissenschaft, der Denkmalpflege, der Architektur und der Zivilgesellschaft haben damit gezeigt, dass ihnen nicht nur die Kirchen, sondern auch die Kirchbauten nicht gleichgültig sind. Sie haben hervorgehoben, welche prägende Bedeutung Kirchbauten für die Orte haben. Sie haben unterstrichen, dass selbst in weitgehend entkirchlichten Gegenden auf die Kirchbauten nicht verzichtet werden kann. Sie haben herausgearbeitet, dass Kirchbauten zum kulturellen sowie baukulturellen Erbe Europas gehören und dass dies auch für Kirchbauten der Nachkriegsmoderne gilt. Die Initiatorinnen und Initiatoren haben damit Verantwortung übernommen, Verantwortung für einen wesentlichen Teil unseres kulturellen Erbes. Nicht jeder der Vorschläge ist überzeugend, nicht jeder Lösungsvorschlag wird umsetzbar sein, aber es liegt ein Gesprächsangebot auf dem Tisch. Viele Kirchengemeinden sind schlicht überfordert, ihre Kirchen zu unterhalten, geschweige denn, erforderliche Restaurierungsarbeiten in Auftrag zu geben. Einige Kirchen werden mangels Gläubiger nur noch zu besonderen Festtagen für Gottesdienste genutzt. Ansonsten stehen sie leer, was gerade nicht zuträglich für die bauliche Substanz ist, oder noch viel schlimmer, sie werden abgerissen. Eines haben die Initiatorinnen und Initiatoren des Kirchenmanifests ganz sicher nicht vor, den Kirchen ihre Kirchbauten wegzunehmen und sie in Eigenregie einer neuen Nutzung zuzuführen. Sie stehen aber als Sparringspartner und als Ideengeberinnen zur Verfügung und sie verstärken die Lobby für das Thema. Denn eines ist sicher, die Kirchen allein sind mit der Aufgabe überfordert – sie tun gut daran, das Angebot der Initiatoren des Kirchenmanifestes und anderer zivilgesellschaftlicher Initiativen aufzugreifen. Sie haben nichts zu verlieren, aber viel zu gewinnen.





MITTAG!



CHICKEN GEMÜSE KEBAP TELLER

SAFTIG GEGRILLTES HÄHNCHEN - alternativ -
VEGETARISCH – TRIFFT AUF EINEN FRISCHEN
KNACKIGEN SALAT, GEGRILLTES GEMÜSE,
SONNENGEREIFTE TOMATEN, ROTE MARINIERT
ZWIEBELN, KNACKIGE GURKEN UND WÜRZIGEN FETA
MIT REIS

EIN TELLER VOLLER FARBEN, LEICHTIGKEIT UND
GESCHMACK

DIE SAUCEN IHRER WAHL

JOGHURT
KNOBLAUCH
KRÄUTER
SCHARF



VEGGIE OPTIONS
WITH PLANT-BASED
MEAT BY planted.



OUR MEAT IS EXCLUSIVELY
LOCAL & FREE RANGE. ALL
KEBAPS ARE HOMEMADE

Einweisung Protokollierende

Villa Elisabeth

Amrei Jorinde Bresgott, Frithjof Balthasar Bresgott, Berit Bührmann, Johann Hinrich Claussen, Elias vom Dahl, Pia Döller, Nora E. Dorén, Rona Engelhorn, Nina Fischäss, Moritz Jannes Fleiß, Franziska Hirschmann, Joris Hunold, Emma Kedenburg, Josephine Knoll, Anastasia Patapkina, Theresa Pielmeier, Romy Randel, Charlotta Rowohlt, Doris Schmidt, Franka Teichert, Julia Felicitas Toasperm, Christin Voigtländer, Johanna Wemhoff und Marina Wesner



13.00–13.30

Einweisung Protokollierende

14.00–15.00

Vorstellung und Diskussion der Perspektiven der Themenfelder

15.30–17.30

Workshops

17.40–18.15

**Treffen aller Workshopleitenden
der drei Themenfelder**

vor Ort mit der jeweiligen Vorbereitungsgruppe, Feedback der Workshopleitenden

– Anliegen, Erkenntnisse aus dem Workshop

– Ergebnisse, Impulse

Ziel: Briefing für Ergebnisbericht der Themengruppe am Folgetag im Plenum

Protokollierung

Ziel: Verlauf- und Ergebnisprotokoll

– Fragen, Anliegen aus dem Workshop

– Erfahrungen, Erkenntnisse

– offen gebliebene Diskussion

– Ergebnisse, Impulse

Zielgruppe: Teilnehmende

12.9.2025
FACH-TAG
NACHMITTAG

THEMA

TEILHABE UND
KULTURELLE BILDUNG

Konzeption und Organisation: Klaus-Martin Bresgott
Expert:innenteam, verantwortlich für die Thesen:
Klaus-Martin Bresgott, Andreas Hecht, Andreas Hillger,
Martina Langel, Folker Metzger, Stefan Rhein und Valerie Stephani

127 Teilnehmende
13 Workshop-Leitende:
Holger Brülls, Konstanze Förster-Wetzel und Albrecht Lindemann
Andreas Hillger
Catharina Hasenclever
Karin G. Berkemann und Barbara Welzel
Martina Langel
Valerie Stephani und Folker Metzger
Jörg Beste

14.00 Uhr Diskussion der Perspektiven
Moderation: Folker Metzger

15.30 Uhr acht Teilhabe-Workshops

Orte: Villa Elisabeth, Kirche St. Elisabeth und Sophienkirche

Neue Perspektiven für alte Räume: Teilhabe als Schlüssel

1. Kirchenräume markieren architektonische Zentren. In Anbetracht des Wegfalls öffentlicher Räume in Stadt und Land besitzen sie wertvolles Potenzial für die Stärkung der Gesellschaft.

Trotz der abnehmenden Stärke der Kirchengemeinden behalten die Kirchengebäude auch weiterhin eine exponierte Stellung in den Kommunen. Daraus ergibt sich eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe des Erhalts, die zugleich eine Chance birgt: Die erweiterte Nutzung jenseits der sakralen Funktion kann neue Räume (»Vierte Orte«) erschließen, die zu Begegnung und Erfahrung einladen, ohne moralische Autorität zu behaupten.

2. Kirchenräume speichern Glauben und Wissen. In teilhabeorientierten Prozessen können sie neu und anders erzählt werden.

Die Gliederung und Ausstattung des Raumes erzählt viel über das Selbstverständnis der Menschen in ihrer Zeit, über gesellschaftliche Verhältnisse und kulturelle Bedürfnisse. Diese narrative Qualität muss gestärkt werden, indem Informationen lesbar, Überformungen kenntlich und Geschichten erlebbar werden. Im Prozess der Teilhabe erfährt der Raum eine neue Achtung, wird identitätsstiftend und lädt zur Übernahme eigener Verantwortung ein. Individuelle Beziehungen werden gestärkt oder neu entdeckt. Solche Räume sollen offen für vielfältige Erfahrungen gestaltet werden, ohne einen missionarischen Anspruch einschüchternd aufzudrängen.

3. Kirchenräume brauchen neue Intervalle und Formen der Zugänglichkeit für Gemeinschaft und Vielfalt.

Die Ausdünnung des gottesdienstlichen Kalenders bedingt häufigen Leerstand der Kirchenräume. Für eine feste Verankerung im öffentlichen Bewusstsein braucht es verbindliche und zugleich flexible Intervalle der Öffnung, die in Zusammenarbeit mit anderen Partnerinnen und Partnern organisiert werden und durch zeitgemäß erweiterte Nutzung entstehen. Solche Teilhabe stärkt die pluralistische Gesellschaft und ermöglicht interkulturelle und generationsübergreifende Begegnungen auf Augenhöhe.

4. Kirchenräume bieten Platz für sinnlich-ästhetische Wahrnehmung.

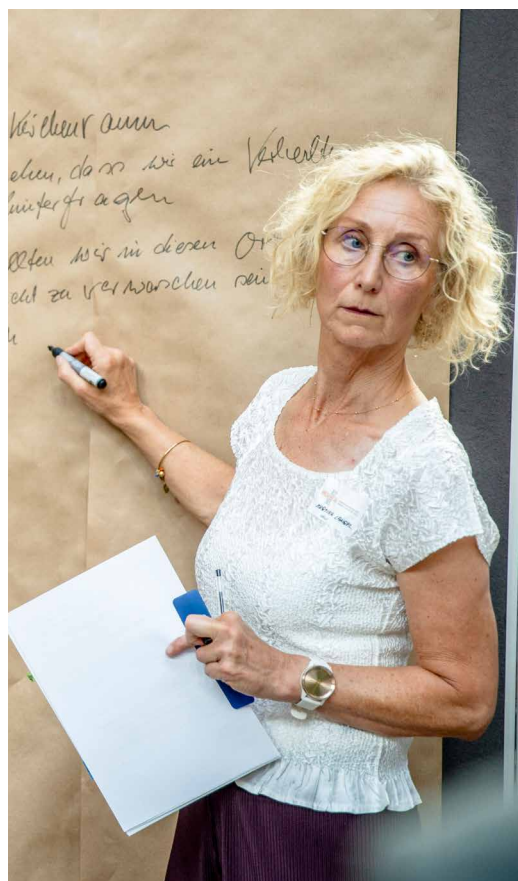
Als umbauter und inszenierter Raum sind Kirchen prädestiniert für gemeinschaftliche Aktivitäten, die der Würde des Ortes Rechnung tragen sollten, ohne von falscher Ehrfurcht geleitet zu werden. Die sinnliche Qualität kann zum Beispiel durch künstlerische Interventionen erlebbar werden. Darüber hinaus sind andere, nicht alltägliche Konstellationen der Begegnung möglich, können Angebote erweitert und neue Zugänge geschaffen werden.

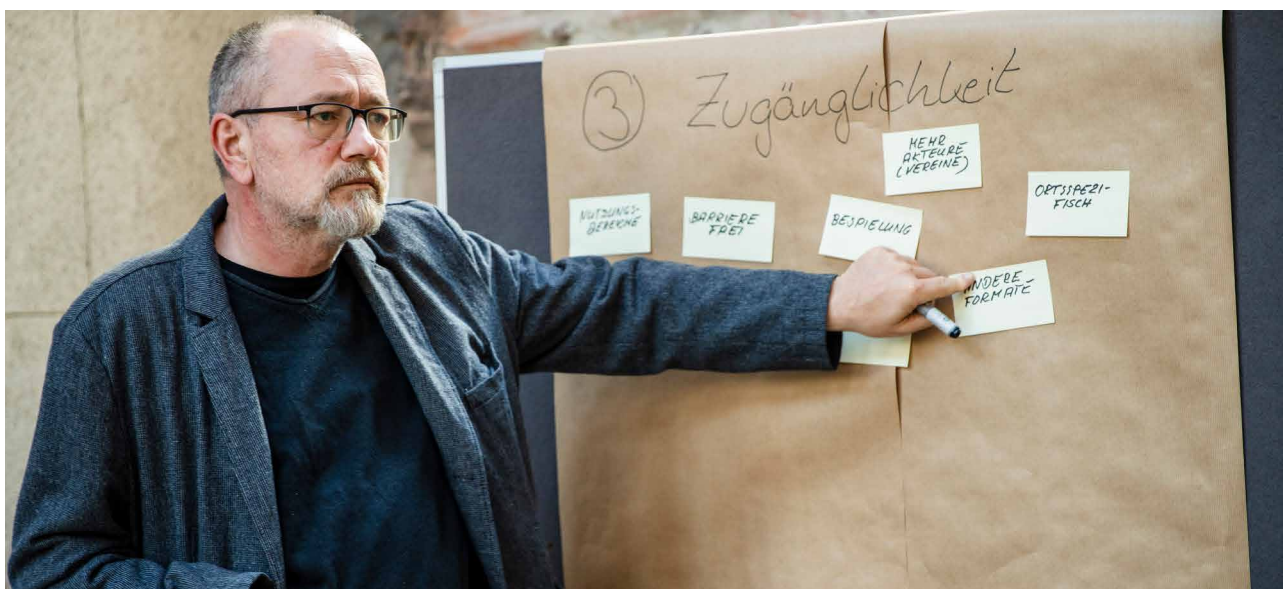
5. Kirchenräume sind als kulturelles Erbe eine Herausforderung für gesellschaftliches Selbstverständnis.

Der Erhalt und die Entwicklung der Kirchenräume kann zum Modellfall für eine pluralistische Gesellschaft werden, die sich in Offenheit und Toleranz begegnet, ohne ihre Werte und Traditionen aufzugeben. Dafür muss die Möglichkeit demokratischer Teilhabe gegeben sein, die überkommene Machtstrukturen in Frage stellt und zu neuen Partnerschaften und Verantwortungen führt. Damit gewinnt der sakrale Innenraum neue Strahlkraft nach außen. Der bislang negativ besetzte Begriff der »Kirchturmpolitik« verkehrt sich in das Gegenteil und lädt zu weitsichtiger Orientierung ein.

6. Kirchenräume können zur Teilhabe und zur Transformation einladen. Dafür sind professionelle Moderation und Begleitung nötig.

Die Öffnung von Kirchenräumen für neue Teilhabe und Nutzung ist ein anspruchsvoller Prozess, in dem die Eigentümer:innen und ihre potenziellen Partner:innen Erwartungen und Möglichkeiten miteinander aushandeln müssen. Um diesen Diskurs zu nachhaltigen Ergebnissen zu führen, sind professionelle Begleitung und eine allgemein verfügbare, zentrale Dokumentation der bereits gewonnenen Erfahrungen wichtig. Dafür ist eine gemeinsame Bündelung der Kompetenzen im Kulturbüro und einem Träger aus Staat und Gesellschaft wichtig, die dort verfügbar und abrufbar ist.





T1 Lichtungen – überregionales Kirchenfenster-Projekt in Sachsen-Anhalt

Leitung: Dr. Holger Brülls (Kunsthistoriker und Denkmalpfleger),

Konstanze Förster-Wetzel (Kirchenbaurätin) und Albrecht Lindemann (Pfarrer)

Protokoll: Charlotta Rowohlt

Überblick Projekt

- »Lichtungen« ist ein künstlerisches Projekt der Evangelischen Kirche Anhalts zur Gestaltung von Kirchenfenstern
- Region vom Harz über Dessau, Bernburg, Köthen bis Zerbst
- ca. 210 meist denkmalgeschützte Kirchen
- in der Region leben etwa 24.000 Christ:innen
- Voraussetzung: Sanierungsbedarf und künstlerische Gestaltung

Zentrale Konzepte und Leitgedanken:

- Die Kunst im Projekt »Lichtungen« dient nicht primär einer künstlerischen Selbstdarstellung, sondern einem funktionalen Zweck: Sie tritt in einen Dialog mit dem Raum und seiner Architektur.
- Fenster sind kein Selbstzweck oder Träger von Botschaften, sondern Teil der räumlichen Gestaltung. Es geht nicht um bildhafte Erzählungen, sondern um die atmosphärische Qualität und die Aufenthaltsqualität in Kirchenräumen.
- Die Ergebnisse des Projekts sind dauerhaft in den Kirchen verankert – keine temporären Ausstellungen, sondern langfristige Installationen. Das erhöht die Komplexität der Umsetzung.
- Es geht nicht vorrangig um schöne Fenster, sondern darum, wie Fenster – auch von außen – auf die Gesamterscheinung der Kirche wirken. Dabei wird bewusst über traditionelle Gestaltung hinausgegangen.

Fragestellungen und Herausforderungen

- Kunstfreiheit versus kirchliche Mitbestimmung:
Darf eine Kirchengemeinde in die künstlerische Freiheit eingreifen?
Im Projekt wird großer Wert auf einen dialogischen Prozess gelegt. Gemeinden werden aktiv einbezogen, um Akzeptanz zu schaffen. Keine »Expertengremien von außen«, sondern partizipative Beratung.
- Finanzierung: Das Projekt ist durch Mischfinanzierung realisiert (unter anderem Förderanträge). Die Umsetzung kann sich über mehrere Jahre erstrecken.
- Künstlerauswahl: Künstler werden nicht per Wettbewerb ermittelt, sondern direkt angesprochen. Oft besteht eine Zusammenarbeit mit Glaswerkstätten, die auch Kontakte zu Künstler:innen herstellen. Das Projekt Kirche Kerchau war ein Wettbewerb für Studierende der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle.
- technischer Prozess: Werkstätten fertigen häufig Probefenster an, mit dem Risiko, dass diese nicht final umgesetzt werden. Gemeinden müssen von Anfang an in den Prozess einbezogen werden.

Raumgestaltung und Methodik

- zentral ist der Raum, nicht das Fenster:
 - Der Ausgangspunkt der Projekte ist immer die funktionale und räumliche Struktur der Kirche – nicht allein die Fenster.
 - Die Architektur selbst strukturiert den Raum und beeinflusst die Nutzung der Gemeinde.
 - Die Kirchenräume leiden oft unter einer »Verwohnzimmerung«: zu viel Ausstattung, fehlende Ordnung. Durch Reduktion entsteht wieder räumliche Klarheit. Fenster spielen in diesem Prozess nur eine unterstützende Rolle.
- wichtige methodische Fragestellung:
 - »Wo?« etwas steht ist wichtiger als »Wie?« etwas gestaltet ist – Gestaltung, Symbolik und Inhalt treten hinter der funktionalen Raumbedeutung zurück.

Beispielhafte Umsetzungen

Dorfkirche Garitz

- künstlerische Gestaltung durch internationalen Künstler (Tony Cragg), obwohl lokal zunächst unbekannt
- einst problematische Raumsituation mit Altar und Taufstein
Lösung: Taufstein in der Mittelachse, neuer Altarblock gestaltet
- Farbgebung der Fenster orientiert sich am bestehenden Farbvorrat
- Thema: Licht und Planeten
- Raum wurde dadurch neu erfahrbar

St. Trinitatis Eichholz

- hier massive bauliche Maßnahmen notwendig
- neue Prinzipalstücke (Altarensemble) durch Bildhauer Till Hausmann aus dem alten Dachstuhl gefertigt
- Gussasphaltboden barrierefrei, Sitzbänke flexibel beweglich, Raumkonfiguration anpassbar
- neue Raumzonen entstehen – Altarbereich bleibt unberührt
Thema »Ehrfurcht/Respekt« gewahrt, trotz erweiterter Nutzung

Dorfkirche Mühlisdorf

- drei Fenster (»Drei Nächte«) mit weihnachtlichem Bezug – romantisch, religiös aufgeladen, stilistisch an Caspar David Friedrich angelehnt
- Landschaftsmotive; Glasmalerei mit traditionellen Techniken
- Ziel: auch Kinder und kunstferne Personen sollen einen ästhetischen Zugang finden

Sonstige Punkte und Diskussionen

- Tony Cragg: hat den Altar gestiftet
- Solarpaneele in Kirchenfenstern?
Bisher nicht umgesetzt – Flächenleistung zu gering
Solarpaneele eher auf Dächern denkbar, aber problematisch im Kontext des Denkmalschutzes
- Denkmalpflege als Schlüssel:
Projekte stehen und fallen mit engagierten Denkmalpfleger:innen

Künstlerische Denkmalpflege wird als integrativer Ansatz vertreten – nicht als Gegensatz zu funktionaler oder baulicher Substanz.

Dr. Holger Brülls betont, dass Denkmalpflege nur dann sinnvoll sei, wenn nicht aus Zwang oder ohne nachvollziehbaren Grund an bestimmten Elementen festgehalten wird.

- soziale Aspekte und Wirkung:

In Kermen war die Kirche jahrzehntelang kaum besucht. Nach dem Projekt war sie viermal überfüllt, eine neue emotionale Bindung zur Kirche entstand.

Solche Projekte funktionieren nur, wenn sie lokal verankert sind – oft geben Einzelpersonen Impulse, entscheidend ist die soziale Dynamik im Ort.

- Ziel: Räume »entdecken«, Funktionen ordnen, zwischenmenschliche Begegnungen ermöglichen. »Lichtungen« als Einladung, Kirchenräume neu zu denken und sie auch außerhalb traditioneller Nutzung zu beleben.

weiterführende Literatur:

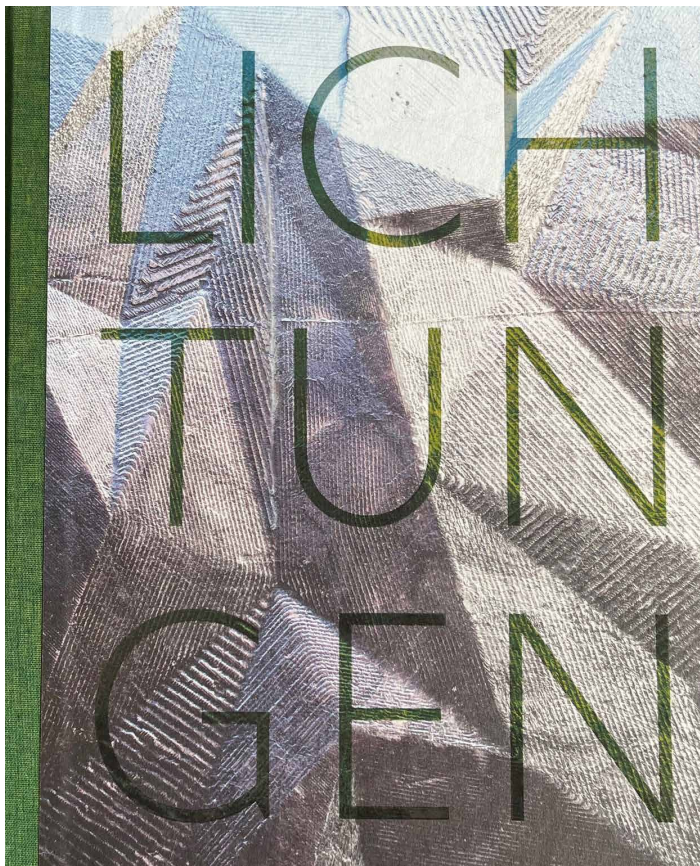
Lichtungen

Holger Brülls, Konstanze Förster-Wetzel und Albrecht Lindemann

herausgegeben von der Evangelischen Landeskirche Anhalts

ISBN 978-3-7319-1565-2

Michael Imhof Verlag, Petersberg 2025, 204 Seiten, 29,95 Euro





T2 »Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren« – szenisches Spiel in sakralen Räumen

Leitung: Andreas Hillger (Autor und Dramaturg)

Protokoll: Nora Dorén

Ausgangslage

Die Diskussion im Workshop griff über die ursprüngliche Fragestellung »Theater in Kirchenräumen« hinaus und weitete sich auf die gesamte Kulturlandschaft aus.

In den Raum gestellte Fragen zur Fokussierung des Themas waren:

- Welche Potenziale und welche Konflikte entstehen aus szenischem Spiel in sakralen Räumen? Welche gelungenen oder missglückten Beispiele gibt es?
- Wie geht man mit der gegebenen Räumlichkeit von Kirchgebäuden um? Lässt sich die auf Gottesdienst ausgerichtete Szenografie nutzen?
- Welche Inhalte bieten sich für die Verbindung von Kirche und Theater an? Welche Kombinationen von Form und Inhalt schließen sich aus?
- Brauchen wir eine eigene Dramaturgie – und spezielle szenografische Modelle für die darstellende Kunst in Kirchgebäuden?
- Braucht es zentrale Ansprechpartner für entsprechende Initiativen? Gibt es Best-Practice-Beispiele für Vernetzung und Kooperation?

Leitfrage

Zugleich als Ausgangspunkt und Ziel wurde formuliert:

Wie lässt sich eine Schnittmenge zwischen Kulturgruppen und Glaubensgemeinschaften finden und gestalten?

Die Teilnehmenden waren sich einig, dass Kirchenräume den Menschen neu gezeigt und erfahrbar gemacht werden sollten. Grundbedingung hierfür sei jedoch, dass die Kirche beziehungsweise die Kirchenmitglieder selbst bereit sind, ihre Räume zu öffnen und sie auf zeitgemäße Weise auch mit nicht- oder andersgläubigen Menschen zu teilen.

Kirche als Kulturträger

Ein zentrales Thema war die Idee, Kirche auch als »Veranstaltungskirche« zu verstehen.

- Chance:
 - Kirchenräume können als Orte der Begegnung und Erfahrung dienen, ohne dass sofort ein enger christlicher Bezug hergestellt werden muss. So können Schwellenängste abgebaut und positive Erfahrungen ermöglicht werden. Beispiele hierfür sind Raves, Flohmärkte oder Lichtshows, die bereits erfolgreich durchgeführt wurden.
- Herausforderungen:
 - Konkurrenz: Besteht die Gefahr, dass die Kirche in Konkurrenz zu Theatern und Kulturstätten tritt, gerade in einer Zeit, in der die Kulturszene selbst unter Druck steht?

- Bedarf: Gibt es überhaupt Nachfrage seitens der Kulturszene, Kirchenräume zu nutzen? Unterschiede zwischen Stadt und Land wurden dabei betont.
- Nachhaltigkeit und Kosten: Die Nutzung der Kirchenräume im Winter ist aufgrund der Heizkosten und der Frage der Nachhaltigkeit problematisch und herausfordernd, aber nicht unmöglich.
- Grenzen: Welche Veranstaltungen sind mit dem sakralen Charakter der Kirche vereinbar? Wo liegt die Grenze zwischen sakralem und säkularem Gebrauch? Muss es eine Grenze geben?
- Akzeptanz: Angebote dürfen nicht überheblich wirken, sondern müssen Gemeindemitglieder und neue Zielgruppen gleichermaßen ansprechen.

Speziell zum Theater im Kirchenraum

Die Teilnehmenden diskutierten über die besonderen Chancen und Herausforderungen szenischer Kunst in sakralen Räumen:

- strukturelle Gegensätze: Die Kirche ist ein relativ fester, traditionsgeprägter Ort, während das Theater eher beweglich und veränderbar ist.
- Raumgestaltung: Durch das Entfernen von Bänken oder Stühlen (»Entbankung«/»Entstuhlung«) entsteht flexible Nutzfläche. Tanztheater kann vom Raumcharakter profitieren.
- Architektur als Bühne: Die Stufen zum Altar können als Übergang zwischen Bühne und Publikum genutzt werden.
- Konkurrenzfrage: Erneut stellte sich die Frage, ob die Kirche mit bestehenden Theatern konkurriert und ob es nicht schon genügend Räume gibt.
- gelungene Praxis: Als positives Beispiel wurde die »Theaterpredigt« genannt, bei der Theaterhäuser und Kirchen erfolgreich kooperieren.

Fazit des Workshops

Die Gruppe kam überein, dass die Kirche sich stärker als aktiver Kulturträger verstehen sollte. Sie könne als Erprobungsraum dienen, der niedrigschwellig kulturelle Angebote schafft. Ziel sei es, kreativen »Utopisten« Raum zu geben, die Gemeinschaft zu stärken und den Kontakt der Menschen zum Kirchenraum neu zu beleben.

Dabei wurde betont, dass es weniger um stationäre, dauerhafte Angebote geht, sondern vielmehr um temporäre und mobile Projekte. Gemeinden sollten ermutigt werden, eigene Formate zu entwickeln, gleichzeitig aber auch auf eine Art »Katalog« an bestehenden Projekten zurückgreifen können, der als Unterstützung und Inspiration dient.



T3 Gelungenes und Gelingendes –

Best practice mit Preisträgerinnen und Preisträgern der Stiftung KiBa

Leitung: Dr. Catharina Hasenclever (Geschäftsführerin Stiftung KiBa)

Gast: Daniel Senf (Pfarrer, Kirchengemeinde Selben, Nordsachsen)

Protokoll: Johanna Wemhoff

1. Erfahrungsberichte und Inputs

Stiftung KiBa – Förderpraxis und Aufgaben

- Unterstützung von Gemeinden bei Bau- und Nutzungsvorhaben
- seit 1997 über 2.000 Förderzusagen
- Auswahlkriterien: Dringlichkeit, Engagement und Finanzierung; die Prioritäten der Landeskirchen werden abgefragt
- 2025: ca. 80 geförderte Projekte aus 153 Anträgen
- Förderung Öffentlichkeitsarbeit durch Auszeichnungen wie »Kirche des Jahres«

Beispiel Selben – Kirche des Jahres 2024

- kleine spätgotische Dorfkirche in Selben (Ortsteil von Delitzsch bei Leipzig), jahrelang massiv geschädigt durch Folgen vom Tagebau, Vandalismus und Entkirchlichung durch DDR-Politik
- Förderkreis »Kirche Selben« brachte Rettungsinitiative voran
- 2023 »Kirche des Monats der Stiftung KiBa«
- 2024 »Kirche des Jahres der Stiftung KiBa«, dieser Preis brachte vor und nach der Wahl viel mediale Aufmerksamkeit von Social Media bis Fernsehbeitrag
- dadurch vollständige Sanierung möglich
- Entstehung generationsübergreifender Gemeinschaft zwischen alten und neuen Bewohner:innen, Kirchenmitglieder und religionsfreie Dorfbewohner, Hoffnungsträger für das Dorf
- Transformation: Gründung des Vereins »SchönerLebenSelben e.V.« zur langfristigen Nutzung und Öffnung der Kirche

Beispiel Coesfeld – Kubus Projekt

- Barockkirche am Marktplatz in Coesfeld
- in den Innenraum ein moderner »Kubus« eingebaut
- Ziel: Kirche als offenen Ort im Alltag erfahrbar machen
- positive Resonanz durch Transparenz, Alltagsgesicht und Veranstaltungen
- Fragen nach Nachhaltigkeit, Nutzung, Umgang mit Vermietung und Abstrichen bei Perfektion

2. Diskussionen, Fragen und offene Punkte

Zentrale Themen und Fragen

- Nutzung: Welche Rolle haben Kirchenräume künftig – Gemeindehaus, Kulturort, Bürgerhaus?
- Transformation: Wie kann Kirche nach Rettung dauerhaft lebendig bleiben?

- Gottesdienste: Wie wichtig ist der Kirchenraum für Gottesdienste, wenn Gemeinden schrumpfen?
- Öffnung: Wie lassen sich Hemmschwellen abbauen, damit auch nicht-kirchliche, kirchenferne und kirchenkritische Menschen Kirchenräume selbstverständlich nutzen?
- Identität: Sollen Gemeinden Gebäude abgeben, wenn Vereine Verantwortung übernehmen?
- Finanzierung: Wie lässt sich langfristig Pflege und Unterhaltung sichern?
- Säkularisierung versus religiöse Identität: Sind kulturelle und säkulare Nutzung Gefahr oder Chance?
- Pfarramt und Begleitung: Wie bleibt Kirche sichtbar und ansprechbar, wenn Pfarrer:innen weniger präsent sind?
- Tradition und Zukunft: Wie können jüngere Generationen für die Geschichte der Kirchen gewonnen werden?

3. Erkenntnisse und Impulse

- Kirchengebäude sind mehr als Kultstätten, sie können Orte der Begegnung, Kultur und Identifikation werden
- Transformation braucht lokale Akteure wie Vereine: Initiativen und engagierte Einzelne sind entscheidend
- Öffnung schafft Vertrauen: wenn Räume auch nicht-kirchlich genutzt werden dürfen, wächst die Bindung zum Gebäude
- mediale Sichtbarkeit wirkt: Auszeichnungen wie »Kirche des Jahres« motivieren und geben Gemeinden Rückenwind und Aufmerksamkeit
- langfristige Fragen bleiben: Wie lassen sich Kirchen nach der Rettung nachhaltig mit Leben füllen? Welche Rolle haben sie im Spannungsfeld von Glauben, Kultur und Gesellschaft?



T4 Diakonische Praxis – Projektpräsentation Paul-Gerhardt-Haus Lüneburg

Leitung: Antje Stoffregen (Diakonin, Leitung Paul-Gerhardt-Haus) und Peter Meißner (Organisationsberatung, Ev. Agentur der Hannoverschen Landeskirche)
Protokoll: Elias vom Dahl

Ziel

Menschen aus allen Generationen, Kulturen und Lebenslagen zusammenbringen: dem »Miteinander« Raum geben – paralleler Prozess der Veränderung inhaltlicher und baulicher Art

Inhaltliche Veränderungen

Weiterentwicklung der bestehenden Kindertafel und Innovation neuer Projekte hin zu vielfältigen Aktivitäten und offenen Angeboten: Outreach (»Stehcafé« und Stadtteilspaziergang), Werkstatt-Tag, Wärmewinter-Angebote, SprachRaum, Sozialsprechstunde, Kirchenküche, Alltagspause ... Engagement von Ehrenamtlichen: Begegnung, Bildung, Engagement mit Menschen aus allen Generationen, Kulturen und Lebenslagen

Bauliche Veränderung (Ausgangspunkt: frontal ausgerichtete Kirche)

Umgestaltung des Gebäudes von frontaler zu inklusiver Gestaltung. »Zersägen« der Bänke und Platz für Tische und Stühle, Anschaffung einer mobilen Küche zur Nutzung für Café und »EssensZeit für ALLE«, sowie Kauf einer Rikscha zur Beförderung und Nutzung als Kaffeemobil. Kirchplatz als offener Begegnungsraum: Einrichtung eines BücherTeilers und Fairteilers (»gemeinsam Lebensmittel retten«). In der Zeit des Umbaus Anmietung eines ehemaligen Ladens zur Weiterführung aller Aktivitäten.

Zukünftiger Umbau soll Kirche durch Café, Quartiersküche, mehrere Gruppenräume, Werkstatt, Büros, Lernräume, Co-Working-Space und sieben Wohnungen erweitern. Rentabilität soll durch stundenweise Vermietung gewährleistet werden. Insgesamt: Veränderung zu mehr funktionaler Nutzung bei Erhaltung einzelner identitätsstiftender Elemente

Fusion

Die Paul-Gerhardt Gemeinde fusioniert mit der Kirchengemeinde Lüne zur Paul-Gerhardt-Gemeinde Lüne – Entdecken des jeweils anderen Angebots und Haltung, verschiedene soziale Milieus miteinander verbinden und gegenseitiges Ergänzen fördern.

Fragen aus dem Workshop

Wie wird das Projekt finanziert?

Kirchengemeinde trägt laufende Kosten für Gebäude, Kindertafel und Bildungsangebote als Aushängeschild und generiert Spenden, Projektförderung der Landeskirche und anderer Träger (Drittmittel). Planung einer Sicherstellung von Grundfinanzierung

Wie werden Öffnungszeiten gehandhabt/Begrüßungsmanagement?

Nötig ist eine offene Haltung und Bereitschaft, sich darauf einzulassen, dass diese Art von Aktivitäten wenig im Voraus planbar ist. Über die Länge der Zeit auch Entwicklung

einer Kultur, sodass auch Ehrenamtliche diese Haltung übernommen haben.
Feste Öffnungszeiten 9 bis 17 Uhr

Gibt es Angebote über diakonische Arbeit hinaus?

Offenheit für alle Menschen (Standort Paul-Gerhardt-Haus) und Verlagerung gruppenspezifischer Angebote und klassischer Gemeindearbeit zum Standort Lüne

Wie wurden noch vorhandene Gemeindemitglieder mitgenommen?

Zu Anfang gab es noch wenige aktive Menschen. Sie haben den Prozess kritisch gesehen. Teilweise haben sich Leute auf das Projekt eingelassen, andere haben sich umorientiert.

Finden noch Gottesdienste statt?

Es finden noch monatliche klassische Gottesdienste statt sowie Gottesdienste in anderer Form (AlltagsGottesdienst). Darüber hinaus Zielgruppengottesdienste (zum Beispiel mit Kitas)

Wie war die Leitung der Landeskirche in Form der Servicestelle eingebunden?

Projektgemeinde des landeskirchlichen Förderprogramms »Initiative Gemeinwesendiakonie«, Prozessbegleitung, Gemeindeanalyse, beratende Tätigkeit gegenüber Kirchenvorstand, hilfreicher »Blick von außen«, finanzielles Förderprogramm von diakonischen Angeboten und dadurch grobe Steuerung

Rolle der Projektgruppe (involvierte Akteure)?

Involvieren von Personen über den Kirchenvorstand hinaus, um weitere Expertise einzuholen und durch Einbeziehung Legitimität zu schaffen. Dies wurde stellenweise auch als hemmend empfunden (Ausspruch: »Wir könnten viel schneller sein!«). Weiterentwicklung zu Ausschuss des Kirchvorstandes

Verhältnis lokale Kirche zur Projektleitung der Landeskirche?

Bedarf an Beratung, Sozialraumanalyse, Moderation; weniger vorgegebene Projektstruktur, sondern individuelle Prozessbegleitung als Dienstleistung der Landeskirche mit »Blick von außen«

Wurden weitere Gemeinden zur Umgestaltung angeregt?

Ja, auch andere Gemeinden an Veränderungsprozess zu Sozialraum und Arbeit im Gemeinwesen interessiert (zum Beispiel Braunschweig, Verden). Frage nach dem: »Was passt bei uns vor Ort« im Vordergrund

Link zur Webseite: paul-gerhardt-haus-lueneburg.wir-e.de/aktuelles



T5 Demokratie braucht Kirchenräume – und umgekehrt

Leitung: Prof. Dr. Karin G. Berkemann (Hochschule Anhalt Dessau) und

Prof. Dr. Barbara Welzel (TU Dortmund)

Protokoll: Rona Engelhorn

Prof. Dr. Karin Berkemann: Kirchen sind Gemeingüter – Was bedeutet das?

Die Bedeutung des Kirchenbaus in Dorf und Stadt, unterschiedliche theologische (und andere) Raummodelle werden anschaulich an Beispielen der Miniaturkirchen für Modelleisenbahnen aufgezeigt.

Kirchenbauten bieten Orte für persönliche Spurensuche, in der die hier gefeierte Liturgie, erlebte Geschichte und erfahrene Beziehung zwischen Menschen und Gott aufscheint.

Die Gestalt einer Kirche und ihre zentrale Position im Ortsbild ist als Motiv in der Wahrnehmung der Betrachtenden, im kollektiven Kopfkino verankert. Selbst im Modellbau der DDR wurden Kirchenmodelle angeboten.

Kirchen sind Orte für kulturelle und geschichtliche Zeitreisen, als »Zeitorte« ermöglichen sie eine besondere Erfahrung von Raum und Zeit.

Sie bieten nicht allein Raum für Begegnungen und gemeinschaftliche Erlebnisse, sondern als »vierte Orte« auch für besondere Sinn-Erfahrungen.

Kirchenräume sollten daher für alle da sein – und als Gemeingüter sollten alle gemeinsam über ihre künftige Nutzung entscheiden.

Das Kirchenmanifest regt an, neue Modell von Trägerschaft wie eine Stiftungslandschaft für Kirchengebäude aufzubauen.

Prof. Dr. Barbara Welzel: Teilhabe ist ein Menschenrecht – Wie ist das zu verstehen?

Kirchenbauten haben eine doppelte Codierung: gleichzeitig sakrale und säkulare Bedeutung und Verwendung. Sie waren historisch gesehen immer schon Versammlungsorte, Marktplätze, Veranstaltungszentren. Es wäre wünschenswert, die heutige Reduktion auf ihre sakrale Bedeutung wieder aufzuheben.

Ihre Bedeutung in der örtlichen Geschichte unterstreicht auch die Notwendigkeit einer weltanschaulich neutralen Kulturvermittlung von Kirchengebäuden als markante Orte für eine integrative Stadtwahrnehmung, die auch Mitbürger:innen, die einer anderen Religion angehören, die kirchenfern oder nichtreligiös sind, anspricht. Die Teilhabe am kulturellen Erbe ist ein Menschenrecht und der Teilhabeanspruch gilt für alle Städter:innen und Besucher:innen, unabhängig von Deutung und Gruppenzugehörigkeit (siehe dazu auch die Erklärung der Menschenrechte Art. 27 und das Europäische Kulturabkommen).

Die Demokratieforschung hat gezeigt: Demokratie braucht kommerzfreie Begegnungsorte. Als »vierte Orte« ergänzen sie das Zuhause (»erster Ort«), den Arbeitsplatz (»zweiter Ort«) und Räume der Begegnung (»dritter Ort«), um eine Dimension der Einkehr und des Transzendenten (Felix Hemmers). Daher sollten Kirchen nach sozialräumlichen Kriterien gemeinschaftlich genutzt werden. Dafür müssen die Kirchengemeinden sich mit der Politik und der Zivilgesellschaft auf Augenhöhe verständigen. Das Kirchenmanifest spricht von »Verantwortungsgemeinschaften«.

Diskussionsthemen aus dem Workshop

Wie kann man eine Dorfkirche, zum Beispiel in Mecklenburg-Vorpommern, für mehr Begegnungen öffnen, wenn die Kirchenleitung vorgibt, dass mit AfD-Anhänger:innen nicht geredet werden soll – obwohl sie Nachbarn sind. Wie soll so Gemeinschaft entstehen? Oder ist nur gemeint, Hauptamtliche der Landeskirche sollen nicht öffentlich mit Parteifunktionären reden? Kann man die Politik ganz aus Predigt und Festen raushalten? Ergebnisse der Demokratieforschung zeigen sehr deutlich, dass Begegnung die Demokratie fördert.

Beispiel einer Öffnung: Im Winter waren die Heizkosten einer Kirche zu hoch geworden. Sie wurde als Ausweichquartier einer Boulebahn genutzt, was beiden Seiten geholfen hat.

Kirchen werden während Hitzewellen auch als zentrale kühle Orte mit Wasserspendern benötigt; die Kontaktaufnahme zu den örtlichen Hitzeschutzkonzepten ist daher dringend wünschenswert.

Was geschieht bei Neunutzungen mit der reichen Kirchen-Ausstattung? Ist es riskant, Kirchen offen zu lassen oder wird Vertrauen belohnt?

In welcher Form können Stiftungen zu Trägerinnen von Kirchenbauten werden? Wann sind genossenschaftliche Modelle möglich? Können Stiftungen eventuell die Übergänge unterstützen? Stichwort: Phase 0

Wie können Veränderungsprozesse zwischen verschiedenen Stakeholder:innen moderiert werden, um die institutionelle Perspektive zu erweitern? Oder: Wie kann es gelingen, dass vor Ort die durchaus zahlreichen Moderationserfahrungen bekannt werden?

Wie kann man neue Nutzungskonzepte nach sozialräumlichen Bedürfnissen ausrichten? »Was braucht dieses Dorf?« Welche Nutzung fördert das Gemeinwohl?



T5 Anhang

Kirchen als öffentlicher Raum – Raummodelle und Modellkirchen

Karin G. Berkemann

Theolog:innen sind darin geübt, große Gedanken (von Gott bis Gerechtigkeit) anhand kleiner Dinge (von Schöpfung bis Kultur) zu erklären. So ist es einen Versuch wert, große Raumtheorien mithilfe kleiner Kirchen zu entfalten: Plastikbausätze, wie sie nach dem Zweiten Weltkrieg für die Modellbahnplatte beliebt waren. Damals gehörte eine Lok von Märklin, Trix oder Piko zur Grundausstattung jedes deutsch-deutschen Hobbykellers. Neben dem rollenden Material galt die Sorgfalt der Landschaft und ihren Bauten. Bahnhof, Gaststätte und Kirche waren es, die aus vielen Plastikhäuschen ein Dorf machten. Egal ob Ost- oder Westdeutschland, die führenden Spielzeugfabrikanten von Faller bis Vero hatten mindestens einen Kirchenbausatz im Programm. Entlang zweier solcher Modelle umreißt der folgende Essay Konzepte zur Wahrnehmung und Deutung von Kirchenbauten.

Menschliche Spuren

Anfangs kam die »Tischbahn«, 1935 von Trix auf den Markt gebracht, gut ohne Kirchen aus. Solche Miniaturanlagen waren immer beides, Hobby der Erwachsenen und Spiel der Kinder. Doch zunächst blieben sie ein Privileg der Bessergestellten, die vor allem die technische und militärische Seite dieses Zeitvertreibs schätzten. Rasch ergänzte man die gekauften Blechbahnhöfe um selbstgebaute Holz- und Papphäuser. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, mit Wirtschaftswunder und Spritzgusstechnik, wurde die Modellbahnwelt günstiger, bürgerlicher und friedlicher. Immer häufiger mussten Loks und Waggon nach Weihnachten nicht mehr zurück in die Schachtel, sondern blieben auf der liebevoll gestalteten Platte stehen. Und mit Bergen, Dörfern und Städten zogen hier auch die Kirchen ein.

Von ihrem Firmensitz im Schwarzwald aus warben die Brüder Edwin und Hermann Faller schon früh mit wirkungsvollen farbigen Grafiken. Im Katalog von 1961 etwa präsentierte eine körpernah bekleidete Blondine die »Bergkirche B-234«. Das H0-Modell fiel dabei viel zu groß aus, um den wohlwollenden Blick der Kund:innen auf das neue Produkt zu lenken. Rasch wurde der Bausatz angenommen, er ließ sich leicht montieren, beanspruchte nur wenig Grundfläche und macht sich pittoresk auf jedem Pappmachéberg. Unter ähnlichen Bedingungen war das reale, das große Vorbild entstanden, die Kapelle der Heimsuchung am Falzarego-Pass. Finanziert von den dortigen Hotelbetreibern, avancierte die gemäßigt moderne Kirche ab 1958 zum beliebten Fotostopp – vor der alpinen Kulisse entsprach der Bau genau den Erwartungen der potenziellen Gäste und erhöhte so ihre Verweildauer.

Dieser Frage, welches Kopfkino eine Kirche auslösen kann, widmen sich um 2000 zwei theologische Raumkonzepte. Für Klaus Raschzok sind Gottesdiensträume nicht an sich »heilig«. Vielmehr erhalten sie ihre Besonderheit durch die Spuren, die sich durch eine langjährige liturgische Nutzung in den Bau und seine Ausstattung eingeschrieben haben. Auch für den Theologen Horst Schwebel liegt das Besondere im Auge der Betrachter:innen. Nicht Gott braucht Kirchenbauten, sondern die Menschen, so sein Argument. Umso mehr Sorgfalt verdienen sie in ihrer Gestaltung und Erhaltung. In beiden theologischen Ansätzen ist es eine Frage des Blickwinkels, des Lesens und Verstehens, die aus einem Haufen Steine (oder Plastikbauteile) etwas Sinn- und Bedeutungsvolles werden lässt.

Besondere Orte

Mit dem Katalog von 1965/66 wagten die Faller-Brüder den Schritt von ihren idyllischen Berg- und Dorfkirchen zum urbanen Modell: Die »Moderne Kirche B-235« fiel nicht nur stilistisch gewagter und deutlich voluminöser aus, sie blieb auch konfessionell überraschend anschlussfähig. Die transparente Front, das überstrahlte Kreuz und die zeichenhaften Dachfenster, all das verströmt den Charme einer freigeistig-amerikanischen Drive-In-Church. Auf dem Katalog der Firma Preiser, die Miniaturfigürchen für die Modellbahnplatte vertreibt, steht neben der »Modernen Kirche« 1965 ein Geistlicher im evangelischen Talar mit lutherischem Beffchen. Und produziert wurde der Bausatz von zwei Brüdern altkatholischen Glaubens.

Das große, das gebaute Vorbild von B-235 war wiederum eine römisch-katholische Kirche: St. Katharina in Gütenbach, dem Firmensitz von Faller. Das 1965 geweihte Bauwerk zeigt viele Parallelen zum Modell: die hohe Straßenfront, der T-förmige Grundriss, das tiefe Satteldach, der kantige Glockenträger. Doch die Betongläser des Künstlers Rainer Dorwarth fehlen an der Miniaturkirche, dafür lassen sich hier die Plastikfenster mit Nassschieber-Bildchen aufhübschen. Es gibt sogar eine Klebevorlage für einen Altar, der auf drei Stufen an die Wand gerückt ist. Damit zeigt die kleine Kirche einen Zwischenzustand der großen: Der Miniatur-Klebe-Altar spiegelt noch die Messfeier vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) – in St. Katharina gab es in den ersten Jahren ein ähnliches hölzernes Provisorium.

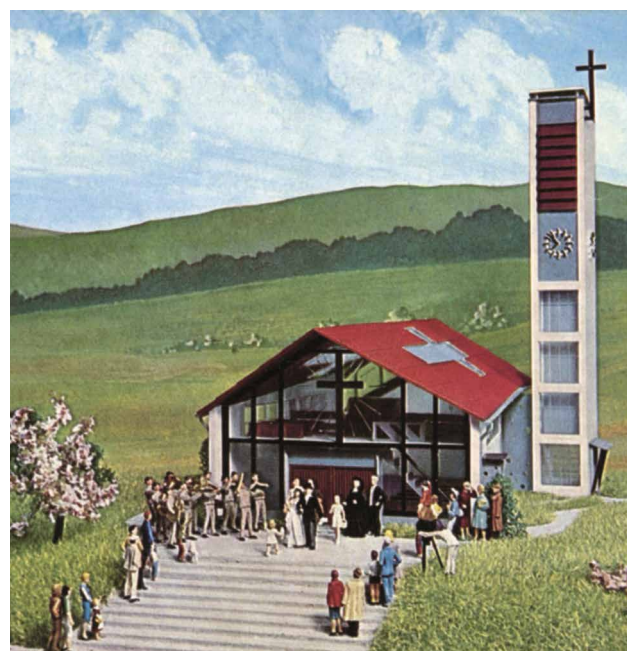
Damit übersprang die Modellbauwelt 1965 als kleine Utopie konfessionelle Hürden – und transportiert heute etwas von der Aufbruchsstimmung jener bewegten Jahre. Dieses Phänomen lässt sich mit der Theorie der Chronotopie beschreiben, die der Literaturwissenschaftler Michail Bachtin in den 1930er Jahren entwickelte. Wie in einem Abenteuerroman, in dem sich die Handlung manchmal auf kurzer Strecke verdichtet und an anderer Stelle wieder weitet und dehnt, sind auch Kirchenbauten besondere Zeitorte. Sie erlauben einen Blick zurück in die Geschichte, und strecken sich nach vorn, dem Aufbruch einer



neuen Zeit entgegen. Um diese Dimension in Worte zu fassen, prägte der Innenarchitekt Felix Hemmers für eine aktuelle Ausstellung von Baukultur NRW einen neuen Begriff. Nach einer soziologischen These brauchen Menschen neben dem Wohnsitz (erster Ort) und dem Arbeitsplatz (zweiter Ort) auch dritte Orte zur kulturellen Begegnung. Dem fügt Hemmers eine weitere Ebene hinzu. Als vierte Orte bieten Kirchen demnach auch Raum zur Sinnerfahrung, Weltdeutung und, wenn man es so nennen mag, Spiritualität.

Gemeinsame Güter

Die Modellbahneuphorie der 1960er und 1970er Jahre ist erlahmt, so manche liebevoll bestückte Platte wird aufgelöst und auf ebay zu Niedrigpreisen feilgeboten. Nicht besser steht es um die gebauten Kirchen, denn die beiden großen christlichen Konfessionen verlieren sichtbar an Finanz- und Mitgliederstärke. Expert:innen schätzen, dass in Deutschland von den rund 45.000 evangelischen und katholischen Gemeindekirchen künftig ein Drittel bis die Hälfte zur Disposition stehen werden. Vor diesem Hintergrund formulierte die »initiative kirchenmanifest.de« im Mai 2024 eine Forderung, die inzwischen von mehr als 22.000 Menschen unterstützt wird: Kirchenbauten sind Common goods, Gemeingüter wie Luft und Boden, deren Nutzung und Erhaltung als öffentliche Räume alle angeht. Damit hat die Petition eine streitbare Diskussion zwischen kirchlichen, staatlichen und bürgerschaftlichen Akteur:innen anstoßen können. Und genau dieses offene Aushandeln verdienen Kirchenbauten als gemeinsames Kulturerbe.



Das ab 1961 produzierte Faller-Modell »Bergkirche B-234« hat sein Vorbild in den Dolomiten, in der 1958 geweihten »Kapelle der Heimsuchung« am Falzarego-Pass (Bild: Faller-Katalog 1961/62, Vorlage: Archiv Daniel Bartetzko)

Mit dem 1965 auf den Markt gebrachten Bausatz »Moderne Kirche B-235« ergänzte Faller seine dörflichen Modelle um einen urbanen Typus (Bild: Preiser-Katalog 1965/66; Vorlage: Conrad antiquario, Berlin)

T6 Kirchen als außerschulische Erfahrungsräume

Leitung: Dr. Martina Langel (Kunsthistorikerin und Coachin)

Protokoll: Romy Randel

Ziel des Workshops ist es, mit allen Teilnehmenden in einen Dialog zu gehen über »Kirchenort als Lernort« und gemeinsam Ideen zu sammeln, was die Menschen brauchen, um das Besondere an Kirchen erleben zu können. Wie kann man einen Bau selbst erfahren? Was hilft, die Bedeutung dieser Orte zu vermitteln?

Es geht dabei nicht darum, Wissen über einen Ort zu erlangen, sondern ihn auf verschiedenen Ebenen selbst zu erfahren. Es ist wichtig, mit Kindern und Jugendlichen in einen Austausch zu gehen und ihnen Kirchenräume auf eine Art zu zeigen, die sie mit diesen Orten vertraut macht. Daher ist das Thema des Workshops nicht nur im Schulkontext relevant, sondern allgemein bei der Vermittlung von Orten. Wie können wir Menschen Kirchenraum so vermitteln, dass sie die Besonderheit wahrnehmen und respektieren?

1. Einstieg: »Faszination alter Kirchen«

Was hilft, ihre Bedeutung spannend zu vermitteln? Dieser Frage wird sich exemplarisch anhand von Bildern angenähert.

Was begeistert an Kirchenräumen – auch Menschen ohne Bezug oder Wissen zu diesem Ort, wie beispielsweise Schüler:innen?

- Kirchenräume wirken kostbar, faszinierend und bleiben auch bei wiederholtem Besuch eindrucksvoll.
- Die persönliche Auseinandersetzung mit dem Raum und seiner Geschichte ist Voraussetzung für eine gelingende Vermittlung.
- Es geht darum, eigene Erfahrungen zu ermöglichen, nicht nur Wissen zu vermitteln.
- Für die Vermittlung von einem Ort ist es wichtig, einen Kontext herzustellen und sich mit der Geschichte der Kirche zu beschäftigen.

2. Praxis in Kleingruppen

- Gruppe 1 Sinneserinnerungen: Persönliche Erlebnisse mit Kirchenbesuchen werden reflektiert. Erkenntnis: Sinneseindrücke (zum Beispiel Gerüche) lassen sich besonders nachhaltig im »emotionalen Erfahrungsgedächtnis« speichern.
- Gruppe 2 Dialog mit einem Bild: Ein erfundener Dialog mit einer historischen Figur zeigt, wie durch Fragen nach Alltags- und Lebensumständen Brücken zwischen Vergangenheit und Gegenwart geschlagen werden können.
- Gruppe 3 Architekturdetektiv: Detailausschnitte von Gebäuden werden untersucht. Erkenntnis: Durch genaues Hinsehen und Beschäftigen mit Details entstehen emotionale Bezüge und bleibende Erinnerungen.

3. Methodenpool («Tools in Fülle«)

- Elfchen schreiben: Reflexion in Gedichtform = beglückendes Kreativerlebnis
- Musik im Raum nutzen: Klang schafft Atmosphäre und Ruhe
- Zeichnen/Frottage: Details durchzeichnen, besseres Einprägen
- Dialog mit Heiligen: spielerische Auseinandersetzung mit Figuren im Kirchenraum
- Schatztruhe-Methode: sinnliche Wahrnehmung von Formen
- Taschenlampen- oder Glockeneinsatz: Fokussierung auf einzelne Aspekte

Feedback von den Teilnehmenden zu dem Workshop:

- Mut bekommen, eigene Eindrücke zu äußern, auch ohne kunsthistorisches Wissen
- Details bleiben im Gedächtnis – »Mut zur Lücke« ist erlaubt
- Erfahrung stärkt Sinneswahrnehmung und Selbstreflexion
- Erkenntnis, wie einfach es ist, Kirchenräume auch ohne Hintergrund wahrzunehmen

4. Ergebnisse und Impulse

- Kirchenräume können zu »Lieblingsorten« werden, wenn man eigene Erfahrungen sammelt.
- Vermittlung gelingt am besten, wenn Menschen selbst ausprobieren und wahrnehmen.
- Kirchenräume haben ein hohes Potenzial als Erfahrungs- und Lernräume jenseits von Schule.
- Vermittlungsmethoden sollen Sinneserfahrungen, Kreativität und persönliche Zugänge ermöglichen.
- Die Auseinandersetzung mit Kirchenräumen fördert sowohl historische und kulturelle Bildung als auch emotionale und ästhetische Kompetenzen.





T7 Lebendige Beteiligung: Draußen! Outreach und Community-Arbeit mit dem Co-Labor

Leitung: Valerie Stephani (Referentin für Kulturelle Bildung an der Klassik Stiftung Weimar) und Dr. Folker Metzger (Leiter des Stabsreferats Kulturelle Bildung)

Protokoll: Christin Voigtländer

Impulse und Beiträge der Teilnehmenden: Was braucht Begegnung?

Begegnung ermöglichen

- Einsamkeit und soziale Isolation zunehmend Thema der Gesellschaft; Wunsch nach Orten für mehr soziales Miteinander (andere Aufenthaltsqualität als Sitzcken in Malls, die auf Konsum orientiert sind)
- Kirchenräume sollen schwellenlos und offen sein, Begegnungsangebote schaffen, die über die »üblichen Kreise« hinausgehen
- Erreichen jüngerer Zielgruppen und diverser sozioökonomischer Schichten

Öffnung und Sichtbarkeit

- strukturiert (zum Beispiel Veranstaltungen) und spontan (zum Beispiel Café, Spiel, Kultur)
- Ermöglichen von Begegnung mit Andersdenkenden, nicht nur Gleichgesinnten

Nutzung und Raumwirkung

- Ist der Kirchenraum einladend? Nutzung ergänzender Orte wie Gemeinderäume
- Räume der Begegnung müssen bewusst gestaltet werden
- Erste Begegnung ist die mit dem Raum selbst: Architektur und Gestaltung beeinflusst, ob Menschen bleiben oder nicht.
- Beispiele: Sitzgelegenheiten, Sonnenschutz, Angebot von Wasser als kleines Detail mit großer Wirkung

Herausforderungen

- Finanzierung: Wie kann das gelingen? Könnte es auch eine Einnahmequelle sein?
- Angst vor Missionierung: Offenheit heißt auch, zu vermitteln, dass es nicht um religiösen Zwang geht. Wie?
- Wie Kirchen erhalten und gleichzeitig für den Kiez öffnen? Balance möglich?
- Angst bezüglich des Umgangs mit den Räumen je nach Milieu (zum Beispiel in sozial benachteiligten Gebieten); Fragen von Risiken und Haftung

Erfahrungen und Erkenntnisse am Projektbeispiel: Co-Labor der Klassik Stiftung Weimar

Co-Labor

- Das Co-Labor wurde als praktisches Beispiel für innovative Raumnutzung vorgestellt. Es verbindet Denkmalpflege mit offenen Begegnungsformaten und gesellschaftlicher Teilhabe.

Entstehung

- temporärer Holzbau im Kontext des Projekts »Ent/schlossen«, entstanden während der Schließung des Schlosses; Idee: historische Formen der Salon- und Feierkultur neu beleben und für Öffentlichkeit öffnen

Nutzung

- Kombination aus stiftungseigenen Programmen, offenen Angeboten (zum Beispiel Sprachcafés), kollaborativen Veranstaltungen mit Künstlergruppen und kompletter Raumabgabe (zum Beispiel für Chorproben). Architektur und Alltagsobjekte dienen als Vermittler

Wirkung

- über 20.000 Teilnehmende pro Jahr, Niedrigschwelligkeit als Schlüssel; kleine Details wie Sitzgelegenheiten oder Spielflächen förderten Begegnung; positiver Imagewandel der Stiftung: von konservativ zu experimentierfreudig

Partnerschaften

- über 70 Kooperationen mit sozialen, kulturellen und künstlerischen Akteur:innen; Formate reichten von gemeinsamen Veranstaltungen bis zu aufsuchender Präsenz bei Partnerorganisationen

Finanzierung

- Kosten Bau ca. 300.000 + 200.000 (Umzug + Upgrades) Euro, Kosten laufender Betrieb aktuell: 85.000 Euro, Laufzeit bis 2026. Geplant ist die Übertragung ins Schloss, verbunden mit der Frage, ob sich dort eine ähnliche Offenheit realisieren lässt.

Das Co-Labor zeigt, wie Experimente mit Raum und Programmen neue Wege der Teilhabe eröffnen können und wie wichtig dafür die Außenräume sind. Diese Erfahrungen wurden als Impuls auf die Diskussion um Kirchenräume übertragen.

Offene Fragen aus dem Workshop

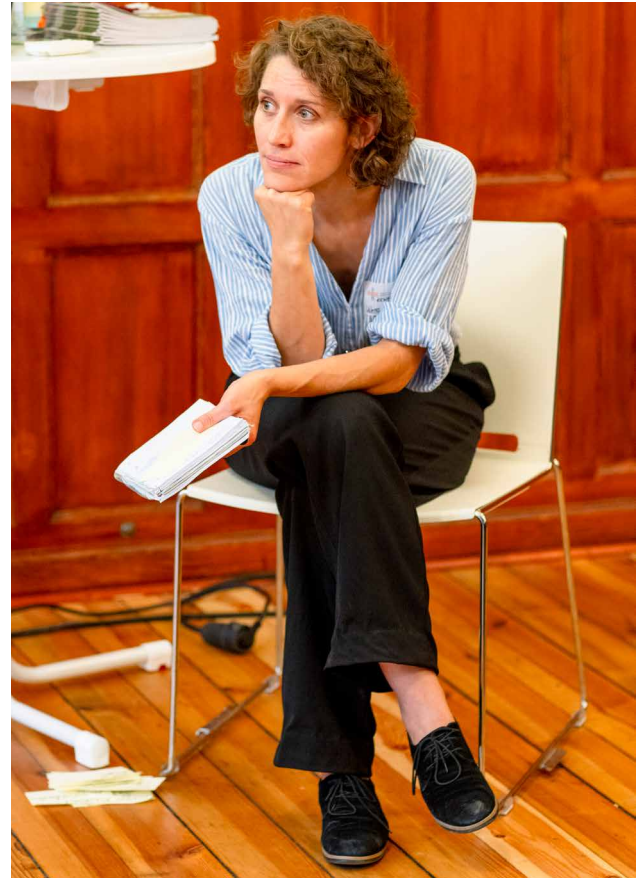
- Wie gelingt eine finanzielle Absicherung bei gleichzeitiger Offenheit?
- Welche architektonischen Details fördern Begegnung?
- Wie lassen sich Kirchenräume so gestalten, dass verschiedene Milieus sie nutzen?
- Wie können Kooperationen langfristig verankert werden?
- Welche Rolle soll Kirche zwischen Glaubensvermittlung und öffentlicher Teilhabe spielen?
- Wie lassen sich unterschiedliche Zielgruppen erreichen, besonders jüngere Generationen?
- Welche Rolle spielt die Finanzierung für neue Nutzungsformen?

Ergebnisse und Impulse

- Kooperationen mit Kultur, Bildung und Sozialem sind Schlüssel für neue Nutzungsmöglichkeiten.
 - Essenziell sind Zusammenarbeit mit Künstler:innen, Musikkollektiven und sozialen Einrichtungen.
 - Partnerschaften eröffnen neue Nutzergruppen und bringen Ressourcen. Sie kennen die Bedürfnisse und Erwartungen ihrer Klientel.
- Begegnung braucht Räume, die einladend und niedrigschwellig sind.
- Finanzielle Stabilität bleibt eine zentrale Herausforderung.
- Kleine, experimentelle Schritte können große Wirkung entfalten – wie das Beispiel Co-Labor zeigt.
- Co-Labor dokumentiert umfassend und transparent das Projekt im Internet: klassik-stiftung.de/assets/Dokumente/Bildung/Rueckblick/Entschlossen-Handreichung.pdf

Für diesen Workshop stehen zusätzliche Materialien auf der Webseite des Kirchbautags bereit.





T8 Transformation – Bedarfe, Selbstverständnis und Perspektivwechsel

Leitung: Jörg Beste (Dipl. Ing. Arch. BDA, synergon Köln)

Protokoll: Anastasia Patapkina

Zielsetzung

In der Veränderungsnotwendigkeit von Kirchengebäuden und Standorten soll insbesondere auch ein Fokus auf dem Erhalt ihrer sozialen und kulturellen Qualitäten liegen – mit Nutzungserweiterungen und Partnerschaften.

Thesen

- Kirche ist kein Verein zur Wahrung eigener Interessen – sondern eine Gemeinschaft mit einem Auftrag. Der Auftrag ist das selbstlose Eintreten für Andere und ihre Bedarfe.
- Ihre Gebäude sind keine Vereinsheime, die nur dem Vereinsleben der Mitglieder dienen.
- In der aktuellen Veränderungsnotwendigkeit von Gebäuden und Standorten sollen Zielsetzungen auch auf dem Erhalt ihrer sozialen und kulturellen Qualitäten liegen – mit Nutzungserweiterungen und Partnerschaften.

Wege zu einer gemeinwohlorientierten Entwicklung von Kirchengebäuden und ihren Standorten

- der kirchliche Weg – mit Partnerschaften: diakonisch-pastorale Gemeinde- und Sozialraumentwicklung
- der gemeinsame Weg: Quartierzentren in partnerschaftlicher Mischnutzung
- der öffentliche Weg: sozio-kulturelle Zentren zur Quartiersentwicklung als »Bürger:innen-Zentren«

Präsentation und Bewertung von realisierten Beispielen in den Kategorien »kirchlich«, »sozial«, »baukulturell« und »nachhaltig« zu den drei Entwicklungswegen

Der kirchliche Weg – mit Partnerschaften

Integration kirchlich-sozialer und gemeindezentrumsbezogener Nutzungen mit Verbleib der Sakralnutzung in der Kirche Mariä Empfängnis in Willich Neersen. Hier hat die Nutzungserweiterung zu einer hohen Nutzungsintensität in der Mitte des Ortes geführt und sogar zu einer Steigerung des Gottesdienstbesuchs.

Der gemeinsame Weg: Quartierzentren in partnerschaftlicher Mischnutzung

Die Friedenskirche in Bochum-Stahlhausen wurde trotz diskutierter Schließung zu einem offenen Quartierszentrum transformiert. Diese Veränderung hat die kirchliche Widmung mit neuen gottesdienstlichen Formaten bewahrt, interreligiöse Nutzungen ermöglicht und durch Angebote wie Qualifizierungsprogramme für Kinder aus Familien mit Migrationsgeschichte einen gesellschaftlichen Mehrwert generiert.

Der öffentliche Weg

Nachnutzung der ehemaligen Ev. Auferstehungskirche zur »Kulturkirche Ost« in Köln-Buchheim durch die städtische Wohnungsbaugesellschaft. Hierbei wurde das ehemalige Gemeindezentrum mit sozialen Wohnnutzungen (betreutes Wohnen, Demenz-Wohngruppe) ersetzt und die Kirche als sozio-kulturelles Stadtteilzentrum denkmalgerecht saniert. Warum ging diese Neunutzung nicht auch kirchlich?

Präsentation einer in der Erarbeitung befindlichen regionalen Planung für den katholischen »Sendungsbereich« Siegburg mit zehn Kirchen an zehn Standorten

Beispiel einer konzeptionellen regionalen Planung vor und während der Arbeit an den Einzelobjekten mit städtebaulicher Analyse der Standorte und Gebäude und einer Strategie aus »Konsolidierungsstandorten« und »Reduktionsstandorten« mit einer Implementierung in langfristiges kirchliches (gemeindliches) Handeln.

Fragestellung

Wie kann eine ausgewogene Prioritätensetzung in der Veränderungsnotwendigkeit und mit zwingenden Rahmenbedingungen jeweils vor Ort umgesetzt werden?

Diskussionsrunde der Teilnehmenden

- Fusionen: Frage nach der Herkunft großer räumlicher Zusammenschlüsse, die in kirchlichen Strukturen oft durch Fusionen entstehen
- Entscheidungsfindungsprozesse: Wie funktioniert die Entscheidungsfindung, wenn neben den Pfarrpersonen auch Kirchengemeinderäte eigenständig entscheiden?
- Transparenz: Entscheidungsgewalt und -zwänge müssen mit ihren Konsequenzen als Lösungswege transparent gemacht werden, um eine offene Diskussion zu ermöglichen.
- Gremien: Struktur mit einem übergreifenden Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand versus kämpfende Ortsausschüsse
- Umsetzung: Das Konzept wird in die Gemeinde eingegeben. Es wird Uneinigkeit erwartet, aber die Hoffnung ist, dass das räumliche Konzept und die pastorale Arbeit an den Standorten überzeugend sind. Die vom Workshopleiter vorgeschlagene Einteilung in Kategorien (»Konsolidierungsstandorte« und »Reduktionsstandorte«) wurde diskutiert. Diskussion über die Notwendigkeit, klare und objektive Kategorien einzuführen, die dazu beitragen, die Emotionalität bei der Entscheidungsfindung ins Verhältnis zu bringen.
- Finanzierung und Kosten eines regionalen Konzepts: Konzeptentwicklung dauert ca. 2,5 bis 4 Jahre, Kosten im mittleren fünfstelligen Bereich (abhängig vom erforderlichen Arbeitsaufwand)
- Systematik versus Bauchgefühl: Lob für die systematische Herangehensweise, besonders die Analyse sozialer Komponenten
- Low-Budget-Ansätze: Freude über niedrigschwellige Ansätze wie »Akkuschrauber-Gottesdienst« und gemeinsame Eigenarbeit
- Kirchen als Kommunikatoren: Bedeutung der Kirchengebäude als sichtbare Präsenz und positivem Input im Quartier für die kirchlich-soziale Ökonomie
- architektonische versus pastorale Perspektive: Kritik an Architekt:innen, die die pastorale Seite nicht ausreichend bedenken
- Verwaltungsapparat: Kritik an überwuchernder, unverhältnismäßiger Bürokratie und dem Verlust von Entscheidungskompetenzen durch zentralisierte Strukturen
- Moderation und Vermittlung: Notwendigkeit von neutraler externer Moderation und Vermittlung, da kirchliche Strukturen häufig zu sehr in die eigene Politik verstrickt sind
- Zukunftskommissionen: Kritik, dass diese oft mit falschen Leuten besetzt sind (Auswahl nach Amt statt nach Kompetenz, fehlende Expert:innen, fehlende praktische Erfahrung)
- räumliche Bedarfe: Vorschlag, dass Kommunen stärker in die Planungsprozesse einbezogen werden und eigene Raumbedarfe für kirchliche Gebäude definieren
- kirchliche Ökonomie: weitsichtige Unterscheidung zwischen finanzieller Rendite und langfristiger kirchlicher »Rendite« (im Sinne des Erhalts von Kirche vor Ort)

- Nachhaltigkeit: Notwendigkeit, die Finanzierbarkeit über 5, 10, 15 Jahre zu denken
- Stadtraum und ländliche Räume: In städtischen Gebieten scheint die Umnutzung leichter zu gelingen, da dort viele Menschen leben und Bedürfnisse schneller sichtbar werden. In ländlichen Räumen ist hingegen entscheidend, dass die Menschen vor Ort nicht nur etwas von außen »machen lassen«, sondern sich selbst einbringen können, Identifikation entwickeln und sich selbst aktiv beteiligen. Dadurch funktionieren ländliche Gemeinden oft sogar nachhaltiger, da sie auf Eigeninitiative und gemeinsamer Verantwortung basieren.
- Kooperation mit Kommunen: Idee, dass Kommunen kirchliche Räume für ihre gesellschaftlichen Bedarfe beanspruchen können

Nächste Schritte und offene Fragen

- Einbeziehung externer Moderator:innen und eine klare externe Strukturierung von Prozessen
- Betonung der Notwendigkeit, kirchliche »Ökonomie« als etwas Längerfristiges und nicht rein Finanzielles zu betrachten
- Finanzierung von Konzeptionen und deren Umsetzung (zum Beispiel 15.000 Euro pro Gemeinde/Gebäude als Basis) durch Mischfinanzierung als Förderung (kirchlich/öffentlich) und Gemeindeeigenanteile. Hierdurch entsteht auch eine gemeinsame Kommunikationsbasis.





**12.9.2025
FACH-TAG
NACHMITTAG**

THEMA

NUTZUNGS- PARTNERSCHAFTEN

**Konzeption und Organisation: Klaus-Martin Bresgott
Expert:innenteam, verantwortlich für die Thesen:
Nike Bätzner, Edouard Barthen, Klaus-Martin Bresgott,
Catharina Hasenclever, Stephan Heinlein und Ulrike Wendland**

**188 Teilnehmende
15 Workshop-Leitende:
Urs Füssler, Masen Khattab,
Matthias Ludwig und Nicole Zahner
Leona Lynen
Edouard Barthen
Nike Bätzner, Miguel Rothschild und Roland Stratmann
Kerstin Menzel und Elisabeth März
Lorna Manjana Langner und Stephan Heinlein
Peter Tandler und Martin Bischoff
Anne Haertel**

**14.00 Uhr Diskussion der Perspektiven
Moderation: Ulrike Wendland**

15.30 Uhr acht Nutzungspartnerschaften-Workshops

Orte: Sophienkirche und Theologische Fakultät der Humboldt-Universität

Neue Perspektiven für Nutzungspartnerschaften

1. Der Erhalt der kirchlichen Bausubstanz ist als gesamtgesellschaftliche Aufgabe erkannt. Er braucht neben der kirchlichen Nutzung eine sinnstiftende Begründung über den reinen Denkmal-Wert hinaus.

Neue Nutzungspartnerschaften können zur Entlastung der Kirchengemeinden oder der Landeskirchen als Eigentümerinnen beitragen. Darüber hinaus stärken sie das öffentliche Bewusstsein für den Freiraum in sporadisch genutzten Gebäuden. Das Spektrum der Nutzungen ist vielfältig. Es kann sowohl soziale und kommunale als auch künstlerische und touristische Angebote umfassen.

2. Bei der Suche nach geeigneten Konzepten und Partnern sollen die Gemeinden als Eigentümerinnen selbst aktiv werden statt auf Anfragen zu warten.

Ein offen kommuniziertes Angebot und die vorausschauende Verbesserung der nötigen Infrastruktur wie Sanitärräume und Barrierefreiheit stimulieren die Nachfrage. Eine genaue Ermittlung der Bedürfnisse vor Ort kann direkt zu Interessentinnen und Interessenten und damit zu potenziellen Nutzungspartner:innen führen. Die Konzepte sollten von Kirchengemeinden, Kommunen und potenziellen Akteurinnen und Akteuren kooperativ entwickelt werden und die Bedarfe alter und neuer Nutzung harmonisieren. Dabei kann die Analyse des unmittelbaren Gebäudeumfelds die Planungen beeinflussen. Pauschale Modelle sind nicht zielführend, die Situation vor Ort ist entscheidend. Die Bedarfe lokal ansässiger Bewohner:innen müssen sondiert und reflektiert werden, welchen Identifikationswert die Kirchenräume stiften und wie diese konzeptionell verankert werden können.

3. Die Bildung von tragfähigen Partnerschaften ist ein Prozess, der Zeit braucht. Ein Verkauf einer Immobilie ist die letzte Option.

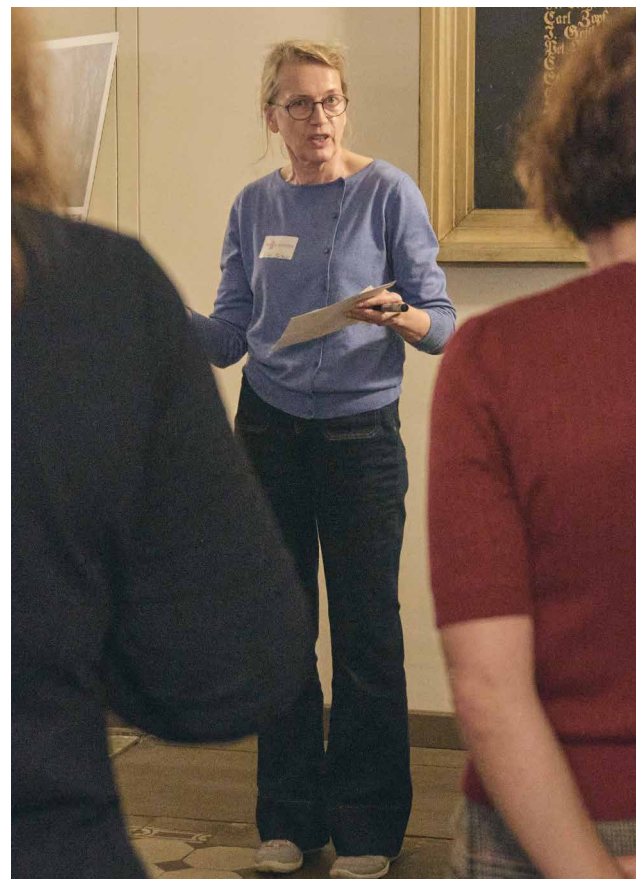
Den Gemeinden muss Zeit für den nötigen Überblick und mögliche Perspektiven eingeräumt werden. Rechtliche Fragen sind zu klären, Fördermöglichkeiten zu recherchieren und bauliche sowie denkmalpflegerische Aspekte zu berücksichtigen. Mögliche Erlöse aus den Partnerschaften müssen den Kirchengemeinden selbst zustehen. Die Komplexität der Aufgaben überfordert Gemeinden vor Ort häufig. Hier soll eine professionalisierte und institutionalisierte Beratung angeboten werden. Die professionelle Begleitung des Prozesses kann auch konzeptionelle Fragen berühren – etwa die Unterschiede zwischen einer Mit- oder einer Nachnutzung, die die Perspektiven der Gemeinden wesentlich verändern können. Sollen Gebäude auf Dauer in andere (Teil-)Funktionen überführt oder nur zeitweise konserviert werden? Wie regelmäßig und häufig und in welchem Rahmen soll das Gebäude der Gemeinde künftig für eigene Zwecke zur Verfügung stehen?

4. Die Bereitschaft zum Teilen kann vielerorts den letzten öffentlichen Raum für neue Nutzung zugänglich machen und den Ortsmittelpunkt als Ort der Begegnung neu beleben.

Im Teilen gewinnt der Kirchenraum eine neue Relevanz, erfährt damit aber auch eine Um- und Mehrfachdeutung. Deshalb ist für eine gelingende Nutzungspartnerschaft eine offene und ehrliche Kommunikation zwischen allen Beteiligten unerlässlich, die im Zweifelsfall auch Verlustängste aufzeigt und neben allen Möglichkeiten auch deren Grenzen benennt. Im Miteinander der Nutzung ist eine Partnerschaft auf Augenhöhe Grundvoraussetzung. Eine bevorzugte Bindung an Gruppen und Institutionen, die dem Gemeinwohl verpflichtet sind, stiftet eine ethische Basis und ist auch bei der gemeinsamen Akquise von Fördermitteln hilfreich.

5. Nutzungspartner:innen (Mieter:innen) sind nicht zwangsläufig rechtlich Betreibende. Die Zusammenarbeit braucht klare Kommunikation und Verabredungen.

Für die Kommunikation mit der Öffentlichkeit ist die Unterscheidung zwischen Partner:innen und Mieter:innen ebenso wichtig wie für rechtliche oder finanzielle Fragen. Auch die Mieter:innen sollten als Ansprechpartner:innen und Antragsteller:innen auftreten können und darum in einer geeigneten Rechtsform mit den Partner:innen organisiert sein – als Genossenschaft, Verein, GbR oder ähnliches. Bei der Entwicklung solcher Strukturen ist eine professionelle Moderation hilfreich.





N1 St. Thomas – Was können wir heute aus dem radikalen, transformierenden Kirchen-Wiederaufbau nach 1945 lernen?

Leitung: Urs Füssler (Dipl. Architekt, ETH BDA), Masen Khattab (Dipl.-Ing. Architekt), Dr. Matthias Ludwig und Nicole Zahner (Dipl.-Bauing.)

Protokoll: Franziska Hirschmann

1. Einleitung und thematische Fokussierung

Das Team hob hervor, dass die Bautätigkeit in Deutschland nach dem Krieg von zentraler Bedeutung sei. Es wurde zwischen Neubauten und Umbauten (veränderte Wiederaufbauten oder Teilwiederaufbauten) unterschieden. Der Workshop konzentrierte sich bewusst auf diese Umbauten und Transformationen.

Die Zeit nach 1945 blickte nicht nur auf den europäischen Kirchenbau (Skandinavien, Schweiz, Frankreich), sondern auch auf einen ungeheuer reichen Fundus an baulichen Ideen im Inland. Man strebte danach, sich endgültig von der Schwere und dem Traditionalismus des 19. Jahrhunderts zu lösen und der Moderne zuzuwenden. Das 21. Jahrhundert sei weniger vom Neubau als vielmehr von einer Kultur des Weiterbaus geprägt. Die damaligen Experimente waren oft gewagt und radikal und erscheinen heute angesichts des Denkmalschutzes oft nicht mehr realisierbar.

2. Die Bautradition des Umbauens

Die Referent:innen argumentierten, dass die gesamte Kirchenbaugeschichte eine umfassende Geschichte des Weiterbaus, Umbaus und Transformierens darstellt und keineswegs nur aus der Not geboren ist, sondern zur Kultur gehört. Sie sei Abbild theologischer und liturgischer wie architektonischer und künstlerischer Entwicklungen. Dies gelte besonders westlich der Elbe, wo römische und mittelalterliche Bauten über Jahrhunderte transformiert wurden.

Das Münster in Basel dient als anschauliches Beispiel: Über 500 Jahre hinweg (Baubeginn um 1019) wurde es in unterschiedlichen Stilen ergänzt und transformiert, gleichsam zu einem Museum der Baugeschichte. Diese Tradition widerspricht der Haltung, heute krampfhaft jeden Stein bewahren zu müssen, um Verluste durch den Krieg auszugleichen. Im Gegenteil: Umbauen gehört zur Tradition des Kirchenbaus.

3. Liturgische Impulse und wichtige Architekten der Nachkriegszeit

Die Diskussion verdeutlichte die Transformationen anhand zentraler Beispiele:

St. Thomas Berlin (Werner Retzlaff und Ludolf von Walthausen)

Die zweitgrößte Berliner Kirche (ursprünglich von Friedrich Adler, 1865) wurde nach dem Krieg durch Werner Retzlaff und später Ludolf von Walthausen umgebaut. Retzlaff schuf durch die Erweiterung der Empore den Raumeindruck einer Vierkonchenanlage, ein uralter Traum der Architekturgeschichte (vergleiche frühchristliche Kirchen, Skizzen von Leonardo da Vinci). Von Walthausen radikalisierte dies, indem er den Altar räumlich in die Mitte der Kirche setzte und die Kapazität von 3.000 auf 500 Plätze reduzierte. Diese Anordnung war typisch für die katholische liturgische Bewegung der 1950-60er Jahre, die eine Zentrierung der Gemeinde um den Altar anstrebte.

Rudolf Schwarz: Die Architektur der Liturgie

Rudolf Schwarz (Rheinland) wandte seine theoretischen Überlegungen aus dem Buch »Vom Bau der Kirche« (1938) bereits während des Zweiten Weltkriegs an. Beim Umbau einer Kirche in der heutigen Slowakei ließ er die historische gotische Architektur stehen, fügte jedoch ein übergroßes Querschiff hinzu, das den Altar in den Mittelpunkt rückte. Diese Idee, den Altar aus dem hinteren Altarraum in den Hauptraum zu holen, nahm die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils (1963) liturgisch vorweg und war ein wichtiger Impuls im katholischen, aber auch im evangelischen Kirchenbau dieser Zeit.

Hans Döllgast: Die »Architektur der Aufrichtigkeit«

Hans Döllgast (München) baute seine eigene, im Krieg ausgebrannte Kirche Heilig Blut in Bogenhausen (ursprünglich 1930–34) zwischen 1953 und 1958 um. Er reduzierte die barockisierende Ausstattung radikal. Die Stuckdecke wurde durch eine einfache Flachdecke aus rohem, ungehobeltem Nadelholz ersetzt. Diese Materialität war Ausdruck einer »Architektur der Aufrichtigkeit«. Döllgast zeigte eine Selbstsicherheit in der Verwendung einfacher, konkreter Materialien, die er durch subtile Details (bemalte Holzträger, reduzierte Turmgestaltung) veredelte. Dies knüpft an archaische Bautätigkeiten an und steht im Zeichen eines Rückbesinnens auf das Einfache in der Nachkriegszeit.

Emil Steffann: Bauen mit Trümmern

Das Franziskaner-Kloster an der Ulrichgasse, Köln, wurde aus den Überresten einer kriegszerstörten Kirche errichtet. Durch die massive Verbreiterung der Straße in der Nachkriegs-Verkehrsplanung gingen vier der ursprünglichen Joche verloren. Steffann baute die Reste mit Trümmerziegeln wieder auf, wobei er die Bauweise der Römer (gute Steine außen, Schutt und Metallreste innen) adaptierte. Die entstehende Kirche war ein kühnes, offenes Zeichen, dessen Turm symbolisch ausdrückt: »Die Welt ist nicht dieselbe«. Steffanns Arbeit, die bereits in den späten 1940er Jahren begann, verkörpert die Not und das Bekenntnis zur eigentlichen, reduzierten Architektur.

4. Städtebauliche Zeichen und funktionale Implantate**Martinskirche Kassel (Heinrich Otto Vogel)**

Die Martinskirche in Kassel (1954–58) ist ein herausragendes Beispiel für interpretierende Denkmalpflege. Das bis auf die Außenmauern zerstörte gotische Hauptschiff wurde mit einer äußerst filigranen Betonkonstruktion wieder aufgebaut, die fast masselos wirkt. Der Chor wurde als kleine Gemeindekirche durch eine flexible Glaswand vom Hauptraum abgetrennt, der als Fest- und Konzertkirche dienen sollte. Die neuen Doppeltürme (Betonkonstruktion mit »Silvesterhütchen«-Turmspitzen) sind ein stadtbildprägendes Zeichen neuen Selbstbewusstseins nach dem Krieg.

Dom St. Marien Fürstenwalde (Joachim Göbel und Horst Göbel)

Das Wiederaufbauprojekt des Doms St. Marien in Fürstenwalde (DDR) zog sich über 50 Jahre hin, von der Zerstörung bis zur Einweihung 1995. In den 1980er Jahren wurde ein modernes »Haus-im-Haus«-Konzept entwickelt: ein Gemeindezentrum, das als selbstbewusster Kubus in die gesicherten Ruinen des Hauptschiffs implantiert wurde. Dieses späte Beispiel ist ein Glücksfall der Nutzungssicherung, der Bau hat das Zentrum der Stadt deutlich wiederbelebt.

5. Schlussfolgerung und Diskussion: Was lernen wir heute?

Die zentrale Frage an das Publikum lautete: Was können wir heute aus diesen Beispielen lernen, insbesondere angesichts der Herausforderung, dass viele Kirchen zu groß und nicht ausgelastet sind?

Denkmalpflege versus Transformation

Die damaligen Umbauten waren eine Reaktion auf eine Katastrophe. Heute ist der Konsens zur Veränderung oft nicht gegeben. Denkmalpflege scheint primär darauf ausgerichtet, den bestehenden oder gedachten Zustand zu erhalten, was Modernisierungen erschwert und hohe Kosten verursacht. Es fehle die Vorstellungskraft, wie die nächsten 75 Jahre in diesen Räumen aussehen könnten.

Der Wunsch nach Modernisierung

Wie das Beispiel St. Thomas zeigt, war der Wunsch, zu modernisieren und die »schwere Zeit« abzulegen, oft der Hauptantrieb, selbst wenn die Kriegsschäden begrenzt waren.

Die Notwendigkeit des Treffpunkts

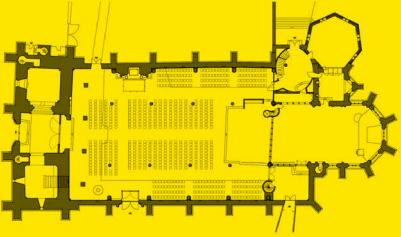
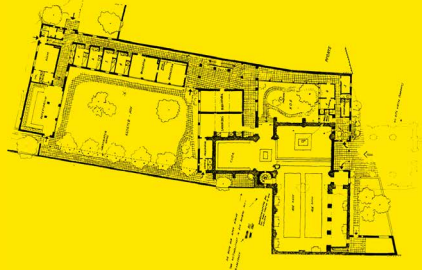
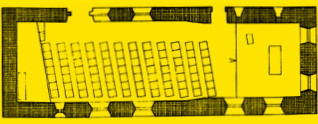
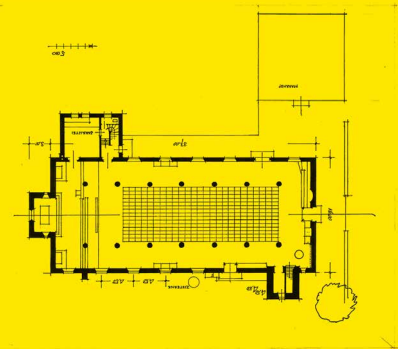
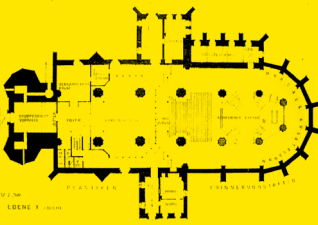
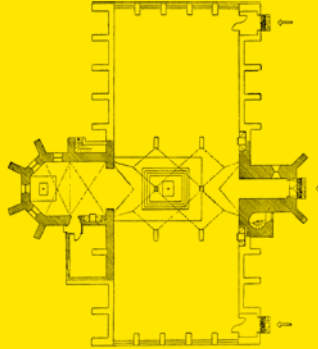
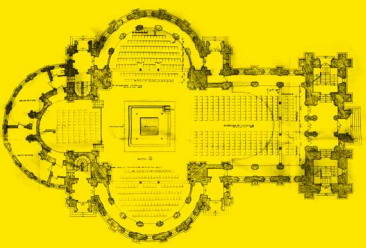
Die Diskussionsteilnehmer:innen warnten davor, tatenlos abzuwarten, bis eine unumkehrbare »Katastrophe« (aus dem langsamen Bedeutungsverlust der Kirchen) eintritt. Angesichts der isolierenden Wirkung elektronischer Medien sind Kirchen als Gebäude im öffentlichen Raum wichtig, um Gemeinschaft, Öffentlichkeit und Zusammenkommen zu fördern. Kirchen waren und sind Sozialräume und Treffpunkte – weit über eng geführte kirchliche Erfordernisse hinaus.

Zukunftsperspektive

Es muss eine Diskussion geführt werden, ob zukünftig nur noch »Leuchttürme« (große Vorzeigeobjekte) gefördert werden oder ob man eine Präsenz in Stadtvierteln und Dörfern bewusst will und beibehält, indem man diese Gebäude als Gesellschafts- und Kommunikationsräume öffnet. Dafür sind Nutzungspartner:innen außerhalb der Kirche erforderlich.

Die Rolle der Nutzung

Ein Teilnehmer betonte, dass in der Denkmalpflege die Nutzung nicht unter Schutz stehe, was Spielraum für neue Funktionen innerhalb der erhaltenen Gebäudehülle biete. Dies zwingt dazu, über neue Nutzungskonzepte nachzudenken, um die wertvolle Bausubstanz zu erhalten. Die Beispiele aus der Nachkriegszeit zeigen, wie mutige Architekten (wie Walther in Giesensdorf) alte und neue Elemente subtil verschmelzen ließen, anstatt eine saubere, doktrinaire Trennung zwischen Alt und Neu zu fordern.

1964-68 Wiederaufbau durch Hamrich Otto Vogt, 1943 starke Beschädigung, 1889-1892 Nordturm und Umbau Stichturm durch Hugo Schneider, 1776-77 Abbruch Kreuzgang, 1564-65 achteckige Turmaußen: 1364-1462 gotischer Ursprungsbau. → Seite 13  Seite 6 Marienkirche (Kassell)	19,17-1951 transformativer Wiederaufbau durch Emil Schumacher, 1947 Planneue Veranordnung der Orkanalasse 1946 Wiederaufbau, 1944 radikale Beschädigung, 1892 Gründung des neugotischen Klosters. → Seite 12  Seite 5 Zum unbefleckten Herzen Mariens (Köln)
1954-55 Wiederaufbau durch Ludolf von Wahlhausen, 1945 bis auf die Grundmauern niedergeht, 1873 Einbau einer Längsempore, 1878 eine zweite gegliedert, 1668 halbrunder Dachturm über dem Westgiebel, 1609 zwei Segmentbogenfenster im Ostgiebel, 14. Jh. Erweiterung nach Westen, verm. 1250 Baubeginn Ursprungsbau. → Seite 14  Seite 7 Dorfkirche Giesendorf (Berlin-Lichtenfelde)	1953-1958 Wiederaufbau durch Hans Dillgast in neuerer Form, 1943 bis auf die Mauer zerstört, 1930-1934 Ursprungsbau durch Hans Dillgast. → Seite 11  Seite 4 Heilig Blut (München-Bogenhausen)
1995 Einweihung, 1986 Gründung Domkapitule, seit 1985 Planung des Einbaus eines Gemeindeforum durch Joachim Göbel, 1966 kompletter Stahl-Dachstuhl und Ziegeldach, durch westdeutsche Partnergemeinde, Baustillstand, ab 1959 Wiederaufbau, zunächst Wiederversetzung Turm und Außenbau, Baustillstand, 1945 fast völlige Zerstörung, 1908-1910 Restaurierung, Einbau einer Empore, 1771 radikale Barockierung, ab 1446 Ursprungsbau als gotischer Dom. → Seite 15  Seite 8 Dom St. Marien (Fürstenwalde)	Ab 1956 Wiederaufbau in historischer Form, 1945 völlige Zerstörung, 1912-1914 Erweiterung durch Rudolph Schwarz, verm. 14. Jh. Ursprungsbau. → Seite 10  Seite 3 St. Katharina (Handlberg/Krickenhau, Slowakei)
Füssler Khattab Ludwig Zahner St. Thomas Was können wir heute aus dem radikalen, transformierenden Kirchen-Wiederaufbau nach 1945 lernen? Kirchentag 2025	1956-1966 Wiederaufbau durch Werner Betzloff und Ludolf von Wahlhausen, 1943 Zerstörung, 1945 bis auf die Grundmauern niedergeht, 1873 Einbau einer Längsempore, 1878 eine zweite gegliedert, 1668 halbrunder Dachturm über dem Westgiebel, 1609 zwei Segmentbogenfenster im Ostgiebel, 14. Jh. Erweiterung nach Westen, verm. 1250 Baubeginn Ursprungsbau. → Seite 14  Seite 2 St. Thomas-Kirche (Berlin-Kreuzberg)



N1 Anhang

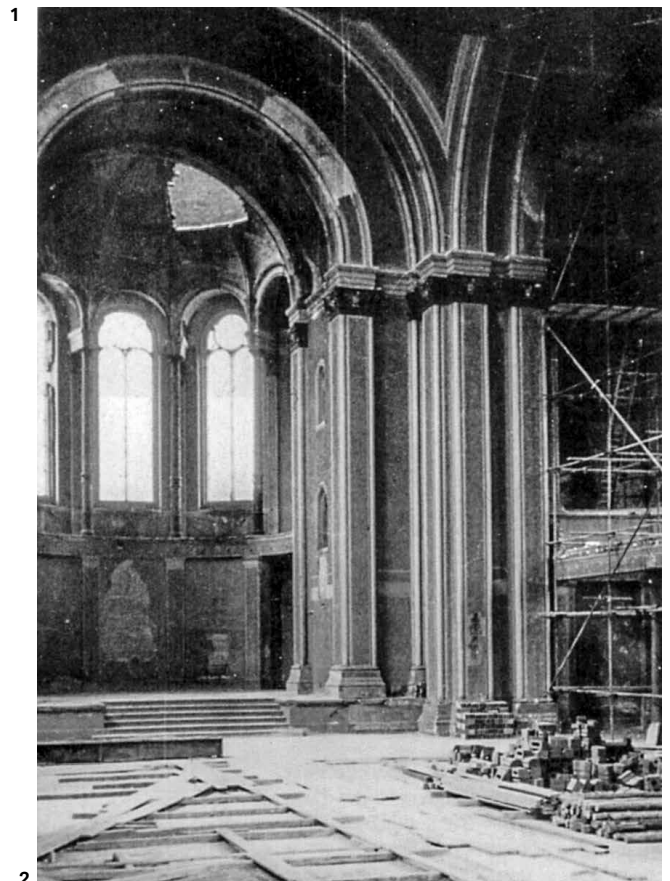
St. Thomas – Transformation für eine gemeinsame Zukunft

Urs Füssler

»Das Bessere ist der Feind des Guten« ist ein Sprichwort – als solches passt es oft nicht, und sobald es isoliert als Schriftzug auftritt, verliert es seine Aussagekraft, wird zur Binse. Stattdessen wartet es gleichsam auf sein situatives Eingesetztwerden im Rahmen eines Sprechakts, als Handlung, im richtigen Kontext, zur richtigen Zeit – und wenn es Jahre dauert.

Der Architekt Werner Retzlaff (1890–1960) reicht seine Wiederaufbaupläne für die St.-Thomas-Kirche in Berlin-Kreuzberg zwölf Jahre nach Kriegsende ein. Die von Friedrich Adler (1827–1908) 1865–1869 errichtete Magistratskirche ist groß – die bis zum Neubau des Berliner Doms größte Kirche Berlins fasste 3.000 Kirchgänger. Sie ist preußisch, ein strenger klassizistischer Bau in der Tradition Karl Friedrich Schinkels mit romanischen Motiven, allerdings frei von jedem Romantizismus. Und sie ist ein Hightech-Bau ihrer Zeit, aus Ziegelstein und Gusseisensäulen und versteckten Zugstahlbändern, ingenieurtechnisch denk- und realisierbar nur in einem aufstrebenden Wissenschafts- und Industriestaat. (Bild 1)

Im Laufe des Kriegs und der unmittelbaren Zeit danach hatte St. Thomas Schäden erlitten. Ihre Ausstattung ging vollständig verloren. Seit Langem herrscht ein Mangel an Baumaterialien. Die Durchführung größerer kommunaler Bauprojekte erfordert ein hohes Maß an Ressourcen – ökonomisch, materiell, planerisch. Die impliziten Fragen, die es seit dem



8. Mai 1945 zu beantworten gilt, überall im Land, lauten jetzt: Wie soll es weitergehen? Wo wollen wir hin? (Bild 2)

Werner Retzlaff und Ludolf von Walthausen (1923–2008), die den Wiederaufbau von St. Thomas leiten, sind nicht isoliert zu betrachten. Eine Schar deutscher Architekten und Architektinnen arbeitet in dieser Zeit ähnlich und oft im gegenseitigen Austausch. Sie formulieren durch ihr Wirken ein vielseitiges Repertoire architektonischer Antworten auf die oben genannten Grundsatzfragen. Zu den bekannten Vertretern zählen Rudolf Schwarz, Dominikus Böhm, Hans Döllgast und Emil Steffann; daneben stehen viele in der Architekturgeschichte übersehene Personen. Ihre interessantesten Arbeiten stellen weder moderne Neubauten noch historisierende Rekonstruktionen dar, sondern Projekte des Wiederaufbaus, die sich durch räumlich-architektonische Transformationen auszeichnen: Kirchenumbauten.

Unter Werner Retzlaff wird ein neuer Dachstuhl in sparsamer Brettbauweise konstruiert. Die teil-eingestürzten Gewölbe der drei Konchen werden repariert. In beiden Türmen werden jeweils eine neue Erschließungstreppe für die Empore, ein voll verglaster Seiteneingang und ein zusätzliches Treppenfenster zur Hauptfassade realisiert. Der Bauantrag aus dem Jahr 1957 zeigt darüber hinaus eine provisorische Trennwand samt konkaver Altarnische, die das Langhaus vom Rest der Kirche isoliert – eine Resilienzmaßnahme, um trotz unsicherer Ressourcen den Kirchenbetrieb bereits parallel zum Baubetrieb aufnehmen zu können.

Vor allem sticht im Bauantrag die vergrößerte, nun konkav-halbrund gekurvte Empore des Langhauses hervor. Die neue Empore weist ein barock anmutendes Brüstungsprofil auf, das an einen historischen Theaterraum oder einen frühen Kinosaal erinnert.

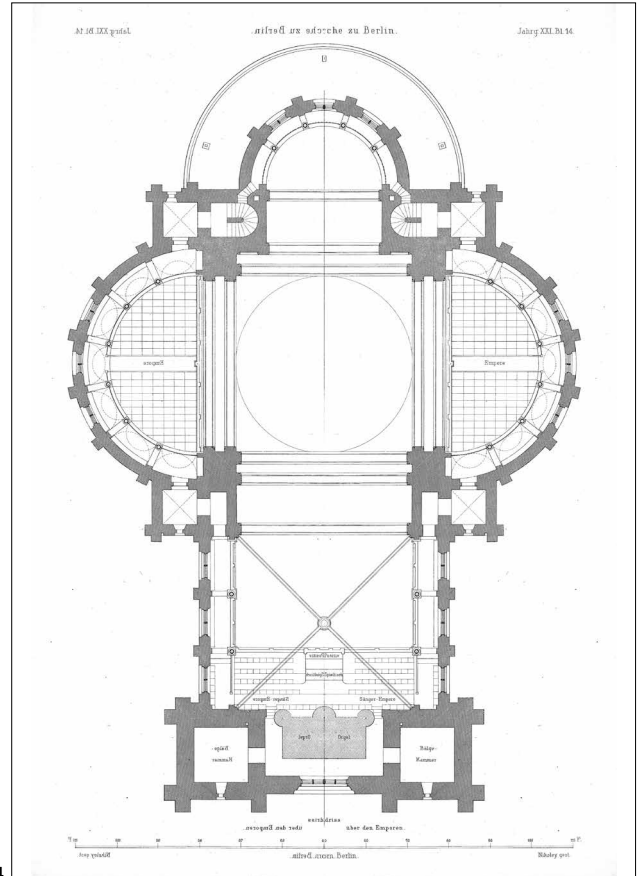
Werner Retzlaffs umfangreiches Werkverzeichnis weist neben St. Thomas keinen weiteren Kirchenbau auf. Vielleicht war er weniger ein Kirchgänger als ein Kirchenkonzertgänger. In St. Thomas sieht er auf der vergrößerten Empore links und rechts der Orgel auf konzentrischen Rängen Platz für einen 54-köpfigen Chor, respektive ein Orchester vor. Zwar sind die neuen Treppenläufe in den Türmen aus rohem Beton, aber die schlichten Handläufe und die Hängelampen in den Treppenaugen vermitteln eine zurückhaltende Eleganz. Die Türdurchbrüche und insbesondere die zusätzlichen Fensteröffnungen strapazieren die bestehenden Fassaden merklich, aber sie verscheuchen im Innern das gruftartige Mittelalter und schaffen etwas Neues: helle Treppenträume als Begegnungsorte, ein Foyer, ein Haus der Musik. Die Basis jeder architektonischen Transformation ist immer auch die Kritik an dem, was da ist.

Das eingangs zitierte Sprichwort stammt von Voltaire. Im Original lautet es »Le mieux est l'ennemi du bien.« Es ist selbstreferenziell, denn Voltaire hat ein bestehendes Sprichwort von Montesquieu genommen – »Le mieux est le mortel ennemi du bien.« (»Das Bessere ist der Todfeind des Guten.«) – und es verbessert. Im Gegensatz zu Todfeind ist die Bezeichnung Feind weniger wertend. Seither gibt es zwei Nutzergruppen, die sich laut Wikipedia in Deutschland ungefähr die Waage halten und oft von ihren Auslegungsabweichlern nichts wissen: die progressiven und die konservativen. Einen Ausweg aus dieser Dipolarität bieten, ganz im Sinne der Aufklärung, allein konkrete, konstruktive Streitgespräche – wobei sich selbsterklärend Architektinnen und Architekten immer auf derselben Seite finden. Sei es, weil sie qualifiziert sind, sei es, weil sie sich selbst überschätzen.

St. Thomas erscheint von Alt-Berlin aus gesehen wie ein Zentralbau, obwohl es sich um eine gerichtete Anlage mit drei Konchen handelt, vergleichbar mit St. Maria im Kapi-



3



4

tol, Köln, eingeweiht 1049. Sobald man sich die Interimswand wegdenkt, zeigt sich das ganze Bild: Mit der Geometrie der neuen Empore im Langhaus gelingt Werner Retzlaff der Kunstgriff, in eine Dreikonchenkirche den Innenraum einer Vierkonchenkirche einzuschreiben. Er stirbt 1960, mitten im laufenden Projekt. (Bilder 3 und 4)

Ludolf von Walthausen, ein Kirchenbauer und Kirchenumbauer, übernimmt den Auftrag. Denkt er an den Idealkirchenraum, der seit frühchristlicher Zeit in entwerfenden Baumeistertköpfen herumgeistert? Denkt er an die Gregorkirche in Swartnoz, zu Füßen des Ararats in Armenien, erbaut vermutlich 643–652 durch Nerses von Ischkan? Denkt er an den Zentralbau der Liebfrauenkirche in Trier, errichtet 1230–1260? Denkt er an die Studien für Kirchen als Zentralbauten, die Leonardo da Vinci 1492 skizziert? Denkt er an die spektakulären Renaissance-Projekte für den Petersdom, die den Zentralbau für die kommenden Jahrhunderte monopolisieren werden?

1963 reicht er einen überarbeiteten Bauantrag ohne Trennwand ein, der in den folgenden zwei Jahren ausgeführt wird. Er greift die von Werner Retzlaff initiierte Raumtransformation auf und entwickelt sie weiter.

Die Kirche zeigt sich nun »purifiziert«, weiß mit hell- und dunkelgrauen Akzenten. Die Emporen in den seitlichen Konchen sind – bis auf ein fliegendes Restgebälk auf doppelten Gusseisensäulen – nicht rekonstruiert. Die konkave Kurve der retzlaffschen Empore wird mit einer fast papierbandhaft-filigranen Betonbrüstung realisiert, einem modernen Element. (Bild 5)

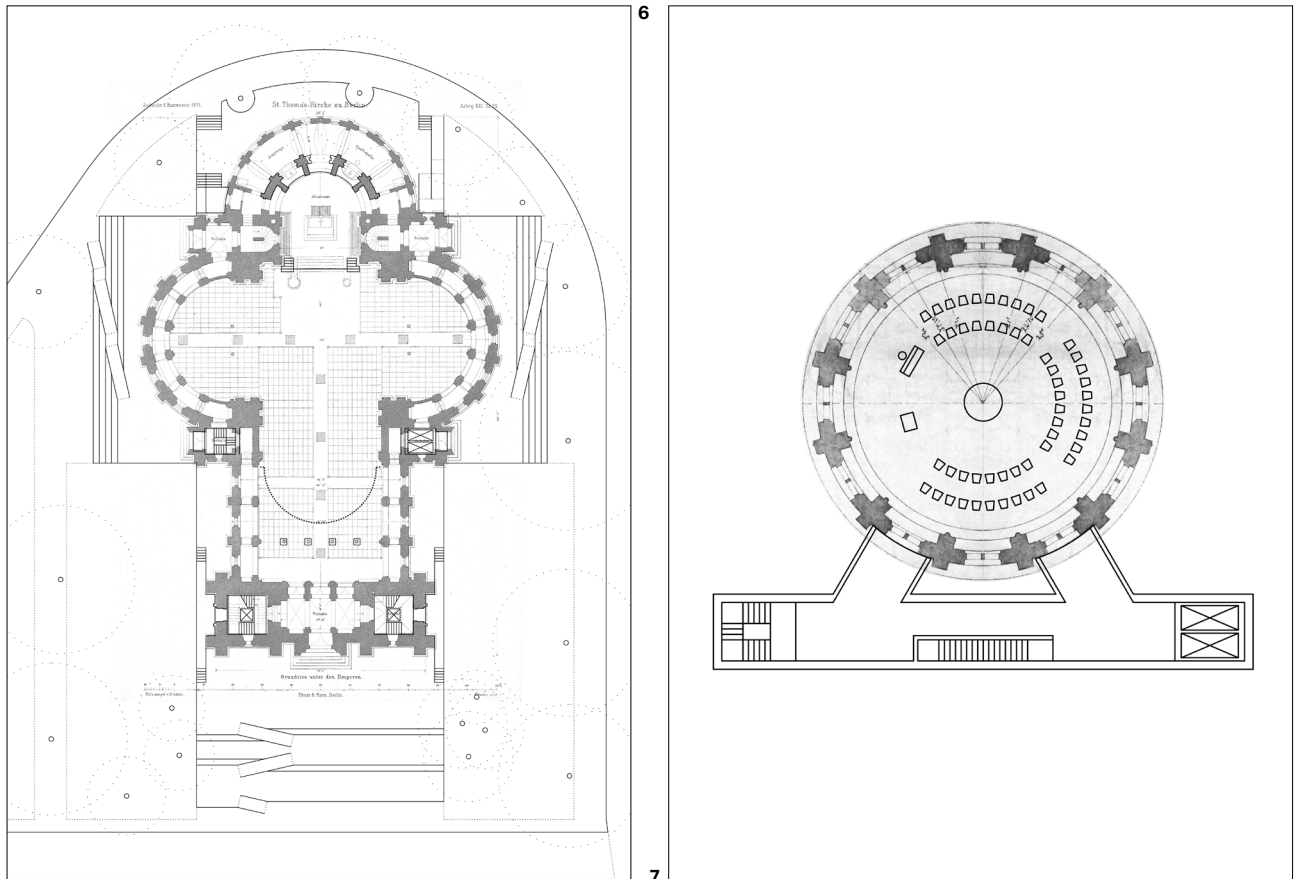


5

Seine nächste Maßnahme folgt keinem Kanon: In einem Akt der Täuschung verkleidet er die gusseisernen Säulen, die die Empore des Langbaus tragen, und macht sie zu Kopien der Pfeiler, die das Hauptschiff an dessen Längsseiten säumen. Dadurch verkürzt sich die wahrgenommene Tiefe des Hauptschiffs. Das gleiche Schicksal ereilt die aufregenden, langgestreckten Gusseisensäulen oberhalb der Empore, die vor den großen seitlichen Fenstern stehen und die gewölbte Decke des Hauptschiffs tragen: sie verschwinden. So wird die architektonische Prägnanz des lateralen Langhauses bewusst reduziert – zugunsten einer Stärkung der zentralen Kraft eines Vierkonchenraums. (Bild 5) Abschließend führt Ludolf von Walhausen ein zweites modernes Element ein: Er setzt einen schulzimmergroßen Baldachin – eine schwebende Leichtmetallkonstruktion mit Stealth-Geometrie auf vier Spinnenbeinstützen –, der einen neuen, quadratischen Altar überdacht, mitten in die Vierung. 500 Stühle rücken sich allseitig darum herum, als ob sie Schutz suchten, einen Steinwurf entfernt von der eben errichteten Berliner Mauer. (Bild 5)

So schicken Werner Retzlaff und Ludolf von Walhausen ein doppeltes Zitat samt Gruß in hohem Bogen über die Alpen zurück, mitten in das Herz der Stadt Rom. Das voltairsche Streitgespräch ist von neuem eröffnet.

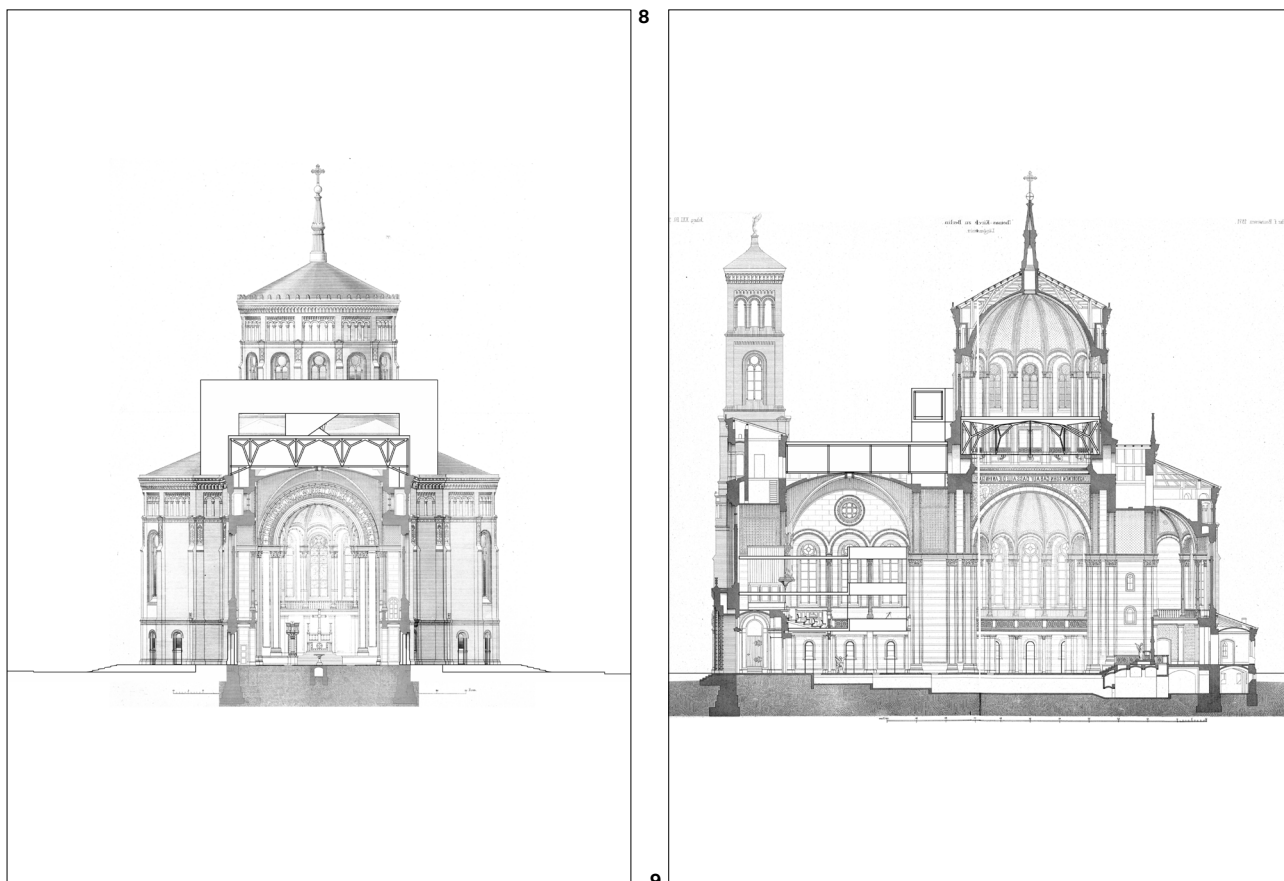
Ich bin selbst Architekt und gehöre zu einem Team mit dem Architekten Masen Khattab, dem Theologen und Kunsthistoriker Matthias Ludwig sowie der Bauingenieurin Nicole Zahner. Angesichts des 160-jährigen Bestehens von St. Thomas und ihres rund 70 Jahre zurückliegenden Wiederaufbaus hat sich das Team zur Aufgabe gestellt, eine Projektstudie zu entwickeln, die sich perspektivisch mit der Zukunft der nächsten 75 Jahre dieser Kirche beschäftigt.



Den komplex operierenden Wiederaufbau von St. Thomas durch Werner Retzlaff und Ludolf von Walthausen halten wir in mehrfacher Hinsicht für vorbildlich – in einer Zeit, in der sich die Architektur zunehmend auf das Weiterbauen im Bestand besinnt. Wir schlagen vor, die Methode Retzlaff/Walthausen gleichsam auf deren eigenes Werk anzuwenden. Das hat in der Kirchenbaugeschichte bekanntermaßen eine lange Tradition. Alte Kirchenbauten, insbesondere westlich der Elbe, offenbaren in vielen Fällen eine Bautätigkeit, die sich über viele Jahrhunderte immer weiter fortsetzte – ein stetiges Anpassen an die wechselnden Bedürfnisse der Gemeinden. Nicht auf Kosten ihres kunsthistorischen Werts, sondern zu dessen Gunsten.

Wir schlagen fünf Maßnahmen vor, die unabhängig voneinander realisierbar sind. Ziel ist ein Bau für die Stadtgesellschaft und die Gemeinde, ein Ort der Begegnung und die Sicherung der Präsenz der Kirche – eine architektonische Verneigung vor der Vision einer »Kirche als öffentlicher Ort«, die Johannes Stükelberger mit dem Abschlussvortrag des Kirchbautags entwirft.

1. Innen- und Außenraum werden eng verbunden, die Kirche wird nach allen Seiten geöffnet und zugänglich. Das Café Krause, das bisher in den ehemaligen Räumen von Sakristei und Taufkapelle Obdachlose versorgt, erweitert seinen Gästekreis und spielt fortan eine Schlüsselrolle. Es verbindet Innen und Außen, Stadtraum und Kirche, Ansässige und Fremde. Es bedient eine Außenterrasse und optional die vielfältigen Veranstaltungen im großen Kirchenraum. (Bild 6)
2. Der Tambour wird zu einer Kapelle ertüchtigt, die von den großen Nutzungen des Hauptraums unabhängig ist. Es ist gleichsam die Brücke eines großen Frachtschiffs,



Herz und Kopf der Kirche. Falls sich eines Tages die gegenwärtige Situation ändert, kann der Geschoßboden mit kleinem Werkzeug wieder demontiert werden. (Bild 7)

3. Das Dach des Hauptschiffs wird zu einer langfristig universell nutzbaren Energiezentrale. Die Aufzüge und Treppen, die auch der Erschließung der Tambour-Kapelle dienen, ermöglichen Ausrüstung und Wartung. Denkbar sind zunächst Photovoltaik und Stromspeicher großer Kapazität – ausgelegt für den Betrieb auf Quartiersebene. (Bild 8)
4. Zwei zusätzliche, deckungsgleiche Geschossebenen über der Empore schaffen neue, separat erschließbare Verwaltungs- und Versammlungsflächen. Dadurch lassen sich beispielsweise Funktionen des nahegelegenen Gemeindehauses integrieren. Das von Hansrudolf Plarre (1922–2008) entworfene Gebäude und die seinerzeit für einen Gemeindesaal vorgehaltenen Flächen – heute ein Parkplatz – können so zur Schaffung von Wohnraum transformiert werden. (Bild 9)
5. Der verschwundene Kirchplatz wird an jener Stelle wiedergewonnen, an der einst der historische lag, Richtung Mariannenplatz. Möbliert wird er mit einer schnee-, wind- und vandalensicheren Überarbeitung des Baldachins, der aus der Vierung ins Freie bewegt wurde. Er dient der Stadtgesellschaft als Pavillon, als Bühne im Park, als Ort für Musik, Kindergeburtsstage und Stadtgespräche – mit der Kirche im Rücken.

Matthias Ludwig beschreibt die neue Tambour-Kapelle wie folgt: »Der Tambour wird zu einer Kapelle als künftigem Verkündigungsort an St. Thomas ausgebaut. Quer zur Längsachse des Hauptbaus gen Nordwesten ausgerichtet, wird sie zeichnerisch zu einer Brücke



zwischen West und Ost. Eine höchst spannungsreiche Bau- und Ortsgeschichte aufnehmend, dient der lichte rotundenartige Zentralraum als eindrücklicher Feierraum hoch über Berlin – frei, offen und flexibel eingerichtet. Nutzbar für Gottesdienste und Andachten, Kulturangebote, Feiern – idealisiert gedacht: Man steigt im Altarraum von St. Thomas in eine Art Plattform ein, die leicht bestuhlt gen Himmel aufsteigt und unter der Laterne zur Feier andockt.»

Im Zuge der Beiträge zum Kirchbautag und anlässlich der Projektvorstellung vor Ort im Rahmen eines diskursiven Podiumsgesprächs am Tag des offenen Denkmals – selbstredend steht St. Thomas inklusive Außenanlagen unter Denkmalschutz – wurden wir mehrfach gefragt, warum wir dieses nicht unaufwändig zu realisierende Projekt aus eigener Initiative entwickelt und zur Diskussion gestellt haben. Es ist die teilvermessene Äußerung, dass das Bessere der Feind des Guten sei. Es ist die sorgfältig entwickelte Vorstellung eines neuen Kirchenraumes über den Dächern der Stadt, einer der schönsten kleinen Räume für Gottesdienste weit und breit, nicht zu groß, nicht marginalisiert, genau am richtigen Ort. Wer würde hier nicht seine Kinder taufen lassen wollen? Und ist das nicht das, wofür die Architektur einmal erfunden wurde? (Bild 10)

Abbildungen 1 Berlin, St.-Thomas-Kirche (Foto: Urs Füssler, 2025) 2 Foto (Wiederaufbau nach 1957), Evangelisches Landeskirchliches Archiv in Berlin (ELAB). 3 Berlin, St.-Thomas-Kirche (Foto: Urs Füssler, 2025). 4 Friedrich Adler, St.-Thomas-Kirche (Grundriss Galeriegeschoss + Spiegelung), Zeitschrift für Bauwesen 1871, Berlin, Architekturmuseum der Technischen Universität (Foto: Architekturmuseum, Technische Universität Berlin). 5 Berlin, St.-Thomas-Kirche (Foto: Urs Füssler, 2025). 6–9 Füssler Khattab Ludwig Zahner, 2025, Pläne Studienprojekt St.-Thomas-Kirche, Berlin. 10 Berlin, St.-Thomas-Kirche (Foto: Urs Füssler, 2025).

N2 Kooperation in Nutzungspartnerschaften – neue Perspektiven einer vielfältigen Gemeinschaft

Leitung: Leona Lynen (Vorständin ZUsammenKunft Berlin eG und PFHAU eG)

Protokoll: Franka Teichert

Input: Nutzungspartnerschaften als Instrument gemeinwohlorientierter Liegenschaftsentwicklung

Gesellschaftlicher Kontext

Rückgang kirchlicher Nutzung, wachsende Leerstände, gesellschaftliche Spaltung – und die Verantwortung der Kirche, Räume der Begegnung und Teilhabe zu schaffen

Neue Haltung

Leerstand ist weniger ein bauliches als ein organisatorisches Thema – entscheidend sind Nutzungsbeziehungen, Verantwortungsübernahme und neue Narrative

Werkzeuge der gemeinwohlorientierten Entwicklung

- Erbbaurecht als langfristige Sicherung gemeinwohlorientierter Nutzung
- Konzeptvergabe für qualitätsorientierte, transparente Verfahren
- kooperative Träger- und Betreibermodelle (Verein, Genossenschaft, Stiftung, Kommune, Mischmodelle)

Beispiele gelungener Nutzungspartnerschaften

- LutherLAB e.V. (Verein)
- PFHAU eG (Genossenschaft)
- Theaterwerkstatt 3K e.V. / Kilianikirche (Stiftung)
- Van der Velde Buchhandlung, Broerenkerk Zwolle (kommerzielles Modell)
- Kulturkirche Ost Köln (Kooperation mit Kommune)
- Kapelle St. Anna Krobitz (Freundeskreis / Mischmodell)

Zentrale Botschaft

Nutzungspartnerschaften können aus Leerstand lebendige Orte machen – wenn Eigentum, Betrieb und Finanzierung in kooperativen Modellen neu zusammengedacht werden.

Erfahrungsgemäß müssen die drei Bausteine Gebäude/Ort, Akteure und Nutzung geklärt werden, bevor ein tragfähiges Trägermodell und Finanzierungskonzept entwickelt werden kann.

Weitere zentrale Grundsätze einer kollaborativen Entwicklung leer- oder mindergenutzter Kirchenliegenschaften sind:

1. Partizipation und Einbindung vielfältiger Akteure

- Planung wird nicht von Einzelnen »für andere« gemacht, sondern mit den Betroffenen und Beteiligten.
- Übertragung auf Kirchenliegenschaften: Leerstehende Kirchen sollten nicht allein durch Kirchenleitungen oder Verwaltungen vergeben werden. Entscheidend ist, Zivilgesellschaft, Nachbarschaft, Kommunen und potenzielle Träger frühzeitig einzubeziehen.

2. Aushandlung und gemeinsame Entscheidungsfindung

- Kollaborative Planung ist ein Prozess der Verhandlung von Interessen. Es gibt keine »perfekte Lösung«, sondern tragfähige Kompromisse.
- Übertragung: In Nutzungspartnerschaften braucht es Foren und Formate, in denen Fragen von Eigentum, Finanzierung, Nutzungsmischungen und Symbolik gemeinsam verhandelt werden – zum Beispiel durch Konzeptverfahren oder Anhandgabeprozesse.

3. Transparenz und Nachvollziehbarkeit

- Entscheidungen müssen für alle Beteiligten verständlich und legitim sein.
- Übertragung: Bei der Vergabe kirchlicher Immobilien ist Transparenz zentral: Warum wurde ein Konzept ausgewählt? Welche Kriterien zählen? Nur so entstehen Vertrauen und Akzeptanz.

4. Lernprozesse und Anpassungsfähigkeit

- Kollaborative Planung versteht sich als lernender Prozess: man probiert aus, reflektiert und passt an.
- Übertragung: Zwischennutzungen und Pilotprojekte bieten die Chance, Ideen im 1:1-Maßstab zu testen und gemeinsam weiterzuentwickeln, statt sofort in starre Verträge und große Umbauten zu gehen.

5. Gemeinwohlorientierung und geteilte Verantwortung

- Kollaborative Raumplanung strebt an, öffentliche und kollektive Interessen zu sichern.
- Übertragung: Kirchenliegenschaften können als Gemeingut verstanden werden. Die Sicherung über Erbbaurecht, Stiftungen oder Genossenschaften ermöglicht langfristige Verantwortungsteilung und verhindert rein spekulative Entwicklungen.

6. Narrative und Identität

- Räume sind nicht nur physische Strukturen, sondern auch Träger von Geschichten und Symbolen.
- Übertragung: Bei leerstehenden Kirchen geht es darum, neue Erzählungen jenseits des Glaubens zu entwickeln – Orte, die Zugehörigkeit, Gemeinschaft und Zukunft eröffnen.

Methodik: Planspiel

Im Workshop wurde ein Planspiel durchgeführt:

- Fünf Kleingruppen entwickelten anhand unterschiedlicher Typologien (von Dorfkirche über Pfarrhaus bis zum Plattenbau-Kirchenzentrum) Prozessarchitekturen für eine fiktive Kirchenliegenschaft.
- Leitfragen: Phasen – Akteure – Formate – Entscheidungspunkte – Ressourcen – Verwaltungslogiken – langfristige Sicherung
- Ziel: Erproben, wie sich aus Leerstand konkrete Nutzungspartnerschaften entwickeln lassen.

Ergebnisse der Gruppenarbeiten

Die Gruppen erarbeiteten vielfältige Ansätze, unter anderem:

- Erbbaurecht und Konzeptvergaben als häufig gewählte Vergabeinstrumente

- Öffentlichkeitsarbeit und Nachbarschaftseinbindung als Schlüsselfaktor
- kooperative Gremien aus Gemeinde, Zivilgesellschaft und Kommune
- Nutzungsmischungen von Kultur, Bildung, Wohnen, Pflege und Gastronomie
- Rolle der Verwaltung: frühzeitig einbinden, Schnittstellen klären, Hürden abbauen

Typologie 1 »Romantische Dorfkirche mit benachbartem Pfarrhof«

- Erbbaurecht
- Öffentlichkeitsarbeit (Online, Zeitungen, Flyer), Info-Veranstaltungen, Anpassung an Umgebung und Nachfrage
- Nachfrage
- Konzeptausschreibung und Bewerbungsverfahren (Beispiel Projekt »PFHAU«)
- Finanzplan mit Absprache der Kirche, Gemeinde und des Konzeptteams

Typologie 2 »Nachkriegskirche mit großzügigem Gemeindezentrum«

- Einbeziehung der Stadtverwaltung und Nachbargemeinden
- Gründung von Gremien aus Gemeinde und Interessierten
- Infrastruktur und Bewohnerdichte beachten, Gebiet attraktiv gestalten
- Nutzung für Altenheim und/oder Schule

Typologie 3 »Gründerzeitliches Pfarrhaus im Quartier«

- externe Unterstützung suchen und Nachbarschaft einbeziehen
- Öffentlichkeitsarbeit, Bekanntmachung der Verfügbarkeit des Raums
- multiple Konzepte zum Beispiel Werkstattkonzept

Typologie 4 »Spätmoderne Zeltkirche mit ikonischer Architektur«

- ausführliche Raumanalyse und Finanzplan
- verschiedene Bedürfnisse von ländlichem und städtischem Raum beachten
- Vermietung oder Abgabe von Kirchenräumen, Umbau zu Museen (Beispiel Eliaskirche)
- Partnerschaften mit Kindergärten, Altenheimen, religiöser Gruppen

Typologie 5 »Plattenbau-Kirchenzentrum mit Wohnungspotenzial«

- Umgebungsanalyse: Was braucht die Umgebung? (Kultur? Sport?)
- Kirche erhalten, Ort um Menschen zusammenbringen, Gebäude als Anker nutzen
- gemeinsame Ideenfindung, Menschen zum Mitwirken anregen
- Multifunktionalität, Vermietung an Gemeinde, Verein gründen, Kulturraum schaffen (Kino, Sport)
- Infrastruktur fördern: Wandel in gesundheitliche und gastronomische Räume (Praxen, Ärzte, Physiotherapeuten, Post, Café)

Diskussion und Ausblick

- Bedarf an besserer Beratung für Gemeindekirchenräte (Leitfäden, Schulungen/Beratungsgutscheine, Best-Practice-Sammlungen)
- Transparente Plattformen für Leerstände (zum Beispiel »kirchengrundstücke.de«) sollen ausgebaut werden, um auch untergenutzte Liegenschaften sichtbar zu machen. Aufbereitung und Zugänglichkeit (Kataster) der untergenutzten Liegenschaften ist zentral, um Nutzungspartnerschaften zu finden.

- Wunsch nach mehr Öffentlichkeitsarbeit und Netzwerken zwischen Kirche, Kommunen und Zivilgesellschaft
- Kooperation zum Beispiel mit »Netzwerk Zukunftsorte«, um Orte mit Macher:innen zu verbinden und von Erfahrungswerten zu profitieren

Tipps

- Denkmalamt Saarland hat attraktive Objekte und seriöse Investoren mit Konzeptideen
- Interessenbekundungsverfahren
- Webseiten »kirchengrundstücke.de« und »zukunftsorte.land«, diese ausbauen, in Kategorien unterteilen und mit Angeboten von mindergenutzten Objekten erweitern

Fazit

Der Workshop zeigte, dass Kirchengebäude durch Nutzungspartnerschaften eine Zukunft jenseits rein kirchlicher Nutzung gewinnen können. Trägerschaft, Eigentum und Betrieb müssen dabei neu gedacht und kooperativ gestaltet werden. Nur durch gemeinsame Verantwortung – von Gemeinden, Zivilgesellschaft, Kommunen und Stiftungen – können Kirchenliegenschaften zu lebendigen Orten in Zeiten gesellschaftlicher Spaltung werden.





N3 Kirchenland im Dienst der Schöpfung – die Vergabe landwirtschaftlicher Flächen im Kontext ökologischer Krisen

Leitung: Edouard Barthen (Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung)

Protokoll: Moritz Jannes Fleiss

Ablauf des Workshops

- Wo stehen wir: Klima- und Naturschutz als kirchliche Aufgabe
- Diskussion von Herausforderungen
- Erarbeitung von Lösungsansätzen in Kleingruppen
- Zusammenführung im Plenum

Wo stehen wir und was sind Gedanken der Gruppe?

Ausgangssituation

- Trilemma der Landnutzung: Ernährungskrise, Biodiversitätskrise, Klimakrise
- Kirche besitzt eine Fläche von 325.000 Hektar
- Kirche hat eigene Flächen, gibt aber viel Geld auf anderen Flächen aus
- erneuerbare Energien als viel diskutierte, mögliche Einnahmequelle
- kein Monitoring über Pachtverträge

Diskussion von strukturellen Herausforderungen für eine neue Pachtpraxis

auf Gemeindeebene

- soziale Verwebung zwischen Gemeinden und Pächtern der Flächen
- Gemeindegarbeit findet ehrenamtlich statt, innerhalb der Gemeinde fehlt es meist an fachlicher Expertise

auf Kirchenkreisebene

- ökonomischer Druck auf die Kirche wächst
- es fehlt an Verwaltungsressourcen für komplexere Verträge mit Pachtauflagen
- kein einheitliches, umfassendes und digitalisiertes Bild des Flächenpotenzials

Kommentare und Meinungen aus der Gruppe zur Diskussion

- Wert der Flächen: steigende Pachtpreise versus Höfesterben
- stark regional abhängig, ob das Interesse an den Flächen steigt oder sinkt
- große Diskrepanz zwischen den Zielen der EKD und den Menschen vor Ort
- Kirchengemeinden stellen sich häufig gegen die Nutzung von erneuerbaren Energien durch Bürgerinitiativen
- Pachtpraxis: vielen Teilnehmenden und Gemeinden sind langfristige Pachtverträge (Sicherheit) wichtiger als die Preise
- Meinung vieler Teilnehmenden und Gemeinden: es sollen vor allem die Menschen die Flächen erhalten, die der Kirche und Gemeinde nahestehen (zum Beispiel eher der lokale Landwirt als externe Personen)
- Begriff »gemeinwohlorientiert« deutlich zu schwammig – klare Definition nötig
- verstärkt externe Beratung nötig und konkreter Dialog zwischen Kirche und Landwirt:innen

- offene Frage: Welche Rolle spielen Chemie- und Lebensmittelindustrie in diesem Zusammenhang?
- Kritik: Kirche predigt Nachhaltigkeit, setzt aber die Pachtverträge häufig nur für sechs Jahre an
- große Diskrepanz zwischen den Zielen der EKD und den Menschen vor Ort
- psychologische Aspekte der Menschen vor Ort müssen konsequent mitgedacht werden
- Landwirtschaft im Spannungsfeld: Landwirt:innen sind Teil der Trilemma und dafür mitverantwortlich
- Landwirtschaft wird sehr stark reguliert
- es gibt nicht genug Wertschätzung für Arbeitsaufwand und Wertschöpfung der Landwirt:innen

Erarbeitung von möglichen Lösungsansätzen in Kleingruppen

Gruppe 1

Wie können die Liegenschaftsabteilungen der Kirchenkreise dazu befähigt werden, die gemeinwohlorientierte Verpachtung von Flächen zu unterstützen?

Wie könnte ein Lösungsansatz praktisch aussehen?

- es sollte eine planerische Betrachtung des Bestandes der Flächegebiete geben
- noch bewusster bei Flächen, die aufgegeben werden oder sich verändern, nachfragen und gezielt unterstützen

Welche Ressourcen braucht es für die Umsetzung?

- jede Fläche sollte zentral erfasst, geordnet und bewertet werden
- diese Erkenntnisse sollten den Gemeinden zur Verfügung gestellt werden, sodass diese wissen, welche Flächen es eigentlich gibt

Gruppe 2

Was bräuchte die Gemeinde, um ihre Vergabep Praxis zu ändern?

Wie könnte ein Lösungsansatz praktisch aussehen?

- eine zentrale Flächenberatung, die in der EKD in einem mit Expert:innen besetzten Büro verortet ist
- gemeinsame Leitlinien und Standards als Orientierung, die mit den Landwirt:innen erarbeitet werden
- professionelle Moderation, die auch vor Ort mit der Gemeinde einen Dialog moderiert und vermittelt

Welche Ressourcen benötigt es für die Umsetzung?

- vor allem finanzielle Mittel; dabei ist wichtig, dass die Finanzierung nicht durch die Kirchengemeinden, sondern von den entscheidenden Gremien kommt, die dadurch transparent mitverantworten, was sie beschließen, sodass für die Kirchengemeinden keine Kosten entstehen

Zusammenführung im Plenum und Kernergebnisse

Rolle der Kirche

- Besitz großer Flächen: Verantwortung im Kontext von Klima-, Biodiversitäts- und Ernährungskrise nicht nur auf dem Papier oder durch Papiere

Herausforderung

- Spannungsfeld zwischen EKD-Zielen und Realität in Gemeinden; soziale Verflechtungen und fehlende Ressourcen erschweren Umsetzung

Pachtpraxis

- Gemeinden bevorzugen langfristige Verträge und lokale Landwirt:innen; kurzfristige sechsjährige Verträge wirken kontraproduktiv zur Nachhaltigkeit

Diskrepanz und Definitionen

- »Gemeinwohlorientierung« zu unscharf; klare Leitlinien und Standards notwendig

erneuerbare Energien

- Chancen werden gesehen, stoßen aber lokal teils auf Widerstand

Lösungsansätze

- zentrale Flächenberatung/-management mit klaren Standards und professioneller Moderation
- systematische Erfassung, Bewertung und transparente Bereitstellung aller Flächendaten
- Unterstützung der Liegenschaftsabteilungen und Entlastung der Gemeinden durch Fachberatung und Finanzierung von zentraler Stelle





N4 Was kann/darf/soll Kunst im Kontext temporärer Partnerschaften?

Leitung: Prof. Dr. Nike Bätzner (Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle),
Miguel Rothschild (freischaffender Künstler) und
Roland Stratmann (freischaffender Künstler)
Protokoll: Berit Bührmann

Beispiel Nike Bätzner

Vorstellung des in Kooperation mit dem Kulturbüro der EKD und Klaus-Martin Bresgott konzipierten Projekts »Nutzungspartnerschaften und Begegnungen« (praxisorientiertes Projektseminar im Kreis Müritz) inklusive der sieben Kirchen und künstlerischen Beispiele, die dort im Projektzeitraum im Frühjahr/Sommer 2024 entstanden sind und deren Ergebnisse bis September 2024 zu sehen waren.

Stichworte: Vermeidung einer »Ufo«-Präsentation, Nachhaltigkeit, Partizipation

Fragen in der Diskussionsrunde

- Wurden Studierende/Künstler:innen vergütet? Exkursionen, Material, Unterkunft und Fahrtkosten wurden durch Fördergelder abgedeckt. Martin Nielebock wurde für seine »Auftragsarbeit« (Kirchenfenster Kinokirche Lansen) vergütet.
- Gab es Öffentlichkeitsarbeit? Ja, in Form von Plakaten, Flyern/Einladungskarten, Radiobeiträgen und Artikeln in der regionalen Presse sowie Publikationen zu »Kunststoffen« und »Tag des offenen Denkmals«. Öffentlichkeitsarbeit sollte allerdings zukünftig anders oder weiter gedacht werden, beispielsweise durch eine Karte, welche die Kirchen/Orte der Kunst darstellt, für bessere Orientierung.
- Wie war die Resonanz? Bei Vespern, Konzert und Führungen während des Sommers gut, auch durch die Bürgermeisterin beworben. Teilnahme der Gemeinde und der Bewohner:innen jedoch recht gering – Frage der Öffentlichkeitsarbeit oder der Partizipation vor Ort?
- Eine Kirche ist noch in ständiger Benutzung, sind die übrigen Kirchen noch geweiht? Ja, die Kirchen können mit vergleichsweise minimalem Aufwand wieder in Betrieb genommen werden, wenn gewünscht. Allerdings fehlen die Besucher:innen und auch Sanitäranlagen; kaum vorhandene Barrierefreiheit erschwert die Nutzung (siehe Diskussionsrunde zum Thesenpapier)
- Projekt von Studierenden aus Halle: Gab es einen »Ufo«-Effekt? Es gab die Rückmeldung des Pfarrerehepaars, eine Fortsetzung zu machen, beziehungsweise wurden einige Studierende im Rahmen von anderen Projekten noch einmal eingeladen. Die kommenden Jahre werden zeigen, ob eine nachhaltige Präsenz und Umsetzung von Projekten vor Ort möglich ist. Beispiel: »Festival OSTEN, Bitterfeld-Wolfen« als wiederkehrendes Projekt seit 2022 alle zwei Jahre.

Beispiel Roland Stratmann

Vorstellung des Projekts: »Dilemma«, Buchholz in der Nordheide: Ein partizipatives Projekt zwischen Kunstverein, Kulturkirche St. Johannis und Schüler:innen der örtlichen Realschule während einer Projektwoche im Sommer 2018. (Umfassend: großes grafisches Werk von Roland Stratmann auf Postkarten, die von Bewohner:innen mit Kommentaren zum Thema Krise an den Künstler geschickt wurden; lebensgroßes Rhinoceros als mehrdeutiger Vertreter der Krise und Engel von Roland Stratmann; durch Schüler:innen erarbeitete Stabskulpturen, Kakophonie und Festumzug; nach Projektwoche Ausstellung in Kunstverein und Kirche, 5 Wochen parallel zum Gottesdienst).

Fragen in der Diskussionsrunde

- Krisen-Postkarten-Aktion: Was verstanden die teilnehmenden Personen unter Krisen? Antworten sind teils sehr persönlich, teils Schilderung von globalen Krisen beziehungsweise Schlagzeilen.
- Was kann man sich unter der Kakophonie vorstellen? Die Botschaften der Postkarten wurden vom Künstler gefiltert, daraus ein Text generiert, danach mit den Schüler:innen einstudiert und als rhythmisch strukturierter Text in verteilten Rollen im Rahmen des Festgottesdienstes zur Eröffnung der Präsentationen/Ausstellungen verlesen.

Beispiel Miguel Rothschild

Vorstellung des Projekts: »de profundis« in der Kunst- und Kulturkirche St. Matthäus, 2018. Im Altarraum hing ein großes Tuch (wie ein Wasserfall), bedruckt mit Fotos von Wellen des Mittelmeers, aufgehängt an Nylonfäden; außerdem im Kirchenraum Fotografien hinter bewusst zerbrochenem und zerkratztem Sicherheitsglas. Gottesdienste fanden während der ortsspezifischen Installation statt, also eine Art der Parallelnutzung. Symbolische Bedeutung von »de profundis« für Werk und im kirchlichen Kontext (Psalm 130 AT, Aus der Tiefe rufe ich).

Fragen in der Diskussionsrunde

- Ist die Bedeutung des Kunstwerks vom Ausstellungskontext abhängig? Ist das ortsspezifische Werk (Matthäi-Kirche) im anderen Ausstellungskontext nur als bloßer Stoff zu sehen, weil kirchliche Symbolik fehlt? Werk rückt immer in einen neuen Kontext, je nach Ausstellungsort. Trotz der Transformation vom sakralen zum profanen Raum sieht der Künstler das Werk, die Ausstellungssituation als spirituell.
- Musste der Altarraum in St. Matthäus ausgeräumt werden, um das Werk platzieren zu können? Stoff verhängt den Altar, Gottesdienste finden weiterhin statt. Kirche wird häufig für künstlerische Projekte genutzt, deshalb auch Stichwort »Kunstkirche«. Besucher:innen kommen mit der Erwartung, zeitgenössische Kunst im Kirchraum zu sehen. Inventar/ Kirchraum ist auf Auseinandersetzung mit Kunst ausgelegt beziehungsweise Veränderungen des Kirchraumes sind möglich.

Zusammenführende Diskussion mit den Teilnehmenden

- Kunst in Kirchen bedeutet auch, Denkanstöße zu geben.
- Inwiefern sind provokative Arbeiten möglich?
 - Sinnvoll, über längeren Zeitraum zusammen zu arbeiten und so die Akzeptanz von »provozierenden« Werken zu steigern.
- Auseinandersetzung zwischen Kunst und Kirche als grundsätzliche Provokation?
 - Beispiel von Markus Zink (Referent für Kunst und Kirche, Frankfurt/Main): Projekt mit 100 kleinen nackten männlichen Statuen im Kirchenraum; diese mussten für Hochzeit in der Kirche entfernt/verhüllt werden, da Brautpaar sich mit der Installation unwohl fühlte. Wie weit kann Provokation gehen?
- Diskussion zum Thema Kirchen, in denen Kunst selbstverständlich ist, versus künstlerische Interventionen in Kirchen, die nur selten mit zeitgenössischer Kunst in Berührung kommen. Beispielfrage: Wo lässt sich in welcher Form arbeiten?
- These: Gehen Gemeinden selbständig auf Künstler:innen zu, um Projekte zu realisieren, würde die nachhaltige Umsetzung erleichtert.
- Vergleich Stadt versus Land: Bereitschaft vor Ort für die Finanzierung? Wie sind die regionalen Gegebenheiten? Erwartungen von Kirchgemeinden an Projekte und Kunstwerke sind oft, dass das Werk unmittelbar verständlich sein muss; Vergleich zum Beispiel zwischen eingespielter Wahrnehmung von Malerei oder Fotografie und fremd erscheinender audio-visueller Vorstellung oder installativen Werken.
- Wie ist der Umgang des Publikums mit der künstlerischen Arbeit, wie die Resonanz?
- Kunstgeschichtliches Basiswissen sowie Vertrautheit mit christlicher Ikonographie ist bei Besuchenden nicht voraussetzbar. Schüler:innen haben teilweise keinen Kunst- oder Werkunterricht (mehr).
- Angst, Kunst nicht zu verstehen: Wie kann man einladen, sich auf Kunst einzulassen?
- Künstler:innen als Türöffner:innen
- direkte Zusammenarbeit zwischen Künstler:in und Gemeinde anstreben
- Problematik, ein künstlerisches Niveau zu erreichen und zu halten. »site specific art«: an erster Stelle Auseinandersetzung mit dem Raum, danach Inhalt des Werks
- »Kulturkirche« ermöglicht temporäre Projekte und Ausstellungen
- Was ist Kunst in Kirchen; gibt es ein Kunstverständnis des Gemeindepersonals? Ist Begriffs-Definition Kunst in Kirchen notwendig? Welcher Kunstbegriff wird in Kirchen vermittelt?
- Hinweis von Nike Bätzner: Kirche in der DDR anders geprägt, grundsätzlich sehr offen; generell große Unterschiede zwischen Land und Stadt (Beispiel Müritz Projekt)
- Gemeinsamkeiten studentisches Projekt und professionelle Projekte : Skepsis gegenüber Kirchräumen, Raumerfahrung, Ikonografie, Schwellenangst, aufgeladener Raum; Kirchraum öffnen für neue Raum- und Kunsterfahrung ist Möglichkeit und Chance.

- Künstlerisches Arbeiten in Kirchräumen unterliegt einem spezifischen Rahmen (Raum, Ausstattung, Glaube, religiöse Aspekte), der kaum ignoriert werden kann. Es gilt damit zu arbeiten, insbesondere bei Projekten mit zeitgenössischer Kunst.
- Unterschiedliche Kulturkreise haben unterschiedlichen Umgang mit zeitgenössischer Kunst in Kirchräumen, auch darauf ist Rücksicht zu nehmen.
- Frage nach der Finanzierung für in Zyklen wiederholt umgesetzte Projekte: Stiftungen, Landkreise und kirchliche Träger; kann sich Gemeinde um Versorgung kümmern?

Zusammenführende Diskussion mit den Teilnehmenden

- Es ist wichtig, jeweils vorab konkrete Rahmenbedingungen abzufragen und herzustellen, um Kunst in Kirchen erfahrbar und fruchtbar zu machen.

Für diesen Workshop stehen zusätzliche Materialien auf der Webseite des Kirchbautags bereit.

weiterführende Literatur:

Nutzungspartnerschaften und Begegnungen

Schriftenreihe Kunstwissenschaften Band 2

Hrsg. Nike Bätzner und Klaus-Martin Bresgott

ISBN 978-3-98994-001-7

Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle, 2025, 142 Seiten, 12 Euro





N5 Welche Ideen passen unter Dach und Fach? – Theologie für die Transformation

Leitung: Dr. Kerstin Menzel (Vertretungs-Professorin Praktische Theologie, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg) und Elisabeth März (DFG-Forschungsgruppe »Sakralraumtransformation«)

Protokoll: Josephine Knoll

Verlauf

Zur Einstimmung des Workshops wurden Fotos verschiedener Kirchennutzungen aufgehängt, die als Diskussionsanstoß dienten. Dargestellt waren Bilder von Kirchenräumen, in denen folgendes stattfand: Essen, Spielen, Ausstellen, Trinken, Arbeiten, Schlafen, Tanzen, Helfen und Klettern. Diese Bilder führten zu einer lebhaften Auseinandersetzung darüber, welche Nutzungen als angemessen empfunden werden und wo Grenzen überschritten scheinen.

- kritisch bewertet: starke Eingriffe in die Bausubstanz, die die Raumwirkung überformen; Alkoholausschank (Alkohol zerstört Familien); kommerzielle Nutzung
- ambivalent: Jugendweihe und andere säkulare Rituale als Konkurrenz zu kirchlichen Feiern
- positiv: temporäre Ausstellungen; kulturelle Veranstaltungen; soziale Initiativen

Deutlich wurde, dass schon die äußere Gestalt eines Gebäudes (Kirchturm, Raumaufteilung, historische Elemente) weiterhin religiöse Assoziationen hervorruft – selbst wenn eine Kirche offiziell entwidmet wurde.

1. Kirchen sind öffentliche Räume

- historisch in Stadt- und Dorfgemeinschaften verankert, prägen Identität, sind Orte von Schutz, Begegnung und Kultur. Historisch haben viele der diskutierten Praktiken in ihnen Raum gefunden. Die Reduktion auf den Gottesdienst wird heute durch Aufschließen, Ausräumen von Bänken und Einbau von Räumen für unterschiedliche Funktionen wieder aufgebrochen.

2. unterschiedliche Verständnisse von Sakralität des Kirchenraums mit je eigenem Recht

- sakraler Raum als geweihter Raum: nach katholischem Recht durch Weihe oder Segnung bestimmt; Entwidmung als Voraussetzung für profane Nutzung. Evangelische Kirchen kennen keine Weihe, jedoch eine formale Entwidmung. Raumverständnis: Kirchenraum als zweckfreies Gebäude, nicht-funktional; Chance: Leere und Stille; Voraussetzung für Neunutzung: nötige (Teil-)Entwidmung
- sakraler Raum als Raum mit Atmosphäre: Architektur, Licht, Materialität und Raumhöhe schaffen besondere Erfahrungen. Implikation: Im sakralen Raum kann auch jenseits des Gottesdienstes Gott begegnet werden. Chance: Emotionalität und Körperlichkeit werden als wesentliche Dimension des Religiösen angesprochen. Konsequenz für Neunutzung: Diese ästhetischen Qualitäten bleiben auch bei profanen Nutzungen wirksam.

- sakraler Raum im funktionalen Gebrauch: Im lutherischen Verständnis wird ein Raum nur durch den gefeierten Gottesdienst sakral. Implikation: Gemeindezentren mit Mehrzweckräumen. Chance: Der Kirchenraum ist nicht vom sozialen Raum (der in ihm feiern der Gemeinde) zu trennen. Konsequenz für Neunutzung: Wenn kein Gottesdienst gefeiert wird, ist der Raum für andere ergänzende Nutzungen frei. Wenn Gottesdienst endet, kann ein Gebäude entwidmet und frei neuen Zwecken zugeführt werden.
- Sakralität im Prozess: Die Raumtheorie sagt, Raum ist ein relationales Gefüge. Heiligkeit entsteht im Zusammenwirken von Menschen, Dingen und Praktiken. Implikationen: Sakralität kann sich also wandeln und neu hervortreten, der Raum ist immer wieder ein anderer. Chance: Kirchenräume legen religiöses Verhalten nahe aber können vielfältig genutzt werden. Das entspricht der Vielfalt von Religion, die auch Kultur, Diakonie oder Bildung als Dimensionen kennt. Konsequenz für Neunutzung: Neue Nutzungen haben das Potenzial, Sakralität eines Gebäudes neu zu entdecken.

3. In jedem Kirchengebäude ist auch ein Verständnis von Sakralität eingebaut, das sehr unterschiedlich sein kann. Wie lässt sich das heute weiterkonstruieren?

Diskussion

- Im Plenum und in Kleingruppen wurden die Aspekte kritisch weitergeführt.

Kommerz und Konsum

- Befürchtung einer Entwertung durch reine Vermarktung

Architektur und Hierarchie

- Frage, wie stark gebaute Macht- und Gesellschaftsbilder heute noch prägen und ob sie aufgebrochen werden sollten

Denkmalschutz

- Konflikt zwischen äußerem Erhalt und innerer Flexibilität

historistische und Nachkriegskirchen

- oftmals wenig wertgeschätzt, aber wichtige Zeugnisse, die kreative Konzepte verdienen

Vielfalt der Geschmäcker und Milieus

- Orgelmusik war einst umstritten, heute sind es Techno-Partys. Wahrnehmung ist wandelbar.

Kommerz und Konsum

- rund 25–30 % der Kirchengebäude werden in Deutschland nur selten genutzt; viele stehen vor der Frage nach Umnutzung oder Verfall

In Kleingruppen wurden Leitfragen bearbeitet:

- Wie viel Nutzungsvielfalt ist möglich, ohne dass man die Klarheit verliert, woran man eine Kirche erkennt?
- Wie viel Aneignung verträgt ein Kirchenraum, ohne dass er zum Privatraum wird?
- Wie viel Unordnung darf eine soziale Nutzung in den Kirchenraum tragen, ohne dass er seine sakrale Qualität verliert?
- Was kann man aus Kirchen des 20. Jahrhunderts machen, ohne dass deren spezifische Atmosphäre von Sakralität verloren geht?

Antworten und Erkenntnisse

- Kirchen sollen öffentlich, erkennbar und gemeinschaftlich zugänglich bleiben.
- Nicht jedes Gebäude muss intensiv genutzt werden – Orte der Stille und unverzweckten Leere sind ebenso wichtig.
- Praktische Rahmenbedingungen (zum Beispiel Stauraum, Möblierung, technische Ausstattung) sind entscheidend für flexible Nutzung.
- Umnutzungen bergen Chancen, Sakralität neu zu entdecken, statt sie zu verlieren.

Erfahrungen und Erkenntnisse

- Nutzungspartnerschaften eröffnen neue Räume für Kooperationen zwischen Kirche, Kultur, Zivilgesellschaft und Sozialarbeit.
- Atmosphäre und Architektur wirken weiter prägend, sollten bewusst mitgedacht werden.
- Kirchen sind mehrdeutige Orte: zugleich religiöse Räume, Denkmale, soziale Treffpunkte und Kulturstätten.
- Offenheit für neue Praktiken darf nicht die religiöse Dimension verdrängen, sondern kann sie bereichern.

Offen gebliebene Fragen

- Wie viel Kommerzialisierung ist akzeptabel, ohne dass eine Kirche an Würde verliert oder ihr sakraler Charakter zu stark verfremdet wird?
- Wie lassen sich Denkmalschutzaufgaben mit kreativen Nutzungskonzepten vereinbaren?
- Welche Rolle sollen Kirchen des 20. Jahrhunderts spielen, die oft geringere Wertschätzung erfahren?
- Bedarf an verlässlichen Daten zur tatsächlichen Nutzung und zum Leerstand von Kirchengebäuden beziehungsweise dem anstehenden Transformationsbedarf. Wie dringlich ist die Lage?

Ergebnisse und Impulse

- Leitfrage: »Wie bleibt die Kirche Kirche?« – auch in Zeiten von Umbau, Umnutzung und Transformation
- Kirchen können unterschiedliche Rollen zugleich ausfüllen: sakraler Raum, sozialer Treffpunkt, Kulturort, Raum der Stille.
- Kooperationen sollten regelmäßig evaluiert und flexibel angepasst werden.
- Notwendig ist eine kreative Balance zwischen Bewahrung, neuer Nutzung und Offenheit für gesellschaftliche Veränderungen.

Resümee

Im Resümee wurde die Zukunftsfrage klar benannt: Wie weit lassen sich religiöse Aspekte mit neuen Nutzungen verbinden, ohne dass die Kirche ihre Identität verliert? Einigkeit bestand darin, dass nicht jede Kirche gleich stark oder intensiv genutzt werden muss. Manche Gebäude können bewusst als Räume der Stille freigehalten werden, während andere offen für neue kulturelle, soziale oder gemeinschaftliche Nutzungen sind.

Die zentrale Frage, die bleibt, lautet: »Wie bleibt die Kirche Kirche?« – auch dann, wenn sie ihre Form wandelt.





N6 Phase 0 als Standortbestimmung – ganzheitliches Aufmaß des Vorhandenen vor Ort

Leitung: Lorna Manjana Langner (Architektin Deutsche Energie-Agentur) und Stephan Heinlein (Behrens & Heinlein Architekten)

Protokoll: Amrei J. Bresgott

Standortbestimmung – thematische Vertiefung mit der Vorstellung der Masterarbeit von Lorna Manjana Langner

Umnutzung von Kirchen im ländlichen Raum – Beispiel Gemeinde Wanzka

26 Kirchen – 26 Chancen: Die Gemeinde steht vor der Herausforderung, 26 Kirchen bei sinkender Mitgliederzahl (17,5 %) und wenig Personal zu erhalten. Viele Kirchen werden kaum genutzt. Neue Nutzungsideen wie Seniorenangebote, Wohnen an der Kirchenmauer oder Kulturveranstaltungen sollen Kirchen wieder zu zentralen Gemeinschaftsorten machen. Ziel ist, durch Nutzungserweiterung alle Standorte zu erhalten und als Gemeinschaftsorte zu etablieren. Bestandsaufnahme: Kirchen liegen oft in kleinen Orten, zentrale Angebote müssen gebündelt werden. Bei 90 % der Befragten besteht eine starke emotionale Bindung an die Gebäude, und die Offenheit für neue Nutzungen ist vorhanden.

Erfahrungen und Erkenntnisse der Teilnehmenden

Stillstand und Überforderung

- Gemeinden kommen nicht über Phase 0 hinaus – Entscheidungen werden vermieden, Verantwortung auf Ehrenamtliche abgeschoben, Pfarrer überlastet.

Ressourcen

- Geld und Personal reichen nicht aus – viele Kirchengebäude gefährdet

externe Unterstützung

- Externe Teams können mit Fakten klare Entscheidungsgrundlagen schaffen. Gemeinden sollen trotzdem Teil der Prozesse bleiben.

Strukturen und Personen als Hemmnisse

- Veränderung scheitert oft an starren Denkweisen und Einzelpersonen. Strukturelles Denken und Vorbilder sind entscheidend.

neue Ansätze und Projekte

- Kreative Projekte wie »Kirche der Zukunft« setzen auf lokale Gruppen, die mit externer Begleitung Zukunftsperspektiven entwickeln.

Dringlichkeit

- Die Zeit läuft – Veränderungen müssen lokal tragfähig, konkret und schnell umgesetzt werden. Gute Ideen dürfen nicht bürokratisch ausgebremst werden.

Wert

- Viele ungenutzte, schöne Gebäude – die Verantwortung für ihren Erhalt und ihre Wiederbelebung wird wahrgenommen.

Ergebnisse und Impulse

Gruppe 1 – Bedarfsanalyse (Gemeindebedarf)

Ziele und Strategien

- Veränderung darf nicht vom Einzelnen abhängen, sondern muss strukturell gedacht werden. Rückblick aufs letzte Jahr (Nutzungsvisualisierung) schafft Selbsterkenntnis. Entwicklungsperspektive für die nächsten Jahre einbeziehen.

Daten und Analyse

- demografische Entwicklung, soziale Struktur, Gemeindemitgliedschaft; Nutzung aller Räume/Gebäude; Ressourcen: Finanzen, Personal (haupt- und ehrenamtlich)

Beteiligung und Methoden

- Beteiligung von Gemeindegruppen, Ehrenamtlichen, Nachbarschaft, Schulen, Vereinen. Methoden: Umfragen, Workshops, Gespräche. Unterstützung durch Kirchenkreis/Landeskirche

Gruppe 2 – Gebäudeanalyse (Bestand und Möglichkeiten)

Bewertungskriterien

- Zustand, Nutzungshäufigkeit, Flexibilität, Wirtschaftlichkeit. Entwicklungshorizont: mindestens 10 Jahre

Ziele und Strategien

- Erhalt aller Kirchen nicht realistisch – klare Prioritäten, in welche zentralen Orte sinnvoll investiert wird. Keine Resignation, sondern gezielte Investitionen

Finanzen und Partnerschaften

- Fördermittel reichen oft nicht – Partnerschaften nötig. Kommunale Gruppen können bei Bauvorhaben unterstützen.

Vorgehen

- regelmäßige Überprüfung (zum Beispiel alle 10 Jahre), Dokumentation, frühzeitige und offene Kommunikation, Beteiligte einbinden

Gruppe 3 – Wie gelingt Phase 0?

Erste Maßnahmen mit Hebelwirkung

- Fokus auf wirtschaftlich tragfähige, kurzfristig umsetzbare Maßnahmen mit sichtbarer Wirkung. Bestehende Strukturen nutzen und Entscheidungsträger einbinden. Bundeslandübergreifend zusammenarbeiten, sowie Kommunikation verbessern. Durch funktionierende Beispiele Mut auf Veränderung machen.

Zielgruppen und Akteure

- Superintendent:innen, Neuanfangsteams, junge Menschen, Ehrenamtliche

Kriterien für Maßnahmen

- Wirtschaftlichkeit, Zeitfaktor, gesellschaftliche Wirkung

Beispiele/Ansätze

- frühzeitige Hilfe, Best-Practice-Beispiele

Offen gebliebene Diskussionen und Fragen

- Spannung zwischen Wunsch nach externer Beratung/Leitung und interner Entscheidung
- Welche Form von Ablauf, Austausch und Prozessführung ist hilfreich?
- Wer entscheidet über Mehrfachnutzung oder Neunutzung – Gemeinde vor Ort oder übergeordnete Ebene?

Mut, Offenheit und professionelle Strukturen sind nötig – aber vor allem die Menschen vor Ort, die diese Prozesse mittragen und dabei von amtlicher Seite unterstützt, nicht vom Schreibtisch her gemäßregelt werden. Wir brauchen gute Beispiele, die zeigen, wie Veränderung gelingt – als Anstoß für Mut und flächendeckenden Wandel.





N7 St. Johannis Ellrich – das Zentrum im Zentrum

Leitung: Peter Tandler (Architekt Smits+Tandler) und
Martin Bischoff (Vorsitzender Glockenturmverein Ellrich e.V.)
Protokoll: Frithjof B. Bresgott

Einleitung

Der Workshop stand im Zeichen der Nutzung und Weiterentwicklung der Ellricher Kirche. Ziel war es, Erfahrungen, Ideen und Visionen zusammenzutragen, wie das historische Gebäude als kulturelles und gesellschaftliches Zentrum erhalten und neu belebt wurde. Neben der Betrachtung der Geschichte und baulichen Situation wurden auch Fragen nach Vereinszielen, Finanzierung, architektonischem Konzept und heutiger Nutzung diskutiert.

Historischer Hintergrund

Zu Beginn wurde die Geschichte der Ellricher Kirche aufgearbeitet. Die Kirche, die über Jahrhunderte das Zentrum der Stadt bildete, erlebte im Laufe ihrer Geschichte verschiedene Einschnitte. Während der Zeit des Nationalsozialismus und in den vier Wochen der amerikanischen Besatzung, anschließend in der Phase sowjetischer Präsenz, war sie unterschiedlich geprägt. Nach über 1.000 Jahren Nutzung verfiel das Gebäude insbesondere während der DDR-Zeit zunehmend. Der Verfall wirkte sich nicht nur baulich, sondern auch auf das gesellschaftliche Leben der Stadt aus: Der Verlust der zentralen Ortsmitte spiegelte sich im Rückzug der Gemeinschaft wider.

In dieser Situation kam von Seiten der Stadt das Angebot an die Gemeinde, das Grundstück der Kirche zu kaufen, um darauf ein Einkaufszentrum zu errichten. Innerhalb des geplanten Komplexes sollte der Gemeinde zwar ein Raum zur Verfügung gestellt werden, allerdings hätte dies den vollständigen Abriss der Kirche bedeutet. Dieses Angebot wurde von der Gemeinde nach intensiver Diskussion abgelehnt – ein Beschluss, der rückblickend als wegweisend gilt. Denn so konnte das historische Bauwerk erhalten bleiben und eine neue Perspektive für seine Nutzung entwickelt werden.

Vereinsziele und gesellschaftliche Bedeutung

Der Verein stellte seine Ziele vor: Es ging darum, durch Authentizität und Glaubwürdigkeit Vertrauen in die Arbeit am Gebäude und in die spätere Nutzung aufzubauen. Neben der baulichen Sanierung ist die Kirche wieder als gesellschaftlicher Ort sichtbar und präsent. Sie bietet nun einen Raum, der weit über den rein religiösen Kontext hinausgeht, und steht erneut im Mittelpunkt der Stadtgesellschaft.

Als erste Ziele für den Wiederaufbau wurden der Turm und die Glocken definiert. Diese sichtbaren Zeichen hatten hohe symbolische Bedeutung: Sie markierten den Beginn der Revitalisierung, stärkten das Vertrauen der Bevölkerung und belebten die emotionale Bindung an die Kirche. Der Turm als weithin sichtbares Wahrzeichen und die Glocken als akustisches Signal der Gemeinschaft standen am Anfang des Wiederaufbauprozesses.

Übergeordnetes Ziel war es dabei, die Kirche erneut zum Zentrum der Stadt und ihrer Bürgerinnen und Bürger zu machen – als lebendigen Ort, der Identität stiftet und das gesellschaftliche Leben zusammenführt.

Besondere Aktivitäten wie thematische Abende, künstlerische Aufnahmen, die Zusammenarbeit mit der Feuerwehr oder Kooperationen mit der Bauhaus-Universität Weimar trugen dazu bei, die Kirche als offenen Ort für unterschiedliche Gruppen erlebbar zu machen. Auch die Idee von Hör-Kreisen oder kleineren kulturellen Angeboten ergänzte diesen Ansatz.

Finanzierung und Fördermittel

Ein wichtiger Teil des Workshops war die Finanzierung. Es wurde deutlich, dass ohne Fördermittel größere Schritte nicht möglich gewesen wären. Gleichzeitig war es entscheidend, auch Eigenmittel und kreative Formen der Beteiligung einzubringen, um Vertrauen zu schaffen.

Als Beispiel wurde ein Wettbewerbserfolg angeführt, bei dem ein Preisgeld von 200.000 Euro erzielt wurde (»Mach dich ran Wettbewerb«). Solche Erfolge unterstrichen die Qualität der Arbeit und dienten zugleich als Türöffner für weitere Förderungen.

Die Diskussion zeigte, dass es nicht nur um Mittelbeschaffung ging, sondern auch darum, »imaginäre Produkte« – also visionäre Konzepte – so überzeugend zu entwickeln, dass sie für Fördergeber attraktiv wurden. Werbung, Öffentlichkeitsarbeit und mediale Präsenz, etwa durch MDR-Beiträge, trugen wesentlich zur Akzeptanz und Zustimmung bei.

Architektonisches Konzept

Ein Punkt des Workshops war die Reflexion über das architektonische Gesamtkonzept. Im Mittelpunkt stand der Gedanke des Genius Loci – die Frage, was den besonderen Geist des Ortes ausmacht und wie er im Rahmen der Sanierung bewahrt und zugleich weiterentwickelt werden konnte. Umgesetzt wurde nicht nur eine Reihe einzelner Maßnahmen, sondern ein schlüssiges Gesamtkonzept, das die Kirche heute zu einem zukunftsfähigen und multifunktionalen Raum macht.

Ein Augenmerk lag dabei auf der Barrierefreiheit. Der Zugang wurde so gestaltet, dass er für alle Menschen möglich ist, auch über Rampen an Nord- und Südseite. Bei der Sanierung kam möglichst Originalmaterial zum Einsatz, während neue Elemente nur dort ergänzt wurden, wo es zwingend erforderlich war.

Wichtig war zudem die Balance zwischen Sanierung und Bewahrung. Die Kirche musste grundlegend restauriert werden, gleichzeitig wurde darauf geachtet, möglichst viel vom alten Bestand zu erhalten. Neues wurde nur dort ergänzt, wo es unvermeidlich war. Ziel war es, die Spuren und die Geschichte der Kirche, die sich im Mauerwerk und in vielen anderen Details widerspiegeln, nicht zu überdecken, sondern sichtbar zu lassen.

Die Gestaltung setzt außerdem auf räumliche Flexibilität. Mobile Trennmöglichkeiten, flexible Bestuhlung und bewegliche Rednerpulte erlauben verschiedene Szenarien,

während der Altar als festes Element bestehen blieb. So ist die Kirche zu einem Raum geworden, der Feste, Konzerte, Ausstellungen und Vorträge ermöglicht und zugleich die historische Substanz respektvoll integriert.

Nutzungsperspektiven

Neben der Architektur wurde auch die inhaltliche Perspektive betrachtet. Die Kirche ist heute nicht nur Gotteshaus, sondern auch kultureller Ort: ein Raum für Feste, Filmvorführungen, Konzerte oder touristische Angebote. Beispiele wie Dreharbeiten, die Einbindung von Tourismus und die Zusammenarbeit mit anderen kirchlichen oder kulturellen Einrichtungen wurden genannt. Wichtig bleibt der Dialog zwischen Tradition – etwa bei Materialwahl und historischen Konstruktionen – und zeitgenössischen Bedürfnissen wie Flexibilität, Technik und Komfort.

Herausforderungen und Ausblick

Abschließend wurden die bestehenden Schwierigkeiten klar benannt. Die Finanzierung bleibt eine Daueraufgabe. Ebenso wichtig ist die kontinuierliche Pflege des Gebäudes, damit es nicht erneut verfällt. Trotz dieser Herausforderungen herrschte eine positive Grundstimmung. Die bisher erreichten Erfolge – sei es durch Spenden, Wettbewerbserfolge oder öffentliche Aufmerksamkeit – zeigten, dass das Projekt Zukunft hat und erfolgreich weitergeführt werden kann.





N8 Kirchen auf dem Lande – wem sie nützen, was sie brauchen

Leitung: Anne Haertel (Geschäftsführerin Förderkreis

Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.)

Protokoll: Julia Felicitas Toasperm

Vorstellung Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.:

- berät und unterstützt örtliche Fördervereine, Kirchengemeinden und Aktive bei der Erhaltung ihrer Dorfkirche durch Beratung/Begleitung von Regionalbetreuern
- sammelt Spenden für Bauprojekte in ganz Brandenburg und auf Gebiet der EKBO; motiviert und vernetzt Aktive miteinander; führt Projekte wie »Vergessene Kunstwerke«, »Musikschulen öffnen Kirchen« etc. durch; publiziert über Dorfkirchen, künstlerisches Inventar und alles, was damit zusammenhängt; wirkt politisch ein
- vergibt Spendengelder (maximal 5.000 Euro) zur Nutzung als Eigenmittel, diese wirken oft auch als Türöffner für andere Geldgeber
- Orte werden bestärkt, selbst Fördervereine zu gründen
- strategische Vernetzungstreffen mit Landesdenkmalamt, Landeskirche und Landesdenkmalrat sowie weiteren
- Plädoyer dafür, Kirchen offen zu halten; der Verein vergibt dafür die Schilder »Offene Kirchen«: so können Freunde und damit potenziell Geld für die Kirche gewonnen werden
- Vandalismus wenig, aber kann vorgebeugt werden: Betreuer vor Ort oder Abgrenzung, bis wohin reingegangen werden kann; Wertvolles einschließen
- wichtiges Thema: Schäden in geschlossenen beziehungsweise wenig genutzten Kirchen werden zu spät erkannt
- momentan läuft in Brandenburg dazu von der EKBO das Projekt »Kirche InTakt«: in zwei Kirchenkreisen werden zwei verschiedene Modelle ausprobiert:
 - Firmen prüfen bestimmte Kirchen auf notwendige Reparaturen und schulen dabei Ehrenamtliche
 - im Rahmen der Ehrenamtsakademie werden Ehrenamtliche geschult, Schäden zu erkennen und zu dokumentieren und das vor Ort anzuwenden
- bei Veröffentlichungen könnte mehr über Nutzerzahlen als über Mitgliedszahlen gesprochen werden

Themen und Ergebnisse zur Fragestellung des Workshops

Wem nutzen Kirchengebäude auf dem Lande?

- den Ortsbewohner:innen, die nicht nur den Ort, sondern auch den Raum zur Begegnung brauchen, die sich Ihrer Herkunft und Heimatkultur vergewissern
- dem Ort als Anziehungspunkt, Erkennungszeichen und Identitätsanker
- der Kirche selbst als Zeichen ihrer Präsenz
- Kulturschaffenden als Raum und Inspiration
- allen vor Ort als Aufgabe, Bildungs- und Versammlungsort, um Demokratie zu erleben, zu lernen und zu pflegen

Was brauchen Kirche auf dem Lande?

- Interessierte, Engagierte, Paten, Nachwuchs unabhängig von einer eventuellen Religionszugehörigkeit
- Finanzen für die Erhaltung
- Einbindung in lokale, touristische und regionale Infrastrukturplanung
- offenes Reden mit der Kommune, mit Vereinen, mit Gewerbe vor Ort darüber, wie sich alle in die Kirche und ihre aktuellen Probleme einbringen können
- Nutzungsentwicklung lokal und im regionalen Bezug
- jede Kirche muss ihre eigene Aufgabe finden
- Mut zu Veränderungen
- Beispiele und Ideen von außen
- moderierte Prozesse
- Menschen, die Verantwortung und Aufgaben übernehmen
- Allianzen, um politische Lösungen zu finden, zum Beispiel Förderprogramme
- aufgeschlossene Pfarrer:innen
- die mittlere Generation als aktives Bindeglied zur Mitte des Lebens
- Einbindung von Willigen durch Abgabe von Macht auf der Pfarrer:innen-Ebene hin zu Augenhöhe
- neues Arbeitsverständnis von Pfarrer:innen weg vom Sonntagsgottesdienst als Hauptaufgabe hin zu den Menschen
- Geld in der institutionellen Struktur sparen

Vertieft diskutierte Themen

Nutzungspartnerschaften

- Wunsch nach »Starterpack« für Nutzungspartnerschaften!
- Sind Erfahrungswerte für Nutzungspartnerschaften/-erweiterung vorhanden? Gibt es vorbildhafte Allianzen, deren Nachahmung möglich und sinnvoll ist?
- Welche Nutzungspartnerschaften sind möglich, besonders wo zunächst keine Bedarfe erkennbar sind?
- erste Schritte innerhalb der eigenen Gemeinde: Wie kann Offenheit gefördert werden?
- Welche sichtbaren Signale kann die Kirche geben, auch zum Beispiel visuell im Kirchenraum, um die Option für Nutzungserweiterung erkennbar zu machen?
- Neue Nutzungsideen sind für jede Gemeinde je einzelne Diskussionen wert: Was ist das Thema des Ortes? Was wird in diesem Ort gebraucht?

Lokale und regionale Kooperation und Einbindung

- Anbindung an den Ort wichtig
- die Kirche gehört in ihrer Schönheit und Besonderheit zur Identität des Dorfes
- Leute aus dem Dorf verpflichten zur Arbeit an der Kirche, zum Beispiel Sitzbänke bauen, Blumenkübel bestücken, Arbeitseinsätze initiieren und organisieren
- sich anbieten in der Kommune; mit der Kommune dazu ins Gespräch kommen, zum Beispiel über Räumlichkeiten der Pfarrhäuser, Gemeindehäuser für Kita-Erweiterung, Ganztagserschulbetrieb, nachmittägliche Hausaufgaben- und Spielräume

- Kirchen öffnen: für Besucher/Tourismus, als Radwege-Kirchen, Schlüssel im Ort zur eigenen Nutzung vergeben
- nutzbar als Aufenthaltsraum mit Gästebuch, Kiste Wasser und Pappbecher
- Beispiel aus Nord Italien: App zur Besichtigung kleiner Kapellen
- Gemeindeversammlungen abhalten
- Allianzen mit anderen Religionsgemeinschaften
- Kulturschaffende: kreative Menschen suchen oft Räume; Größe des Kirchraums besonders
- Stadtmenschen kommen in die Dorfkirchen als Zuschauer oder Veranstalter, Orte profitieren von den Zugezogenen aus den Städten
- Beispiel: Kooperation »Musikschulen öffnen Kirchen«; saisonal von April bis Oktober ca. 90 Konzerte in Dorfkirchen; Spenden werden für Bauprojekte der Gemeinden gesammelt
- im Dorf: Bedarf sich zu treffen; dafür Kirche geeigneter Ort für zum Beispiel Gesprächs-/Spielrunden

Finanzen

- Mitleid/Mitgefühl im Ort für Kirche erzeugen; es finden oder gründen sich Fördervereine und Hilfe zum Beispiel für neues Kirchdach durch Sichtbarkeit der Bedürftigkeit
- Leute wollen angesprochen werden: »Wir als Kirche schaffen das nicht alleine, macht mit!«
- Zusammenarbeit mit den Kommunen
- Beispiel: regelmäßiges Abendessen von Pfarrer:innen und Bürgermeister:innen; Probleme besprechen
- an die Politik herantragen: Förderprogramme nötig, Fördermittel möglich machen
- Veranstaltungen werden gefördert, aber nicht die Gebäudeanpassung oder -erhaltung
- Beispiel: hinter der Hand weitergesagt »die Kirche ist gefährdet«, bringt Bewohner in Gang
- Augenhöhe mit anderen Partnern herstellen, »wenn die Haltung stimmt, kann man zu Lösungen kommen«, Beispiel ELR (Entwicklungsprogramm ländlicher Raum)
- Wird auch die institutionelle Struktur der »Landeskirche« verändert, um Geld zu sparen?
- pragmatische, nicht kostspielige Lösungen für die Kirchgebäude, sodass der Bau keine Belastung ist; Erhaltung des Gebäudes, keine Luxussanierung

Was passiert, wenn niemand mehr da ist?

- Befürchtung: kein Geld in den Gemeinden, keine Kirchenältesten stellen sich mehr auf, es gibt keine Lösungen für die abgeschriebenen, ungenutzten Kirchen (rote/D-Kirchen), es gibt keine Bedarfe für die Kirche
- Wie verfahren wir mit wertvollen Kirchen, für die sich keiner vor Ort verantwortlich fühlt? Wunsch nach Fahrplan, öffnen oder schließen?
- Stilllegung statt Aufgabe?

Welcher Veränderungen bedarf es intern?

- Gespräche mit Pfarrer:innen, Veränderung der Gottesdienstformen, andere/neue Dinge ausprobieren, Gesprächsgottesdienst, Starres weglassen, einladend sein
- Ort der Kirche für die ganze Gemeinde schön machen

- Wie bewegt man Gemeindemitglieder in die Kirchen der Nachbardörfer? Zum Beispiel durch Mitfahrgelegenheiten etc.
- Wie können wir Interessierte anwerben? Wie die mittlere Generation aktivieren?
- es sind Menschen nötig, die Verantwortung und Aufgaben übernehmen; Mut zu Veränderung durch aufgeschlossene Pfarrer:innen und Gemeindemitglieder; Einbindung von Willigen durch Abgabe von Macht hin zu Augenhöhe; Kinder und Jugendliche über Aktivitäten einbeziehen, dann kommen auch manche Eltern und Großeltern

Fazit: Energie in das stecken, was noch da ist!

- dort unterstützen, wo eine aktive Gemeinde ist beziehungsweise engagierte und interessierte Personen
- Geduld mit leeren Kirchen/Dörfern, die in Zukunft auch wieder lebendig werden können
- Es muss von innen herauskommen.









12.9.2025 FACH-TAG NACHMITTAG

THEMA

BEDARFE UND REALITÄTEN

Konzeption und Organisation: Johann Hinrich Claussen und Konstantin Manthey

Expert:innenteam, verantwortlich für die Thesen:

**Johann Hinrich Claussen, Konstantin Manthey, Kerstin Menzel,
Christian Nottmeier, Andreas Roth, Marina Wesner und Christoph Zimmermann**

165 Teilnehmende und

17 Workshop-Leitende:

**Björn-Olaf Asmus, Marion Munz-Krines,
Carsten Pierburg und Johannes Reinsch**

Mirja Grosskinsky

Barbara Perlich-Nitz (erkrankt) und Daniel Schröter

Uschi Hoffmann

Nanni Grau, Frank Schönert und Kerstin Renz

Thomas Barnstedt

Jörn Budde, Franziska Ortgies und André Witthöft-Mühlmann

Ajna Nickau und Axel Wittlinger

14.00 Uhr Vorstellung der Perspektiven mit Podiumsdiskussion

Moderation: Konstantin Manthey

15.30 Uhr acht Bedarfe und Realitäten-Workshops

Ort: Katholische Akademie in Berlin

Neue Perspektiven auf Bedarfe und Realitäten

1. Ehrlichkeit und Klarheit sind nötig, um sinnvoll über die Zukunft von Kirchbauten zu entscheiden.

Etliche kirchliche Gebäude sind in Not. Oft ist unklar, welche weiter kirchlich finanziert, genutzt und instandgehalten werden. Evangelische und katholische Kirchenleitungen müssen die Krise offen benennen, Planungen miteinander abstimmen und die Kirchengemeinden unterstützen. Die Entscheidung hängt nicht allein, aber stark von Zahlen und der tatsächlichen sowie perspektivischen Nutzung ab.

2. Umnutzungen, Abgaben und Rückbau sind Teil der Veränderung.

Nachvollziehbare Kriterien und eine Debatte sind nötig, um zu entscheiden, welche Bauten in kirchlicher Verantwortung bleiben, welche in neue Trägerschaft überführt, stillgelegt oder zurückgebaut werden. Wichtig ist eine neue Verständigung mit dem Denkmalschutz, die Priorisierungen und flexiblere Lösungen/Nutzungen ermöglicht.

3. Der Gebäudebestand ist nicht allein von den Zahlen der Kirchenmitgliedschaft abhängig.

Sakralbauten und Gemeindehäuser sind mehr als Versammlungsorte einer Kirchengemeinde. Sie sind öffentliche Räume, deren Mehrwert nicht leicht zu beziffern ist. Eine erweiterte Nutzung lässt sich nicht per se kostendeckend gestalten. Als Orte von gesellschaftlichem Interesse sind Sakralbauten auch ein Thema für die Politik.

4. Das klassische Modell der Kirchengemeinde (Parochie) muss geöffnet werden.

Statt Verengung und Reduktion sind Öffnung und Beteiligung gefragt. Deshalb müssen neue Formen kirchlicher Orte (weiter)entwickelt werden, die auch weiterhin geistliches Leben ermöglichen. Kirchen, Gemeindehäuser, aber auch Klöster und Andachtsräume brauchen neue Verantwortungsgemeinschaften in und mit ihren Kommunen.

5. Offene Kommunikation ist wegweisend – intern und mit externen Partnern.

Informationen und Prozesse müssen für interne und externe Interessenträger transparent und verständlich sein. Beratungen mit Kommunen und Partnern vor Ort sollten frühzeitig beginnen. Kirchenleitungen, Kirchengemeinden und Diakonie/Caritas müssen besser miteinander kommunizieren und mehr zusammenarbeiten.

6. Gebäudeplanung braucht eine gemeinwesenorientierte Organisationsentwicklung.

Die aktuelle Gebäudekrise ist nicht nur ein Immobilienproblem. Gebäudeprozesse brauchen multiprofessionelle Teams, die die Kirchengemeinden bei Entscheidungen unterstützen und für die vielfältigen Aspekte sensibilisieren. Eine neue Denkrichtung ist wichtig: Nicht vom Gebäude, sondern von den Bedürfnissen vor Ort aus. Nicht nur langfristige Lösungen sind gefragt, sondern auch Experimente auf Sicht.

7. Die Abgabe einer Kirche muss auch vom Ende her gedacht werden.

Wer eine Kirche aufgibt, gibt Verfügung und Verantwortung ab. Gleichwohl kann das Gebäude in der Öffentlichkeit weiter eine symbolische Präsenz behalten und »Kirche« verkörpern. Dies muss bei jeder Abgabe vorab verantwortlich bedacht werden.

8. Die sozialen Formen des Christentums und seine Gebäude müssen und können sich ändern.

Der christliche Glaube ist mehr als seine Architekturen, Immobilien und Strukturen. Jedes kirchliche Gebäude ist mit Glaubenserfahrungen, Gemeinschaftserlebnissen und kreativen Leistungen verbunden. Abschiede sollen seelsorglich begleitet und liturgisch begangen werden. Mut ist notwendig, um Prozesse mit offenem Ausgang zu beginnen.





B1 Raum für Neues: erfolgreiche Projektentwicklung kirchlicher Immobilien

Leitung: Björn-Olaf Asmus (EB, Direktor Vertriebsdirektion Ost),

Dr. Marion Munz-Krines (Geschäftsleitung KIPS GmbH),

Carsten Pierburg (KD-Bank, Bereichsdirektor Vertriebs- und Produktmanagement) und

Johannes Reinsch (Architekt BDA, Geschäftsführer EB-Sustainable Real Estate GmbH)

Protokoll: Nina Fischäss

Leitfrage: Wie wird aus einer Idee ein tragfähiges Projekt? Welche Voraussetzungen aus den Bereichen Projektentwicklung, Finanzierung, Wirtschaftlichkeit und Kommunikation müssen erfüllt sein? Welche Maßnahmen werden in welchen Projektphasen nötig?

Teil 1: Projektentwicklung

Johannes Reinsch, EB-Sustainable Real Estate GmbH

Herausforderungen für den kirchlichen Immobilienbestand liegen in der großen Anzahl von Gebäuden, hohen Betriebs- und Sanierungskosten und in der fragmentierten Eigentumsstruktur/heterogenen Entscheidungsstruktur.

Projektentwicklung ist Teil der Lösung: erst Potenzial analysieren (+ Markt- und Standortanalyse), dann alternative Konzepte entwickeln und bewerten; Überlegung das operative Geschäft in der Entwicklungs- und Umsetzungsphase aus der kirchlichen Entscheidungsstruktur zu lösen (zum Beispiel durch Projektgesellschaften).

Teil 2: Finanzierung

Björn-Olaf Asmus, Direktor Vertriebsdirektion Ost, Evangelische Bank eG

Finanzierungsfähigkeit von Anfang an unter folgenden Kriterien mitdenken:

Projektfundament

- Standort, Markt und zukünftiges Produkt
- Genehmigungen, Planungsstand und Baurecht
- rechtliche, technische und ökologische Diligence

Risiko- und Kostenmanagement

- Rechtssicherheit, Komplexität, Einspruchs- und Verzögerungsrisiken
- Bau- und Lieferantenrisiko
- Kosten, Budget und Puffer (Expert:innen zur Steuerung hinzuziehen)
- Zeitplan und Meilensteine festlegen

Finanzierung und Verwertung

- Erlöse, Vermarktung und Vorverwertung (verlässliche Vorverträge)
- Kapitalstruktur und Eigenmittel
- Sicherheiten und Werthaltigkeit
- Konsistenz der Unterlagen

Transparenz von Baustart an, Finanzierung früh ordnen, Spielräume sichern und den Auftrag im Vordergrund halten.

Teil 3: Wirtschaftlichkeit**Carsten Pierburg, Vertriebsmanager Bank für Kirche und Diakonie eG**

Wichtig: Return-of-Investment: Zeitraum der wirtschaftlichen Nutzbarkeit prüfen und bei mehreren Objekten zielgerichtete Prioritäten setzen.

verschiedene Handlungsoptionen

- Einzelausschreibung: kostengünstiger, höheres Risiko
- Generalunternehmer: teurer, geringeres Risiko
- Investitionsgesellschaft: Risikoteilung, zusätzliches Know-how
- Verkauf und Anmietung: kein Modernisierungsrisiko, langfristig teurer

Finanzierung

- Eigenmittel: keine Rückzahlung, nur einmalig nutzbar
- Zuschüsse: kostenfrei, aber Zweckbindungen
- Darlehen: Förderung möglich, Rückzahlungspflicht

Return-Komponenten

- Kosten: Investition, Zinsen, Mietausfälle
- Erträge: höhere Mieten, weniger Leerstände, Energieeinsparungen, Wertsteigerung

Fazit

Ausreichend Zeit für Projektplanung einkalkulieren spart langfristig Kosten.

Teil 4: Kommunikation als Erfolgsfaktor**Dr. Marion Munz-Krines, Geschäftsleitung KIPS GmbH**

Grundlagen bedenken

Ohne Kommunikation entstehen Gerüchte und Ängste, 80 % der Kommunikation liegt auf der Beziehungsebene

Die Zielgruppen müssen ganzheitlich angesprochen werden

- Hauptamtliche mit Supervision, Teamentwicklung und Konzeption
- Ehrenamtliche durch Unterstützung und professionelle Moderation
- Öffentlichkeit durch strategische Öffentlichkeitsarbeit

Das Phasenmodell nach Streich nutzen/vorgehen

- Beenden-Zone: Dringlichkeit vermitteln, Zielbild entwickeln, Emotionen analysieren
- Neutrale Zone: erste Erfolge kommunizieren, Beteiligte befähigen
- Neubeginn-Zone: Erfolge ausbauen und verankern
- Analyse – Konzeption – Umsetzung – Evaluation

Veto-Prinzip statt Konsens nutzen, professionelle Unterstützung suchen.

Fragen

Wenn die Gemeinde nicht Teil der Zweckgemeinde werden will, bei wem liegt dann das Erbbaurecht?

Ökonomisch macht es Sinn, wenn das Recht bei der Bank beziehungsweise dem möglichen Käufer liegt.

Die Projektgesellschaft erwirbt das Erbbaurecht, baut auf dem Grundstück der Kirche und zahlt dafür den Erbbauzins.

Vorteil für die Gemeinde: Einkünfte ohne Aufwand, kein Risiko

Nachteil: An der Wertschöpfung der Immobilie partizipiert die Gemeinde nicht.

Lösung: Durch den Erwerb von Anteilen an der Projektgesellschaft (0–100 %) kann die Gemeinde unter Abwägung ihrer finanziellen Möglichkeiten und der damit einhergehenden Risiken an den Erträgen der Immobilie partizipieren.

Die meisten Kirchen haben einen örtlich zentral gelegenen Standort, der sicher zum Mittelgewinn genutzt werden kann um somit die Kirche zu erhalten, beziehungsweise Potentiale gesamtgemeinschaftlich zu nutzen. Wie kann man hier vorgehen?

Kirchen bleiben Sonderimmobilien, die jeweils individuelle Prozesse und Entscheidungen fordern. Es braucht tragfähige Modelle und fähige Partner und bleibt eine Einzelfallentscheidung.

Für diesen Workshop stehen zusätzliche Materialien auf der Webseite des Kirchbautags bereit.



B2 Es fehlt nicht an Ideen ... sondern an finanziellen Mitteln und Vorhabenträgern

Leitung: Mirja Grosskinsky (Architektin,
Evangelisch-Lutherischer Kirchenkreis Hamburg-Ost)
Protokoll: Pia Döller

Thema des Workshops

Es wird ein Einblick in die Zahlen, Daten und Fakten des Kirchenkreises Hamburg-Ost gegeben. Die Erkenntnisse, die bei dem von der Bauabteilung initiierten Projekt »Betonex-pertise« gewonnen wurden, werden geteilt. Ein Rückblick auf den vergangenen Gebäudeprozess und die aktuelle Strategie des Kirchenkreises wird beleuchtet.

Die Strategie beinhaltet ein gemeindeübergreifendes Beratungsangebot für die Grundstücke der kirchlich genutzten Gebäude. Neben der jährlichen Erbbauzinsersparnis bei der Abgabe von Grundstücken gibt es auch die Möglichkeit, Grundstücke innerkirchlich zu entwickeln. Mit Wohnungsbau werden kirchensteuerunabhängige Erträge generiert.

Ziel des Workshops:

anhand der Präsentation gemeinsam in den Dialog zu kommen

Überblick über den Gebäudebestand des Kirchenkreises Hamburg-Ost: Der Mitgliederschwund ist dramatischer als es die Prognosen vorhersagen. Der Gebäudebestand hat jedoch kaum abgenommen. Das Ehrenamt wird an vielen Orten weniger und es fehlen Menschen, die die notwendige Fachkompetenz haben, die Denkmäler baulich zu betreuen.

Als Pflichtleistung der Bauverwaltung erfolgt alle 5 Jahre eine Baubegehung, die den Kirchengemeinden an die Seite gestellt wird. Jedes Jahr sind die Bauausschüsse der Kirchengemeinden zudem aufgefordert, eigenständig Baubegehungen durchzuführen und diese Berichte der Bauverwaltung zur Verfügung zu stellen. Ziel soll sein, gemeinsam zu klären, welche Maßnahmen anstehen und welche Mittel dafür in den Haushalt einzustellen sind. Diese Protokolle werden nicht überall erstellt oder nur teilweise an die Verwaltung geschickt.

Es kommt zunehmend vor, dass zwar bekannt ist, dass Maßnahmen anstehen, die erforderlichen Mittel aber nicht vorhanden sind und eine Instandsetzung wesentlicher Bauteile daher ausbleibt.

Eine Person, die im Bauausschuss tätig ist, berichtet, dass die Erstellung des Protokolls durch den Bauausschuss gut funktioniert. Jedoch fehlt die Kenntnis darüber, wie viel finanzielle Mittel benötigt werden, um beispielsweise einen Schaden beheben zu können. Auch fehlt jemand, der regelmäßig vor Ort ist und die Kirche im Blick hat (auch bei Starkregen etc.), um Probleme zu sehen, die nicht immer sofort ersichtlich sind. Es braucht mehr Unterstützung vor Ort, um präventiv handeln zu können und nicht erst, wenn der Schaden bereits eingetreten ist (und beispielsweise ein Bauteil an der Fassade ausgetauscht werden muss, weil die Regenrinne nicht gereinigt wurde).

Es wird ergänzt, dass Einschätzungen über den Zustand der Gebäude, die von ehrenamtlich tätigen Personen kommen, nicht immer aussagekräftig sind. Das Ehrenamt kann keine kontinuierliche, fachliche Einschätzung des Gebäudezustands leisten und kann daher auch nicht die daraus resultierenden Pflegeerfordernisse für die Gebäude ableiten, damit ein Sanieren erst gar nicht erforderlich wird.

Eine Teilnehmerin berichtet aus der Praxis, dass die jährliche Baubegehung durch den Kirchenkreis gemacht wird, da die Kirchengemeinden (Betreiberin) diese Leistung bei der Bauabteilung des Kirchenkreises einkaufen können. Der Pflichtanteil, der für die Kirchengemeinden zu erbringen ist, umfasst 1/3 und die anderen 2/3 sind Wahlleistungen, die bezahlt werden müssen. Die Kirchengemeinden können Wahlleistungen bei der Bauabteilung einkaufen. Diese unterstützt damit die Kirchengemeinden beim Erfüllen der Betreiberverantwortung.

Ein Teilnehmer berichtet von dem Pilotprojekt »Kirchen in Takt«. Baufirmen begehen einmal im Jahr die Gebäude, kleine Schäden werden direkt behoben, über größere Schäden wird ein Protokoll erstellt. Damit wird das Ehrenamt vor Ort professionell unterstützt und kann dann gezielt die Schadensbehebung bewerten lassen, Mittel dafür einwerben und umsetzen lassen.

Grosskinsky betont, dass die Einführung von Pflegebüchern für Bestandsimmobilien ein skalierbares Projekt darstellt. Wichtig wäre auch das Führen von Bauwerksbüchern mit wesentlichen Ausführungsplänen bezogen auf Tragkonstruktion, Dach und Fassade. Außerdem enthält ein solches Bauwerksbuch auch die Dokumentation von erfolgten Instandsetzungen sowie Wartungszyklen von Bauteilen. Oft ist die Aktenlage nicht besonders gut, was das Erstellen eines Bauwerksbuches aufwendiger und kostenintensiver gestaltet (im schlechtesten Fall muss beispielsweise die Statik für eine Kirche nachgerechnet werden).

Bei den Beständen des Kirchenkreises Hamburg-Ost wurde festgestellt, dass zunehmend nur die Verkehrssicherungs-Maßnahmen umgesetzt und keine substanzielle Ertüchtigung vorgenommen wird, weil den Kirchengemeinden die Mittel für eine Sanierung der Gebäude fehlen oder weil die Bauteile ans Ende ihrer Lebensdauer gekommen sind. Damit wird nicht mehr das geleistet, was die Denkmalschutzbehörde für die Substanzerhaltung der unter Denkmalschutz stehenden Gebäude erwartet.

Innenausstattung, die nicht mehr benötigt wird, könnte in einer zentralen Datenbank erfasst werden, schlägt Grosskinsky vor. Manches kann gut katalogisiert, muss aber nicht aufbewahrt werden. Andere Stücke sind erhaltenswert und können im besten Fall einem anderen Ort zugeführt werden. Es wäre hilfreich, wenn deutschlandweit agiert und nicht jeder Kirchenkreis dieses Thema für sich behandeln würde.

Ein Teilnehmer wünscht sich eine bessere Vernetzung der Landeskirchen.

Aus Mannheim wird aus der Bauverwaltung berichtet, dass es dort einen hohen Bestand an Nachkriegskirchen gibt und diese auch gesichert werden. Neun Kirchen werden gehalten, 13 werden aufgegeben. Um drei Kirchen steht bereits ein Bauzaun.

Auch Nachkriegskirchen sind Denkmäler, wenn sie einer abgeschlossenen Kulturepoche zuzuschreiben sind (Ipsa Lege-/Ipsa iure-Prinzip). Es sollten gemeinsam mit der Denkmal-

behörde Schwerpunkte gesetzt werden, welche Gebäude zwingend zu erhalten sind, da das Halten aller Denkmäler nicht möglich sein wird. Manche Gebäude sind am Ende ihrer Lebensdauer und werden von besonders fachkundigen Personen begangen werden müssen, um einzuschätzen, ob ein Gebäude noch genutzt werden kann oder ob sich Bauteile lösen und daher ein Betreten nicht mehr möglich ist.

Da es sich bei den Kirchen und Gemeindehäusern um Spezialimmobilien handelt, die im besten Fall eine Nutzungsintensivierung durch andere Akteure neben den kirchengemeindlichen Nutzern erfahren könnten, braucht es nicht nur Anspruch auf die Nutzung, sondern auch zahlungskräftige Akteure, damit die Instandhaltung und Bewirtschaftung der Räume möglich bleibt.

Grosskinsky berichtet, dass es vor circa 10 Jahren einen Gebäudeprozess im Kirchenkreis Hamburg-Ost gab, bei dem die Gebäude in die Kategorien A, B und C unterteilt wurden. Für die A und B Kirchen konnten Zuschüsse gewährt werden. Es wurde festgestellt, dass es zu viele Gebäude gibt, die Baumittel benötigen. Daher wurde der Baumittelzuschussfond in einen Baumittelsicherungsfond umgewandelt. Dieser Fond greift, wenn eine Kirchengemeinde keine finanziellen Mittel aufbringen kann, um beispielsweise eine Not-sicherung vorzunehmen. Außerdem wurde der Gebäudeprozess weiterentwickelt, indem versucht wurde, Grundstücke, die nicht mehr für die kirchengemeindliche Arbeit genutzt werden, wirtschaftlich zu aktivieren. Dadurch ist es gelungen, erste Wohnungsbauten zu errichten und zu ermöglichen, kirchensteuerunabhängige Erträge zu generieren.

Die durch den Verkauf von Gebäuden generierten Mittel müssen gezielt in ertragsbringende Projekte investiert werden. Mit dem Errichten von Wohngebäuden werden Einnahmen generiert, die perspektivisch in kirchliche Arbeit und in den Erhalt von Kirchen und Gemeindehäusern fließen können.

Der Kirchenkreis ist nicht als Bauträger tätig. Projekte werden in der Rolle der Bauherrenvertretung entwickelt. Das Vermögen der Kirchengemeinden ist gebündelt, ein kleiner Teil kann für Investitionen in Wohnungsbau genutzt werden. Im Rahmen einer Gesellschaft des bürgerlichen Rechts (GbR) sind heute Kirchengemeinde und Kirchenkreis Partner und profitieren anteilig der eingebrachten Mittel von den Erträgen aus dem Wohnungsbau.

Die Themen Projektentwicklung, Projektsteuerung, Wertschöpfung und Immobilienrenditen werden in der Bauabteilung des Kirchenkreises behandelt, ohne auf externe Immobilienfirmen oder Projektentwickler zugreifen zu müssen.

Damit gibt es eine sehr gute Grundlage, um in der Phase 0 aufzuzeigen, ob neben der gemeindlich genutzten Fläche, auch Flächen für kirchensteuerunabhängige Erträge entwickelt werden können. Für jedes neue ertragsbringende Bauvorhaben wird ein neuer GbR-Vertrag aufgesetzt.

Inzwischen wurden rund 260 Wohnungen realisiert, weitere 300 sind in Planung. In den kommenden Jahren sollen es dann 1.000 Wohneinheiten sein, wobei das Potenzial bei 1.500 Wohnungen liegt.

Am Stadtrand und in weniger guten Lagen ist das Projektieren einer Ertragsimmobilie nicht so einfach, da die zu erzielenden Mieten auskömmlich sein müssen, um die Errichtung des Gebäudes finanzieren zu können.

Der Gebäudebestand des Kirchenkreises Hamburg-Ost besteht auch aus Spezialimmobilien. Dazu gehören neben Kirchen auch Gemeindehäuser, die beispielsweise zu einer Kita umgebaut und erweitert wurden. Das Hauptaugenmerk liegt auf der Nutzungsentflechtung, mit dem Ziel den Betrieb vor Ort zu erleichtern, den Wert der Immobilie zu steigern und nach Möglichkeit damit auch den Bodenwert zu heben. Dazu ist es erforderlich, die einzelnen Verwertungsmöglichkeiten und Entwicklungschancen der einzelnen Grundstücke zu analysieren, das Potenzial zu kennen und nach Möglichkeit die Aktivierung innerkirchlich voranzutreiben.

Die Phase 0 wird in der Regel aus der Verwaltung heraus angeboten. Im Pflichtleistungskatalog des Bauamtes ist die Beratung und Unterstützung bei strukturell bedingter Umnutzung von Grundstücken und Gebäuden, sowie bei der Finanzierung und Wirtschaftlichkeit der Bau- und Gestaltungsmaßnahmen vorgesehen. Auch die Formulierung der Aufgabenstellung und der Projektziele wird dabei intensiv beraten, sofern es gelingt, in einen konstruktiven Dialog mit den Gremien der Ortsgemeinde zu gelangen.

Konkret bedeutet dies, dass Grundstücke der Kirchengemeinden angesehen werden und geprüft wird, welche Baumasse beispielsweise als Ersatz für ein Gemeindehaus oder in Ausnahmefällen auch für eine Kirche, die abgebrochen wird, errichtet werden kann. Soziale Anteile sind in jedem Projekt enthalten. Mit den Baubehörden wird im ersten Schritt über eine Bauvoranfrage geklärt, ob das Planrecht für diese neue Nutzung beim Kirchenkreis liegen wird.

In Berlin gibt es Beispiele, wo schon vor 200 Jahren kirchliche Akteure den Wohnungsbau initiiert haben und heute noch von den Erträgen profitieren.

Ein Teilnehmer ergänzt, dass die Kirche nach seiner Erfahrung keine Chance hat, wenn die Liegenschaften nicht monetarisiert werden.

Grosskinsky fügt hinzu, dass es nur mit den vorhandenen und perspektivisch zur Verfügung stehenden Kirchensteuern nicht mehr möglich sein wird, Kirchen instand zu halten und die kirchliche Arbeit zu tragen.

Das Aktivieren der nicht mehr gemeindlich genutzten Flächen mit Wohnungsbauten, trage dazu bei, kirchensteuerunabhängige Erträge zu generieren.

Mit einer gemeindeübergreifenden Beratung im Kirchenkreis-Hamburg-Ost werden den Kirchengemeinden Informationen zur Verfügung gestellt. Es werden Übersichtskarten erstellt, aus denen unter anderem die Gebäuderücklagen ersichtlich werden. Außerdem wird der Investitionsstau aufgezeigt und was insgesamt für Risiken und Chancen bestehen. Es werden Empfehlungen abgegeben, was sich für einen größeren Raum an Kirchenstandorten anbietet und was das für die einzelnen Grundstücke bedeutet.

Es handelt sich dabei nicht um ein fertiges Konzept, sondern ist als Dialogeröffnung über die Reduzierung und Veränderung des Gebäudebestands zu verstehen. Im besten Fall werden damit die handelnden Personen in den Kirchengemeinden in die Lage versetzt, anstehende Entscheidungen in diesem Veränderungsprozess besser treffen zu können.



B3 Kirchlicher Gebäudebestand: notwendige Reduktion und neuer Schwung

Leitung: Barbara Perlich-Nitz (Gebäudekonzeption Landeskirchenamt EKM, erkrankt) und Daniel Schröter (Leiter Kirchengemeindliche Immobilien Erzbistum Paderborn)

Protokoll: Joris Hunold

Nach kurzer Einführung in den Ablauf erfolgt eine Vorstellungsrunde der Teilnehmenden. Auf vier zusammengestellten Gruppentischen liegen Flipcharts mit je einer These. Die Teilnehmenden sollen in Gruppen zu diesen Thesen beraten, diskutieren und in einen Austausch kommen. Auf den Flipcharts sollen Gedanken, Ideen sowie Ergebnisse festgehalten werden. Nach 15 Minuten werden die Flipcharts unter den Gruppen ausgetauscht.

These 1

Super-, Haupt-, Topkirche: was brauchen unsere (wenigen) Kirchengebäude der Zukunft und was müssen sie können?

- Super-Haupt-Topkirche?
- eine »andere« Kirche – zum Beispiel digital?
- variabel sein und multifunktional
- Schwellenangst abbauen – einladen
- große Tür (Interesse wecken, was innen passiert)
- Emotionen hervorrufen
- Atmosphäre
- bauliche Veränderungen: gute Qualität
- dienende Räume (barrierefreier/barrierearmer Zugang, WC etc.)
- low-tec (einfache Haustechnik)
- high-tec (gute Akustik)
- gute (Verkehrs-) Infrastruktur

These 2

Regionalkirchen, oft genutzt, zu groß und allein nicht zu finanzieren: Mit wem können wir uns das Kirchengebäude und seine Finanzierung teilen? Welche auch ungewöhnlichen Kombinationen sind denkbar?

- Förderprogramme (LEADER)
- Quartiermanagement als Vermittler für Partner
- Schulen, Hochschulen, Tagespflege
- Ökumene
- räumliche Teilnutzung, modulare Bauweise
- Konzentration gemeindlicher Arbeit, Inhouse-Konzept
- Kommune »kühle Orte«, offene Kirche, Pilgerort ...
- Storage: Batterie, Kunstgut
- Wohnen für Geflüchtete, Sozialbau
- Serverpark
- Energiegewinnung/Vermarktung – Prüfung Wirtschaftlichkeit

These 3

Die vielen Sonstigen, kaum genutzt und keine Chance auf Ko-Finanzierung: Für welche nicht-kirchlichen Nutzungen stellen wir Anderen die Kirchengebäude zur Verfügung?

- Schule, Unis
- Dorfgemeinschaft
- Vereine
- Kita
- Kultur, Museum
- Wohnen
- Gastronomie, Mensa
- Spielplatz, Turnhalle
- Workspace
- Bibliothek
- Ateliers
- Bedarfsermittlung und Standortanalyse beachten

These 4

Wenn die Kirche weg ist: Was passiert mit Glocken, Orgeln, Altären und Kanzeln?

- (Zentral-) Depot > Datenbank, Leihe > Dornröschenschlaf > Pflege/Wartung/Klima?
- Nachnutzung zum Beispiel in anderer Kirche
- Museum
- Verkauf (auch über Ländergrenzen hinaus)
- bei schlechten Glocken: einschmelzen
- Altar profan nutzen (je nach Ausgestaltung)
- verschenken
- Orgel ausschachten, als Materialspende nutzen
- Orgel in Konzertsäle abgeben

Nach einer Stunde des Austauschs stellt Herr Schröter die Immobilienstrategie des Erzbistums Paderborn vor (es folgt eine inhaltliche Zusammenfassung seiner Präsentation).

Die Immobilienstrategie des Erzbistums Paderborn wurde 2020 aufgesetzt und ist seit 2022 operativ unterwegs. Zunächst wurde hierfür ein Beratungsteam aus den Bereichen pastorale Dienste, Bauen und Finanzen gebildet. Kirchen sind besondere Immobilien, weswegen eine rein finanzielle/bauliche Sicht auf diese nicht gewünscht ist. Stattdessen sollen pastorale Ideen mit einbezogen werden.

Es wurden drei Hauptfaktoren formuliert, die dazu führen, dass eine strategische Auseinandersetzung mit dem Gebäudebestand notwendig ist. Zum einen passen die Immobilien auf pastoraler und ökonomischer Ebene weniger zu den veränderten Bedingungen. Es ist wichtig, junge Menschen mit einzubinden, die in Zukunft diese Gebäude noch bevölkern. Auch wenn im Erzbistum Paderborn bisher gute finanzielle Rahmenbedingungen bestehen, ist erkennbar, dass es künftig weniger Kirchensteuermittel geben wird, die an die Gemeinden weitergegeben werden können. Außerdem wird die Zahl von

Ehrenamtlichen sinken, die zunehmend durch eine hohe Komplexität im Bereich Bauen überfordert sind.

Dauerhaftes Ziel ist eine Unterstützung von pastoralen Räumen bei der Entwicklung langfristiger Nutzungskonzepte sowie die Förderung einer verbindlichen Auseinandersetzung mit dem vorhandenen Gebäudebestand. Am Ende muss jede Kirchengemeinde ihren Gebäudebestand reduzieren, jedoch soll die Entscheidungshoheit zur Konkretisierung bei den Kirchengemeinden vor Ort bleiben.

Ein Stufenmodell innerhalb der Förderrichtlinie bildet verschiedene Realitäten ab und ermöglicht eine differenzierte Herangehensweise. Bei der ersten Stufe werden ausschließlich bestandserhaltende und sicherungstechnische Maßnahmen gefördert. Es kommt hier zu keiner Flächenreduktion. Bei der zweiten Stufe sollen mindestens 20 bis 30 % der Bruttogrundfläche reduziert werden. Die Betrachtung bezieht sich dabei auf Kirchen, Pfarrheime und Pfarrbüros. Man fokussiert sich auf multifunktionale und flexible Konzepte. Die dritte Stufe ist für Schwerpunktgebäude, die eine besondere Bedeutung haben. Diese Gebäude erhalten im nötigen Umfang eine bauliche, finanzielle und gegebenenfalls eine personelle Unterstützung.

In diesem Transformationsprozess werden die Kirchengemeinden durch Beratung und finanzielle Förderung unterstützt. In der Fachberatung soll geklärt werden, was baulich denkbar, was wirtschaftlich darstellbar und was zukünftig auch pastoral sinnvoll wäre. Eine Prozessmoderation soll gewährleisten, dass sich alle relevanten Akteure einbringen können. Der für 15 Monate angesetzte Beratungsprozess startet daher mit einer Auftaktveranstaltung, welche die Kirchengemeinde vor Ort, interessierte Gläubige, evangelische Gemeinden, Zivilgesellschaft, Kommune und weitere potenzielle Partner miteinbeziehen soll. Im Anschluss sollen in einer Projektgruppe Varianten entwickelt und in mehreren Plenumsveranstaltungen diskutiert werden, so dass schließlich ein breit getragenes, finales Bild entsteht. Die finale Beschlussfassung erfolgt durch die Gremien der Kirchengemeinden. Derzeit sind 75 von 87 pastoralen Räumen zu einer Beratung angemeldet. Neun Beratungsprozesse sind bereits abgeschlossen und acht Prozesse stehen kurz vor dem Abschluss. Aktuell plant man im Jahr 2030 mit einem Abschluss des Beratungsprozesses.

Durch das Erzbistum Paderborn werden zurzeit Pilotprojekte für eine hybride Nutzung von Kirchenräumen entwickelt, um Perspektiven für eine neue Nutzung von Sakralbauten zu eröffnen und damit einen Erhalt zu ermöglichen. So soll in einer Kirche in Paderborn ein »Pop-Up Café« entstehen und somit eine hybride Nutzung gewährleistet sein. Das Café soll im Rahmen eines »Sozialpastoralen Zentrums« als Begegnungsort dienen. Hierfür entfällt ein Teil der Kirchenbänke, um Platz und Material für einen Korpus zu liefern, der sich beim Betreten der Kirche bewusst in den Weg stellen soll. Der Beichtstuhl soll durch das Entfernen der Türen und die Installation von beleuchteten Regalböden zu einer Kindercke umfunktioniert werden. Ziel ist es, auch Leute anzusprechen, die wenig Berührungspunkte zur Kirche haben. Das Pop-Up Café soll zunächst nur den Bedarf testen. Sollte es auf viel Interesse stoßen, besteht die Möglichkeit, weiter zu investieren. Sollte es scheitern, ist nur eine relativ geringe Investition verloren.

Die Konzeptidee »modulare Einbauten« soll eine weitere hybride Nutzung von Kirchenräumen ermöglichen und gleichzeitig reversibel sein. Dabei kommt ein System aus ge-

falteten Mehrschichtholzplatten zum Einsatz, das jederzeit erweiter-, umstell-, und demontierbar ist. Eine individuelle Gestaltung durch Muster, verschiedene Füllungen und die Farbgestaltung soll möglich sein. In Ostwestfalen soll ein solches System in einer kleinen Kirche getestet werden. Das Modul soll einen ca. 24 m² großen Versammlungsraum beinhalten. Auch hier sollen dafür Bänke entfernt werden. Außerdem soll eine barrierefreie Unisextoilette und eine Küchenzeile entstehen. Die finale Genehmigung beider Projekte steht noch aus.

Nach dieser Vorstellung kommt es zu einer kurzen Auswertung der Gruppenarbeiten. Es wird festgestellt, dass alle Anwesenden die gleichen Probleme haben, der Austausch alle drei Jahre beim Kirchbautag jedoch zu selten sei. Themen können nur angeschnitten werden und die Zeit, um im Austausch neue Konzepte zu entwickeln, fehlt. Ein engerer Austausch und eine weitere Vernetzung untereinander werden gewünscht – das muss aber zur Eigeninitiative werden, um fruchtbar zu sein.





B4 Wenn eine Kirche zum Stadtteilzentrum wird

Leitung: Uschi Hoffmann (Stadtteildiakonie Hamburg)

Protokoll: Doris Schmidt

1. Geschichte der Immanuelkirche Veddel

Die Immanuelkirche wurde 1905 erbaut und nach ihrer Zerstörung im Zweiten Weltkrieg 1954 wiedererrichtet. Schon vor dem Einzug von NEW HAMBURG im Jahr 2014 öffnete Pastor Ulfert Sterz den Kirchenraum für die Nachbarschaft: neben Gottesdiensten fanden dort Kino, Konzerte, Bandproben und Treffen internationaler Glaubensgemeinschaften statt. Nach ihm übernahm Diakonin Uschi Hoffmann, heute Teil des NEW HAMBURG-Teams. Ihr Ziel: die Kirche als offenen Raum im vielfältigen Stadtteil Veddel zu erhalten und weiterzuentwickeln. Im Rahmen des Festivals NEW HAMBURG 2014 wurde die Kirche umgestaltet – Kirchenbänke entfernt, Teppich verlegt und Ausstattung für kulturelle und sportliche Nutzung eingebaut. Der Raum dient seither für Konzerte, Lesungen, Abendgebete, Yoga und Tischtennis. Der Gemeindesaal öffnet mehrmals wöchentlich als Café Nova, im Pastorat befinden sich das Büro von NEW HAMBURG, ein öffentlicher PC und es finden ein Deutschkurs sowie Sozialberatung statt. Ein weiterer Höhepunkt war das Festival »SoliPolis« (2018), das Themen der Veddel aufgriff und Fragen nach einer solidarischen Stadtgesellschaft in zahlreichen Projekten diskutierte.

2. Was ist NEW HAMBURG?

Seit 2014 arbeitet NEW HAMBURG als Kooperationsprojekt des Deutschen Schauspielhauses Hamburg, des Ev.-Luth. Kirchenkreises Hamburg-Ost und der Kirchengemeinde Veddel. Ziel ist es, künstlerische und gesellschaftliche Formate zu entwickeln, die Themen, Probleme und Ideen des Stadtteils aufgreifen und Menschen miteinander in Kontakt bringen – etwa Alteingesessene und Geflüchtete oder Festland- und Inselbewohner:innen. Während klassische evangelische Gottesdienste nur selten stattfinden, werden die Räume regelmäßig für kulturelle, gastronomische und soziale Angebote genutzt. Nach dem Festival »SoliPolis« (2018) zog sich das Schauspielhaus als aktiver Partner zurück, führt jedoch weiterhin jährlich ein Theaterstück auf der Veddel auf. Die Kirchengemeinde hat das Projekt NEW HAMBURG übernommen und führt es nunmehr in eigener Trägerschaft fort.

3. Anstoß für das Projekt »Soziales Stadtteilzentrum Veddel«

Das Bezirksamt startete ein Projekt zur Bedarfsanalyse in verschiedenen Quartieren. Für die Veddel zeigte das entstandene Entwicklungskonzept einen Verbesserungsbedarf in der Infrastruktur: unzureichende ärztliche Versorgung, fehlende Angebote im Einzelhandel, in der Gastronomie sowie Defizite bei Freizeit-, Kultur- und Sozialangeboten. Darauf rief die Stadt einen Umsetzungswettbewerb für das Soziale Stadtteilzentrum Veddel aus.

Zentrale Ergebnisse

- Das alte Gemeindezentrum soll abgerissen werden; die Kirche bleibt als multifunktionaler Raum erhalten und teilbar nutzbar (zum Beispiel Tafel, Kleiderkammer, Sport).

- Die evangelische Kita bleibt bestehen, jedoch erschwert die Lage eines Teilstücks des Außengeländes auf städtischem Gebiet die Planung.
- Bauherr ist die Stadt Hamburg. Die Kirche gibt ihre bisherigen Räume ab und will sich mit vier Arbeitsplätzen in den Neubau einmieten, mit Schwerpunkt auf Gemeindegarbeit.
- Noch ist die Kirche nicht entwidmet. Es gilt eine »Hamburger Spezialität«, dass die Kirche nach Entwidmung der Stadt Hamburg zufällt. Die Entwidmung der Kirche soll vor diesem Hintergrund erst dann erfolgen, wenn der Baubeginn des sozialen Stadtteilzentrums und damit auch die Arbeit der Kirche in diesem Stadtteilzentrum zukünftig gesichert ist.
- Aufgrund der Flächenknappheit auf der Veddel wird der Immanuelpark nicht für Neubauten genutzt, sondern zum Wohlbefinden der Bevölkerung und mit der Zuweisung von entsprechenden Fördermitteln klimaresilient umgestaltet.

4. Diskussion

Wie soll die Bezahlung erfolgen, wenn die Kirche nur noch Nutzer aber nicht mehr Eigentümer ist?

Der Neubau des Stadtteilzentrums soll von vier Ankermietern getragen werden: Poliklinik (50 % der Kosten, Zentralisierung bisheriger Gesundheitsstandorte), Kirche, Integrationszentrum (Deutschkurse, Drittmittelfinanzierung) und AWO-Seniorentreff (städtische Finanzierung, derzeit stabilste Säule). Für die Gesamtfinanzierung liegt ein Letter of Intent vor. Die Stadt kalkuliert mit Nutzungsgebühren (ca. 9,20 Euro/m² Kaltmiete plus Betriebskosten) sowie Rücklagen für Reparaturen. Ein akutes Problem ist die defekte Kirchenheizung. Für die Übergangszeit bis zum Neubau wird eine Lösung benötigt, möglicherweise mit klimagerechtem Umbau, was mit nicht unerheblichen zusätzlichen Kosten verbunden ist. Aufgrund der Kostensituation ist zudem unklar, ob Kirche und Glockenturm langfristig erhalten bleiben – obwohl letzterer erst kürzlich mit hohen Kosten restauriert wurde.

Es wurde betont, dass die Kirche als Ort der Begegnung und Spiritualität von der Nachbarschaft geschätzt wird. Sie wird weiterhin für Gebet, Andachten und Taufen genutzt und soll als verbindender Raum erhalten bleiben. Da die Stadt bisher keinen Zeitplan für die Realisierung des Stadtteilzentrums vorgelegt hat, wird davon ausgegangen, dass Kirche und Gemeindezentrum noch mehrere Jahre im Bestand genutzt werden müssen.

Was will die Stadt an der Kirche erhalten?

Die Diskussion machte deutlich, dass die Kirche für die Nachbarschaft ein unverzichtbarer Ort ist – sowohl als Raum für Begegnung und gemeinsame Aktionen als auch als Ort der Stille und des Gebets, genutzt von allen Religionen. Andachten und Taufen finden weiterhin statt und die Kirchengemeinde bleibt vor Ort präsent. Es wurde betont, dass die Nachbar:innen weiter motiviert werden sollen, sich aktiv für den Erhalt des Kirchenstandortes einzusetzen. Dadurch steigt der Druck auf die Stadt, die Kirche langfristig als zentralen Verbindungsort im Stadtteil zu sichern.

Da die Stadt Hamburg bisher keinen Zeitplan für den Neubau vorgelegt hat, ist davon auszugehen, dass Kirche und Gemeindezentrum noch über mehrere Jahre im jetzigen Zustand genutzt werden müssen.

Brauchen solche Projekte eine Testphase?

Es bestand Einigkeit, dass Projekte wie das Soziale Stadtteilzentrum Veddel eine Testphase benötigen. Diese ist durch das langjährige Wirken von NEW HAMBURG bereits unbeabsichtigt entstanden: über zehn Jahre konnten konkrete Bedürfnisse der Nachbarschaft sichtbar gemacht und nicht nur theoretisch gedacht werden.

Eine Teilnehmerin aus Bayern berichtete, dass dort mehrfach Projekte ohne Testphase gestartet wurden. Trotz hoher Investitionen in neue Kirchprojekte scheiterten diese häufig, weil sie nicht an den tatsächlichen Bedarfen ausgerichtet waren.

Was sind zukünftige Geldquellen für die Gemeinde?

Die Gemeinde verfügt künftig über Einnahmen aus dem Verkauf des Gemeindegebäudes sowie über laufende Erbpachterträge. Derzeit laufende Projekte werden durch Drittmittel finanziert.

Wie war die Kirche bei der Planung des Neubauvorhabens eingebunden?

Die Kirche war bei der Planung des Neubauvorhabens als Expertin eingebunden. Sie nahm auch an der fachlichen Prüfung vor dem Preisgericht teil, war jedoch nicht in der Jury vertreten.

Gibt es zum jetzigen Stand erhebliche Risiken?

Es bestehen deutliche Risiken für das Neubauvorhaben. Ein aktuelles Beispiel ist ein ähnliches Projekt in Wilhelmsburg, das von der Stadt Hamburg gestoppt wurde, weil zugesagte Bundesmittel nicht in vollem Umfang flossen und die Kosten dadurch untragbar wurden. Sollte sich ein vergleichbares Szenario wiederholen, müsste ein neuer Investor gefunden werden – mit der Folge, dass die Kirche vollständig aus dem Projekt aussteigen müsste.

Wie können Mitstreiter:innen für dieses Projekt gewonnen werden? Wie kriegen wir es in die Gesellschaft hinein?

Die Teilnehmenden waren sich einig, dass intensive Öffentlichkeitsarbeit entscheidend ist, um Unterstützung für das Projekt zu sichern. Besonders die sozialen Medien wurden hervorgehoben, die von der Kirche bislang nur wenig genutzt werden.

Als Vorbild wurde das Trinitatis Quartier in Altona genannt, das durch starke mediale Präsenz breite Akzeptanz fand. Dort entstanden um die Hauptkirche St. Trinitatis ein Gemeindehaus, Sozialwohnungen, eine Kita, eine Pilgerherberge und ein Café. Die positive Wahrnehmung in der Öffentlichkeit erwies sich als wichtiger Garant für die erfolgreiche Umsetzung und zusätzliche Unterstützungsmaßnahmen.

Der Workshop schloss mit dem klaren Impuls, dass die Kirche künftig verstärkt öffentliche und digitale Medien einsetzen muss, um Mitstreiter:innen und mögliche Finanziere für solche Projekte zu gewinnen.



B5 Einfach bauen. Kirchliche Immobilien weiterentwickeln

Leitung: Prof. Nanni Grau (Architektur der Transformation, TU Berlin) und Frank Schönert (Büro huettenundpalaeste.de)

Moderation: Dr. Kerstin Renz

Protokoll: Emma Kedenburg

Zunächst Vortrag durch Nanni Grau und Frank Schönert über fünf Projekte von »Hütten und Paläste« mit Bildern. Anschließend war als Transferleistung der Teilnehmenden die Arbeit in Gruppen geplant, um konkrete Fragen zu besprechen. Da nach der Präsentation umgehend eine rege Diskussion mit den Teilnehmenden entstand, wurde die Planung angepasst, und es wurde im Plenum diskutiert.

- kreative Standards: Projekt Schauspielschule Fritz-Kirchhoff, ein großer Raum in viele unterteilt und die Funktionalität nicht zugunsten der Optik eingeschränkt
 - Salon non fini: Projekt nGbK, Einsatz von flexiblen Wänden und Schiebetüren, um eine vielfältige Nutzung der Fläche zu gewährleisten
 - Synergien ermöglichen: Projekt Hof Prädikow, Nutzung alte Dorfscheune als Kneipe, Gemeinschaftsraum, Workspace. Ziel: Gegensätze vereinen (alt-jung, Ost-West, Stadt-Land)
 - energetischer Organismus: Projekt Halle 237, Nutzung verändert sich abhängig von den Jahreszeiten aufgrund Energieeffizienz
 - minimal ergänzen und vernetzen: Projekt Stadtbad Luckenwalde, nur essenzielle Umbauten, um alle Möglichkeiten offen zu halten – in Vorbereitung Workshops mit der Stadtgemeinschaft für ein Wir-Gefühl
-
- Was brauchen wir vor Ort, was brauchen wir nicht mehr?
 - Für wen planen und bauen wir heute und in Zukunft?
 - Wie geht Öffentlichkeit in und für Verantwortungsgemeinschaft?
 - Wie und mit wem denken wir Planung?
 - Wie geht Kirche und Kommune?

Eingangsfragen

Frage nach Ästhetik – Kritik eines Teilnehmers, die gezeigten Projekte sähen unfertig und schlicht nicht schön aus. Erwiderung der Moderatorin: Haben wir im kirchlichen Kontext einen zu hohen Anspruch an Ästhetik? Wie kann man Sehgewohnheiten transformieren? Folgende Beiträge bemängeln die fehlende ästhetische Bildung der allgemeinen Bevölkerung und dass man lernen müsse, Räume wieder in ihrer Ästhetik wahrzunehmen.

Was tun mit vollen Räumen? Gemeindeorte, die einerseits voll von Emotion und Erinnerung sind und andererseits ganz praktisch voll sind mit historischen Ausstattungselementen, die man nicht einfach entfernen kann. Wie schafft man einen neutralen Ausgangspunkt, den es bei den vorgestellten Projekten immer zu geben schien?

Dazu konkret das Thema Trauer: Verlust neudeuten, indem die Gemeinde an die Hand genommen wird und zur Mitgestaltung eingeladen ist. Das Gebäude mit seiner Biografie verbinden; der Austausch hilft Probleme zu antizipieren und die Nutzung zu optimieren.

Ratlosigkeit der Teilnehmenden, wenn es um ganz praktische Probleme geht, wie zum

Beispiel Brandschutz, Schadstoffe und der Umgang mit dem Denkmalschutz. Leitlinien werden gewünscht, wie man pragmatisch die jeweiligen Gegebenheiten angehen kann.

- technische Frage: Wie wird man den öffentlich-rechtlichen Anforderungen gerecht? Kreative Fachplanung und Energiekonzepte. Nicht direkt offiziell von Veranstaltungsorte ausgehen bei Ämtern. (Mindset-Frage)
- dazu Thema Energieeffizienz: den beheizten Raum reduzieren; genanntes Beispiel: die Marienkirche in Lübeck
- Zitat: »Wir brauchen neue Funktionen für die Räume, sonst gehen sie verloren.« Wieder mehr Menschen für die Räume (der Kirche) begeistern.
Tipp: Denken in Phasen bei den Projekten, nicht alles muss sofort vollausgestattet sein.
- Nutzung kirchlicher Strukturen. Der Transfer von den Bauprojekten in die Gemeinde muss mit einer strukturellen Anpassung einher gehen, damit die Vorhaben erfolgreich sein können. Gemeinsame Visionen entwickeln.
- Problem: oft fehlende Kompromissbereitschaft in gemeinschaftlicher Nutzung mit Gemeinde und Investoren/Ausstellungen. Lösungsansatz könnte Projekt Hof Prädikow bieten: Genaue Regelung der Verhältnisse, von Gemeinsamkeiten ausgehend planen. Konkret bleiben: Was brauchen wir? Was braucht ihr?

Vorstellung ihres Projektes mit Studierenden der TU Berlin: »Ideen für Kirche von morgen«, begleitet von Klaus-Martin Bresgott, Kulturbüro des Rates der EKD Berlin, und Gerd Martin, Bauamt der EKBO. Die Studierenden hatten Modelle entwickelt, wie man Kirchenräume mit neuem Leben füllen kann. Großes Interesse der Teilnehmenden, Hinweis auf die Ausstellung in der Zionskirche. Wunsch, dass solche innovativen Ideen in die Gemeinden getragen werden, um Prozesse anzustoßen.

– siehe Ausstellung »Kirche für Alle«, Seiten 15–24.

Allgemein größerer Bedarf an Projekten mit Leuchtturmeffekt für umliegende Gemeinden.





B6 Türen auf! – Oder: Was ist ein »guter Ort«?

Leitung: Thomas Barnstedt (ACTINCOMMON Revitalisierung der Arbeitswelt)

Protokoll: Theresa Pielmeier

Leitfragen des Workshops

- Was macht einen »gesunden Ort« in einer verunsicherten Gesellschaft aus?
- Wie können Kirchenräume Resilienz fördern und Vereinsamung entgegenwirken?
- Welche Geschäftsmodelle und neuen Rollen (Pfarrer:innen als Gastgeber:innen, Community Manager:innen, Betreiber:innen) braucht es?
- Wie kann partnerschaftliches Bauen und Betreiben gelingen?

Inspiration durch Umnutzungsprojekt »St. Jacobi« durch die Firma ACTINCOMMON:

- Türen öffnen, Fluktuation erhöhen, Gebäude von der Straße aus zugänglicher machen
- Raumprogramm in kleinen Schritten: offener Jacobigarten, Co-Working-Spaces

Anschließend Diskussion zu den Leitfragen in der Gruppe

Ergebnisse zu Leitfrage 1: Was macht einen »gesunden Ort« für mich aus?

- gute Luft (kann auch Duft sein), Akustik, Beleuchtung, angenehme Atmosphäre, soll Gemeinschaft ermöglichen, Ruhe verbreiten, Behaglichkeit, gute Raumgliederung, soll umsorgt sein, zwangloser Raum (der einem nichts aufdrängt und Möglichkeiten lässt), Licht, offen, Meer, Gebirge, Rückzug ins Private

Offen gebliebene Fragen und Diskussion

- Wer braucht was? Was kann abgedeckt werden? Was ist denn eigentlich gesund?
Was macht gesund? Was regt an?
Es ist sehr individuell. Oft braucht es beide Pole wie Stille und Trubel.
Der Raum muss unheimlich viel können, das ist ein Prozess.
- Was bedeutet eigentlich gesund?
Man kann die Frage nicht für alle Menschen beantworten, da sie sehr individuell ist.
Passt »Heilung« vielleicht besser als »gesund«?
- Geht es nicht darum, einen Raum zu schaffen für unterschiedlichste Menschen, um ihnen zu ermöglichen, sich auszuleben?
Man kann beide Komponenten einbringen: Reibung, Wettbewerb, Gesellschaft suchend.
In Bezug auf Kirchen: Stille und Gemeinschaft möglich machen.

Übrige Leitfragen wurden im »Ideenlabor« von allen Teilnehmenden durchgesprochen und in »Thementische« unterteilt.

Ergebnisse zu Leitfrage 2: Gesundheit und Resilienz

- Konzerte, Kultur, unterschiedliche Angebote für Stadt- und Dorfkirchen je nach Bedarf, Türen öffnen, um Menschen heranzuholen

Ergebnisse zu Leitfrage 3: Gemeinschaft und Vereinsamung

Beispielhafte Ideen: Yogastudios in der Kirche ansiedeln, Frühstücks- beziehungsweise Mittagstisch, die Taufe, Markthalle, Literaturcafé, verschiedene spirituelle Interessen vereinen, Kirche der vielen Ideen, Musik, gute Bands, Lebensberatung, zum Glauben kommen, Bibel und Ort verbinden

Offene Fragen und Diskussion

- Kollidieren Yoga und Kirche?
- Worauf soll mehr Wert gelegt werden, die Menschen durch den Glauben oder andere Angebote in die Kirche einzuladen?
- Was hat die Kirche, was andere nicht anbieten können?

Ergebnisse zu Leitfrage 4: Geschäftsmodelle und Rollen

Beispielhafte Möglichkeiten: Großzügigkeit, Ideentag und Fusion, Kümmern, selbst ins Handeln kommen, Räume zwanglos vergeben, übergeordnete Strukturen sollen hauptamtlich sein.

Ergebnis des Workshops, nächste Schritte:

Workshop und Ideensammlung mit allen Beteiligten und Generationen in der eigenen Gemeinde und Nutzer:innen der Gebäude





B7 Klimaschutz und Kirchenbauten

Leitung: Dr. Jörn Budde (Umweltbüro der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, EKBO), Franziska Ortgies (Referentin Kommunalen Klimaschutz und Gebäude, Klima-Allianz Deutschland) und Dr. André Witthöft-Mühlmann (Umweltbeauftragter der Evangelischen Landeskirche in Baden)

Protokoll: Dr. Marina Wesner

Themen und Ziele

Die Workshopleiter:innen stellen ihre Aufgabenbereiche vor. Herr Budde berichtet über die Rahmenbedingungen auf Ebene der EKD und des Bundes und aus seiner Arbeit in Berlin und den regionalen Besonderheiten – CO₂-Abgabe für die Gemeinden. Herr Witthöft-Mühlmann spricht über den Prozess in der Landeskirche Baden und Klimaneutralität bis 2040 in den Gemeinden und Einrichtungen. Hebel sind hierbei die Umstellung auf erneuerbare Energien beim Heizungstausch, ein sogenannter »Einfacher Standard« bei Sanierungen, Förderung von KNUT (siehe unten) und als zentrales Planungsinstrument der sogenannte »Sanierungsgesamtplan«. Zweck und Ziel der Instrumente ist das Beschleunigen der Umsetzung effektiver Maßnahmen und nicht das Erreichen des maximal Möglichen je Projekt/Liegenschaft. Frau Ortgies stellt die Initiative Klima-Allianz Deutschland vor und beschreibt, wie durch Vernetzung und Nutzung relevanter gesellschaftlicher Massen die Zahl der Mitgliedsorganisationen und die politische Einflussmöglichkeit steigt.

Zu den Fakten

- durchschnittliche Zusammensetzung »kirchlicher« Emissionsquellen von CO₂: 65-75 % Gebäude (EKBO höher), Mobilität 15-20 %, Beschaffung 5-10 %
- EKD-Klimaschutzrichtlinie vom 6.9.2022: Roadmap für eine CO₂-Reduktion um 90 % bis 2035. Pflicht zum Einbau von Heizungen auf Basis nicht-fossiler Energieträger
- Diakonie und Caritas streben Klimaneutralität bis 2030 an.
- Senkung des CO₂-Ausstoßes muss nicht mit Senkung des Energieverbrauchs korrelieren.
- Die Reduzierung des Energieverbrauchs ist in der Regel anspruchsvoller als das Erreichen der Treibhausgasneutralität.

Diskussion und Fragen

- Wie restriktiv sollten Landeskirchen vorgehen? – Vorgestelltes Modell der EKIBA: Die Landeskirche fördert die Umstellung von meist vorhandenen fossil befeuerten Umluftheizungen in Sakralbauten auf eine stromgeführte körpernahe Umfeldtemperierung (»KNUT«), zum Beispiel elektrisch beheizte-Sitzbankauflagen zu 100 % für die Gebäude, die bei der Gebäudeklassifizierung auf »grün« gesetzt wurden.
- Werden Gebäude aus der kirchlichen Nutzung genommen oder verkauft, sinkt die rechnerische Emission. Faktisch verschwindet die Emission nicht, nur der Verursacher wechselt. Ist das Augenwischerei? Aus Sicht der Landeskirche und der wissenschaftlichen Begleitung des IFEU-Instituts nein, da sie bilanztechnisch nur die Verantwortung für selbst genutzte Immobilien hat. Die EKD-Klimaschutzrichtlinie bilanziert in gleicher Weise.

- Notwendigkeit der Solidarität und der Suffizienz – Wenn eine Gemeinde ihre Kirche abgibt, wer gewährt ihr alternativ einen Gottesdienstort? Notwendigkeit des Auslotens von Mischnutzungen und Umnutzungen. Möglichst auch ökumenisch oder mit kommunalen und anderen Stakeholdern im Sozialraum. Wer profitiert von Verkaufserlösen, wenn sich gleichzeitig Gemeinden Räume teilen müssen?

Ergebnisse, Impulse

- Kirchen als Orte der Klimaresilienz erkennen, Wert als kühle Orte in aufgeheizten Städten
- Kosten für den Klimaschutz nicht nach Amortisation bewerten, sondern ebenso selbstverständlich in die Gesamtkosten einpreisen wie Barrierefreiheit und Brandschutz
- Wir werden nicht überall das Optimum erreichen, die geringer werdenden Finanzen verhindern dies. Stattdessen im Sinne eines einfacheren Standards das Maßnahmenset so auswählen, dass viele das Ziel der Treibhausgasneutralität erreichen. Der Effekt für die Bilanz ist größer, als wenn weniger Gebäude optimal saniert würden.
- fehlende finanzielle Mittel sind Chance für kreative Lösungen, nicht nur Hindernis
- Einer stetigen und ansprechenden Kommunikation kommt sehr große Bedeutung zu, vielleicht sogar der wesentlichste Erfolgsbaustein – alle Beteiligten sollten innerhalb aller Strukturen miteinander sprechen, sich austauschen.
- Nutzung bestehender Strukturen (Gemeindehäuser) meist energetisch und finanziell sinnvoller, als in die Kirche neue Räume einzubauen. Grundsätzlich auch im Kontext der »Grauen Energie«: Sanierung der bestehenden Bausubstanz vor Neubau
- Es gibt 20 Landeskirchen und 27 Bistümer. Austausch und gemeinsam agieren kann vereinfachen, vorantreiben, beschleunigen und auch monetär Skaleneffekte erreichen.





B8 Wenn die Immobilienwirtschaft mit der Kirche ...

Leitung: Ajna Nickau (Immobilienverwaltung, ganzheitliche Bauentwicklung) und Axel Wittlinger (Immobilienkaufmann)

Protokoll: Prof. Dr. Johann Hinrich Claussen

Die Entwicklung kirchlicher Immobilien ist immer auch eine ökonomische Angelegenheit und kann zu fruchtbaren Kooperationen, aber auch zu Konflikten zwischen Kirche und Immobilienwirtschaft führen. Man muss sich gegenseitig auf die jeweilige Logik einlassen, aber auch die eigenen Rollen und Interessen klären. Die Immobilienwirtschaft denkt in wirtschaftlichen Chancen von möglichen alternativen Nutzungen der Immobilie oder des Grundstückes – die Kirche mehr in Risiken? Die Kirchen sind gut beraten, vorurteilsfrei ins Gespräch mit Immobilienfachleuten zu gehen und das eigene Arbeiten zu verändern. Das gilt besonders, wenn man als Kirche selbst immobilienwirtschaftlich aktiv wird, indem man zum Beispiel ein eigenes Immobilienwerk aufbaut. Dies wird zurzeit häufig als Wunsch geäußert: Kirchengemeinden, vor allem wenn sie Gebäude sowie Grund und Boden aufgeben, sind darauf angewiesen, dass eine höhere Ebene ihnen die Verantwortung abnimmt und mit größerer Professionalität agiert. Was ist dabei zu beachten? Welche Chancen und welche Risiken gibt es?

Ajna Nickau ist Vorständin des Kirchlichen Verwaltungsamts Berlin Mitte-West und in dieser Rolle für das Ev. Immobilienwerk im KVA verantwortlich. Dieses soll zugleich ein Kompetenzzentrum für alle Fragen des kirchlichen Bauens und des Immobilienmanagements sein, den Kirchengemeinden gegenüber als Dienstleister auftreten, Beratung und professionelle Prozesssteuerung anbieten. Die Schwerpunkte des Immobilienwerks, das in den Kirchenkreisen Charlottenburg-Wilmersdorf und Tempelhof-Schöneberg tätig ist, sind die Bewirtschaftung von Gebäuden und Liegenschaften, die Beseitigung von Mängeln, die Projektentwicklung und die Projektsteuerung aller Bauvorhaben. Strategisches Ziel ist, aus Vermietung Einnahmen zu generieren, die die Ausfälle an Kirchensteuer kompensieren.

Axel Wittlinger arbeitet seit über 45 Jahren als selbständiger Immobilienkaufmann, mit einem großen und vielfältigen Portfolio. Zudem war er an herausgehobenen Stellen in der Verbandsarbeit tätig. Zurzeit engagiert er sich ehrenamtlich als immobilienwirtschaftlicher Berater des Hamburger Kirchenkreises Ost. Ihm ist es ein Anliegen zu zeigen, dass die Entwicklung kirchlicher Immobilien immer auch eine ökonomische Angelegenheit ist und zu fruchtbaren Kooperationen zwischen Kirche und Immobilienwirtschaft führen kann. Allerdings muss man sich gegenseitig auf die jeweilige Logik einlassen: Die Immobilienwirtschaft denkt in wirtschaftlichen Chancen von möglichen alternativen Nutzungen der Immobilie oder des Grundstückes – die Kirche mehr in Risiken? Aber Angst ist keine gute Ratgeberin. Deshalb sind die Kirchen gut beraten, das im Hause vorhandene Know-how durch Expertise Dritter zu erweitern. Inzwischen gibt es Versuche, als Kirche eigene wohnungswirtschaftliche Immobilienwerke aufzubauen und unternehmerisch tätig zu werden. Dabei ist die Transparenz von Rollen und Interessen unerlässlich. Seine strategischen Ziele beschrieb Axel Wittlinger ganz ähnlich wie Ajna Nickau. Allerdings befindet er sich noch einen Schritt vor deren Arbeit: Zurzeit geht es ihm und seinem Kirchenkreis um die Grundlagenarbeit (Bebauungspläne sichten, Besitzverhältnisse klären, Denkmalschutz, Steuerfragen etc.). Ist dies aber geleistet, soll darüber nachgedacht werden, wie

die notwendigen Veränderungen als Chancen genutzt werden können – um Rendite zu erwirtschaften, aber auch um weiterhin als Partner im Sozialraum präsent zu sein.

Der sehr fachkundig besetzte Workshop diskutierte engagiert, aber nicht kontrovers. Übereinstimmung bestand darin, die aktuelle Not konstruktiv aufzugreifen und längst notwendige Prozesse endlich einzuleiten. Die Kirchengemeinden seien häufig überfordert und bräuchten professionelle Unterstützung durch die Kirchenkreise und Dekanate. Bemerkenswert war, dass die immobilienwirtschaftliche Perspektive am Nachmittag sehr der baukulturellen Perspektive des Vormittags ähnelte, obwohl man das den üblichen Klischees gemäß nicht erwartet hätte: Es ist nicht sinnvoll, den Gebäudebestand auf den internen Kreis der kirchlichen Hochverbundenen herunterzusparen und den Rest zu veräußern; vielmehr müsse man bei jeder Veränderung, auch bei Veräußerungen, darauf achten, eine gesellschaftliche Präsenz zu bewahren.





12.9.2025
FACH-TAG
ABEND

TRANSFORMATION
SAITENWEISE

+

PREISVERLEIHUNG
STIFTUNG KIBA

+

ARCHITECTON (FILM)
UND ABENDAUSKLANG

Konzeption und Organisation: Klaus-Martin Bresgott, Catharina Hasenclever
Ort: Villa und Kirche St. Elisabeth



DINNER



VEGGIE MEZZE TELLER

EINE AUSWAHL UNSERER HAUSGEMachten LIEBLINGS MEZZE:

knusprige Falafel mit süßer Tahini, cremiger Hummus, aromatische Paprikacreme, eingelegtes Gemüse sowie ein würziger Mix aus Oliven und Feta

Perfekt zum Teilen – oder einfach zum Genießen



**VEGGIE OPTIONS
WITH PLANT-BASED
MEAT BY planted.**



**OUR MEAT IS EXCLUSIVELY
LOCAL & FREE RANGE. ALL
KEBAPS ARE HOMEMADE**



Transformation saitenweise, Benedikt Reidenbach

Preisverleihung der Stiftung KiBa 2025 für »Gute Beispiele für Nachbarschaft von Kirchen und Kommunen«

Ralf Meister (Bischof und Vorsitzender der Stiftung KiBa)

Dr. Catharina Hasenclever (Geschäftsführerin Stiftung KiBa)

Die Stiftung zur Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler in Deutschland (Stiftung KiBa) ist eine Stiftung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und der evangelischen Landeskirchen. Seit 1999 hat sie Zusagen für Sanierungsvorhaben in Höhe von mehr als 40 Millionen Euro geben können. Für 2025 hat die KiBa bislang Förderzusagen von rund 1,18 Millionen Euro vorgesehen. Rund 3.600 Mitglieder engagieren sich bundesweit im Förderverein der Stiftung KiBa e.V.

Der Preis der Stiftung KiBa 2025 für »Gute Beispiele für Nachbarschaft von Kirchen und Kommunen« wurde traditionell auf dem Kirchbautag vergeben – am 12. September 2025 in der St. Elisabeth-Kirche, moderiert von Ralf Meister, Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers und Stiftungsvorstand. Mit der Auszeichnung würdigt die Stiftung Ideen, Modelle und Konzepte, mit denen Kirchengebäude für eine erweiterte Nutzung geöffnet werden.

Insgesamt waren rund 80 Gemeinden dem Aufruf zur Bewerbung um den »Preis der Stiftung KiBa 2025« gefolgt. »Die Jury hat viele preiswürdige Projekte gesehen«, freute sich Geschäftsführerin Catharina Hasenclever. »Überall in Deutschland entstehen wunderbare, einladende Orte der Begegnung mit Gott und mit anderen Menschen, die eine lebendige Nachbarschaft von Kirche und Kommune unterstützen. Die von der KiBa ausgezeichneten Projekte können gute Beispiele sein für Gemeinden, die sich jetzt auf diesen Weg machen.«





Preisverleihung Stiftung KiBa

Sonderpreis: »Multifunktionsraum – Raum im Raum Konzept«

Einen Sonderpreis erhielt die Kirchengemeinde in Vöhringen im Landkreis Rottweil (Baden-Württemberg) für ihren Multifunktionsraum »Box«, der eine »behagliche Oase mit Blick in den Kirchenraum« darstellt und in der Petruskirche für unterschiedliche Formate des Zusammenseins verwendet werden kann.

Die Stiftung KiBa fördert das Projekt mit 5.000 Euro.

Vorstellung durch Ralf Meister, Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers und Stiftungsvorstand.

Ev. Kirchengemeinde Vöhringen
Dorfkirche / Multifunktionsraum BOX
Pfarrstraße 11
72189 Vöhringen (Rottweil)



3. Platz »Altenburger Hofsalon«

Mit der drittplatzierten Initiative »Altenburger Hofsalon« in Altenburg (Thüringen) verstetigt die Gemeinde vor Ort erprobte Veranstaltungen vom Sommerfest bis zum Konzert: Ein offener Hof, der an die Kirche anschließt, lädt als niedrigschwellige Kontaktfläche Menschen und Projekte zum Austausch zwischen Kirche und Kommune ein.

Die Stiftung KiBa fördert das Projekt mit 10.000 Euro.

Vorstellung durch Dr. Ulrike Wendland, Leiterin der Geschäftsstelle des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz (DNK) bei dem Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien

Ev.-Luth. Kirchgemeinde Altenburg
Pfarrer Andreas Gießler
Brüdergasse 11
04600 Altenburg



2. Platz: Vogelsberg, »So geh in die Arche ...«

Platz zwei geht an das Projekt »So geh in die Arche ...« der Kirchengemeinde Vogelsberg (Thüringen), die ihr auffälliges Pfarrhaus verkauft und die Kirche Zum Heiligen Kreuz ausgebaut hat. Wie ein Schaufenster öffnet sich der Bau nun durch einen gläsernen Chor. Die Jury zeigte sich besonders beeindruckt davon, »wie tatkräftig die Menschen in der Region das Projekt unterstützt haben«. Den Raum dürfen alle Interessent:innen nutzen.

Die Stiftung KiBa fördert das Projekt mit 15.000 Euro.

Vorstellung durch Prof. Dr. Johann Hinrich Claussen, Kulturbeauftragter des Rates der EKD

Ev.-Luth. Kirchengemeinde Vogelsberg im Pfarrbereich Großbrennbach
Zum Heiligen Kreuz / Arche
Kirchgasse 2
99610 Vogelsberg (Sömmerda)



1. Platz: Coesfeld, »Roter Kubus«

Das Projekt »Roter Kubus« der Evangelischen Kirchengemeinde Coesfeld (Nordrhein-Westfalen) gewinnt den »Preis der Stiftung zur Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler in Deutschland (Stiftung KiBa) 2025«. Der 60 Quadratmeter große »Rote Kubus« im hinteren Drittel der barocken Hallenkirche in Coesfeld ist getrennt von der Kirche beheizbar und multifunktional nutzbar. »Mit ihm hat die Gemeinde nicht nur viel Raum geschaffen, sondern auch einen architektonisch sehr ansprechenden und mutigen Akzent gesetzt«, so die Jury des Preises.

Die Stiftung KiBa fördert das Projekt mit 25.000 Euro.

Vorstellung durch Dr. Catharina Hasenclever, Geschäftsführerin der Stiftung KiBa

Evangelische Kirchengemeinde Coesfeld

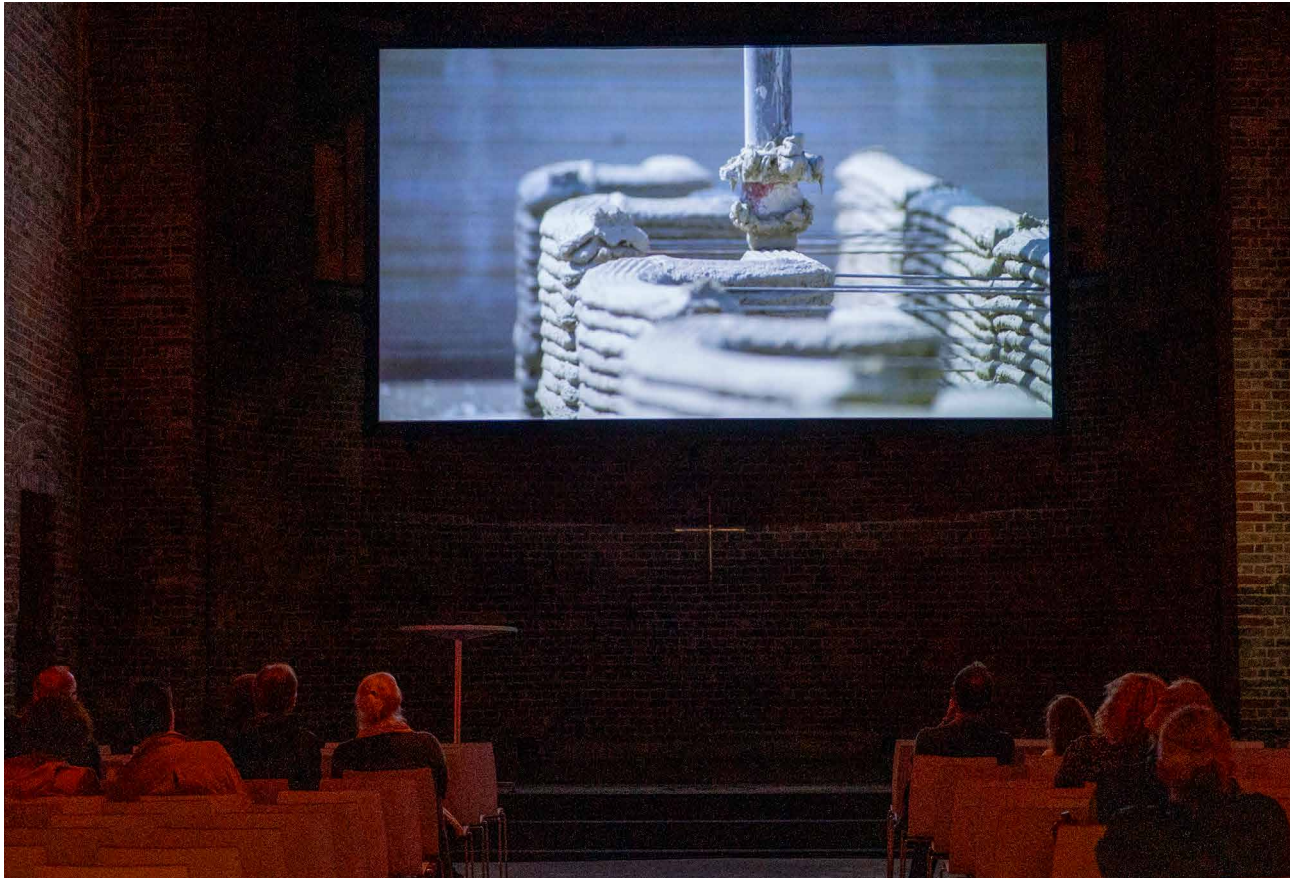
Birgit Henke - Ostermann

Kirche am Markt / Roter Kubus

Bernhard-von-Galen-Straße 25

48653 Coesfeld





13.9.2025
INSPIRATIONS-TAG

LIEDER OHNE WORTE
+
KURZBERICHTE
TEILHABE UND
KULTURELLE BILDUNG
NUTZUNGS-
PARTNERSCHAFTEN
BEDARFE UND REALITÄTEN
+
IMPULSE ZUKUNFT
BAU, SOZIOLOGIE, KIRCHE
+
ABSCHLUSSANDACHT

Konzeption und Organisation: Klaus-Martin Bresgott
Ort: Zionskirche

Lieder ohne Worte – Ankommen im Tag

Simon Borutzki (Flöte), Uwe Steinmetz (Saxophon) und Arno Schneider (Orgel)
Athesinus Consort Berlin

31.EV.
KIRCHENTAG
2025

**WIRKLICHKEITEN UND WEGE
BERLIN 11. BIS 13. SEP. 2025**

CHORALMORGEN
ZIONSKIRCHE BERLIN-MITTE
FR 12.9., 8.15–9.30 UHR
SA 13.9., 8.15–9.30 UHR

EKD
KULTURBÜRO

- 1 Ich lobe meinen Gott
EG 272 (Psalm 9)
Claude Fraysse (1941–2012)
- 2 Jauchzt, alle Lande
EG 279/286 (Psalm 66/98)
Guillaume Franc (1505–1570)
- 3 Nun lob, mein Seel, den Herren
EG 289 (Psalm 65/103/116)
Hans Kugelmann (1495–1542)
- = d'Lof-zangh Marie
Magnificat, Blockflöte solo
Jacob van Eyck (1590–1657)
- 4 Wohl denen, die da wandeln
EG 295 (Psalm 119)
Heinrich Schütz (1595–1672)
- 5 Du, meine Seele, singe
EG 302 (Psalm 146)
Johann Georg Ebeling (1637–1676)
- 6 Lobe den Herren, o meine Seele
EG 303 (Psalm 103)
Ansbach 1664/65
- = Partita
BWV 1006, Blockflöte solo
Johann Sebastian Bach (1685–1750)
- 7 Sollt ich meinem Gott nicht singen
EG 325
Johann Schop (1590–1667)
- 8 Wunderbarer König
EG 327
Joachim Neander (1650–1680)
- 9 Gott des Himmels und der Erden
EG 445
Heinrich Albert (1604–1651)
- = Vater unser im Himmelreich
Blockflöte solo
Jacob van Eyck (1590–1657)
- 10 Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ
EG 343, BWV 639
Wittenberg 1529, Johann Sebastian Bach
- 11 Wachet auf, ruft uns die Stimme
EG 147, BWV 645
Philipp Nicolai (1556–1608), Johann Sebastian Bach
- 12 Jesus bleibet meine Freude
BWV 147
Johann Sebastian Bach



Begrüßung

Klaus-Martin Bresgott M.A.

Meine sehr verehrten Damen, meine Herren:

Am Morgen des dritten Tages ein herzliches Willkommen!

Was liegt hinter uns?

Was erwartet uns heute?

Auf den erkundungsreichen Willkommens-Donnerstag, der bei der Akkreditierung und dem ersten offiziellen KBT-Döner punktuell auch ein Geduld und Kommunikationsfreude einfordernder Warte-Tag war, folgte am Freitag der Fach-Tag – ein Arbeits- und Aktionstag mit prall gefülltem Impuls-Vormittag und spannenden, erwartbar dichten Diskussionen um die vorab von Expert:innen-Teams erarbeiteten Perspektiven.

Neben dem kleinsten gemeinsamen Nenner der wichtigen Phase 0 und einer zielorientierten Kommunikation als Gelingensfaktor kam hier ein drittes Thema auf den Tisch, das alle drei Themenfelder so grundlegend nicht auf dem Schirm hatten: das Ehrenamt, das mit seinen zur Verfügung gestellten fachlichen Kompetenzen mehr Gehör, mehr Stärkung und mehr Schutz braucht – weit über das schöne, aber auch schnell gesprochene und verflogene Dankeswort hinaus.

Nachdrücklich wurde auch betont, wie wichtig der Plural des Mottos unseres Berliner Kirchbautags ist: Wirklichkeiten und Wege – denn wir leben alle in der Blase unserer einen, eigenen Wirklichkeit, aber es gibt derer viele – so wie es auch nicht nur den einen, sondern viele Wege gibt, um zum Ziel zu kommen. Das über rein baufachliche und finanzielle Fragen hinaus von vielen Seiten gemeinsam in den Blick zu nehmen, war Konsens.

Wir alle machen viele Pläne – und brauchen dabei doch immer die Fähigkeit der Improvisation – sie hält das Dasein lebendig und trägt jedes Bauvorhaben. Jeder Morgen ist eine Baustelle – und jede Baustelle braucht an jedem Morgen ein Update – ein Abgleich des Vorhandenen mit dem Gewollten, eine Einordnung der Realitäten und der Möglichkeiten.

Mit dieser Erfahrung haben wir den dritten Tag unseres Kirchbautages Inspirations-Tag genannt. Inspiration wächst aus dem Spiel, aus der Improvisation.

Improvisation ist eine wichtige Fähigkeit, eine Tugend – auch beim gemeinsamen Singen – etwas, dass unterschiedlichste Menschen unmittelbar verbindet. Im Singen verbinden sich dabei zwei Aktivitäten, die das Haus des Klangs bauen:

Das Singen – als eine der schönsten Möglichkeiten von Selbstaussdruck und Selbstwirksamkeit – und das Hören – als wesentliche Grundlage der Verständigung und den Gleichklang untereinander.

Die drei Themenfelder des 31. Kirchbautages teilen eine Erkenntnis für den lebendigen Erhalt der Kirchenbauten: Sie wollen die Kirchen öffnen, sie wollen sie nutzen und sie wollen sie teilen – aus diesem Trio gemeinsamer Interessen und Wünsche habe ich ein kleines Mantra gebaut, um mit Ihnen gemeinsam als Tageseinstieg zu improvisieren und so den Tag mit Ihnen gemeinsam zum Klingen bringen – in einem sich bewegenden Dreiklang, der unseren Wirklichkeiten und Wünschen einen Weg weist.

Dazu einigen wir uns zunächst auf einen gemeinsamen, läutenden Ton – dong_ dong, dong_ dong, dong_ dong – hörend und singend –

dann teile ich Sie in drei Gruppen:

die erste Gruppe beginnt läutend auf diesem Ton und wechselt vom dong_ dong auf öff – nen, öff – nen, öff – nen ...

dann stellt die zweite Gruppe auf diesen Grundton eine Quinte und wechselt vom dong_ dong auf nut – zen, nut – zen, nut – zen ...

schließlich nutzt die dritte Gruppe den weiten Raum zwischen den schon klingenden beiden Tönen – dem Boden und dem Dach – setzt die große Terz über dem Grundton ein und wechselt vom dong_ dong auf tei – len, tei – len, tei – len ...

Und wenn alles rein klingt, bringen wir den Akkord improvisierend in Bewegung ...

Tutti

dong ding dong ding dong ding dong ding 1. öff - nen öff - nen öff - nen öff - nen

1. öff - nen öff - nen öff - nen öff - nen öff - nen öff - nen öff - nen öff - nen
2. nut - zen nut - zen nut - zen nut - zen nut - zen nut - zen nut - zen nut - zen
3. tei - len tei - len tei - len tei - len

1. öff - nen öff - nen öff - nen öff - nen öff - nen öff - nen öff - nen öff - nen
2. nut - zen nut - zen nut - zen nut - zen nut - zen nut - zen nut - zen nut - zen
3. tei - len tei - len tei - len tei - len tei - len tei - len tei - len tei - len

1. öff - nen öff - nen öff - nen öff - nen öff - nen öff - nen öff - nen öff - nen
2. nut - zen nut - zen nut - zen nut - zen nut - zen nut - zen nut - zen nut - zen
3. tei - len tei - len tei - len tei - len tei - len tei - len tei - len tei - len

Tutti

öff - nen nut - zen tei - len mmh_____

Vielen Dank für Ihre Stimme!

Jetzt wünsche ich Ihnen offene Sinne für die komprimierte Zusammenfassung der Workshops von gestern – mit Stefan Rhein für das Themenfeld Teilhabe und kulturelle Bildung, mit Nike Bätzner für das Themenfeld Nutzungspartnerschaften – und schließlich mit Marina Wesner für das Themenfeld Bedarfe und Realitäten.

Nach einer kurzen Pause freue ich mich dann auf das Finale dieses Kirchbautags: auf drei besondere Inspirationen als Impulse für die Zukunft: von Almut Grüntuch-Ernst im Blick auf den Bau und die Architektur, von Anne Körs aus dem Blickfeld der Soziologie – und von Johannes Stückelberger im Blick auf die Kirche in möglicher neuer Gemeinschaft.



Kurzbericht

Teilhabe und kulturelle Bildung

Dr. Stefan Rhein für die Expert:innengruppe

Die Arbeit und die Diskussionen von acht intensiven Workshops lassen sich nicht in wenigen Sätzen zusammenfassen. So kann dieser kursorische Überblick nur eine Perspektive abbilden, die notgedrungen subjektiv ist und Wesentliches außen vorlässt. »Teilhabe und kulturelle Bildung« – das war das übergeordnete Thema, das sich in folgende Workshopthemen aufzählte:

- 1 Das große Thema der Kunstprojekte in Kirchenräumen wurde anhand der von der Landeskirche Anhalt initiierten »Lichtungen« exemplarisch diskutiert. Über 30 Kirchen haben im Rahmen dieses Kunstprojekts neue Fenster in moderner Glaskunstgestaltung erhalten, so dass neue Anreize zum touristischen Besuch der Kirchenräume geschaffen wurden, zugleich aber auch die »alten« Kirchen für ihre Gemeinden als helle, anspruchsvolle Räume mit hoher atmosphärischer Aufenthaltsqualität neu erfahrbar werden.
- 2 Der zweite Workshop beschäftigte sich mit der Verlebendigung der Kirchenräume im Sinne von »Veranstaltungskirchen« zum Beispiel durch theatralische Inszenierungen, die den Raum nicht nur als Kulisse, sondern auch als Teil der Aufführung neu entdecken lassen und somit Erprobungsräume für Kreative öffnen.
- 3 Die Stiftung KiBa – Stiftung zur Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler in Deutschland – fördert innovative Kirchenbauprojekte insbesondere durch ihre Ausschreibungen und Preisverleihungen. Im Workshop wurden die unterschiedlichen Ansätze zur Attraktivierung von Kirchen und ihres Umfelds durch die Präsentation ausgezeichneter Vorhaben – auch im Sinne von vorbildlichen Modellmaßnahmen – näher vorgestellt und an ihnen auch allgemeine Fragen wie Kirchen als Begegnungsorte und die Notwendigkeit von Vor-Ort-Akteuren der Transformation diskutiert.
- 4 Neu- und Mischnutzungen von Kirchenräumen, die dem Proprium des kirchlichen Auftrags nahe sind, gelten in Theorie und Praxis als Vorzugsvarianten. Insbesondere diakonische Einrichtungen stärken die kirchliche Botschaft. Als Best-Practice-Beispiel wurden die baulichen, organisatorischen, finanziellen und rechtlichen Fragen anhand des Paul-Gerhardt-Hauses in Lüneburg diskutiert.
- 5 Dass Kirchenräume Allgemeingüter und zugleich Allgemeinaufgaben darstellen, bildete die Gesprächsgrundlage der Debatten im Workshop »Demokratie braucht Kirchenräume – und umgekehrt«. In diesem Zusammenhang wurde auch das Menschenrecht auf Teilhabe stark gemacht.
- 6 Kirchenräume sind für viele eine fremde, vielleicht sogar verunsichernde Welt, die kompetent erschlossen sein will. Wie der Kirchenraum zu einem außerschulischen Erfahrungsort mit neuen Sehweisen und Erkenntnissen werden kann, war Thema des sechsten Workshops, der auch einen praktischen Methodenpool zur Erschließung von Kirchenräumen anbot.

- 7 Nicht nur die Kirchen intensivieren ihre Bemühungen, ihre Räume zu öffnen und so gesellschaftliche Präsenz zu zeigen. Auch in den Museen gibt es dazu zahlreiche Diskussionen und Beispiele, etwa das Co-Labor, das die Klassik Stiftung Weimar außerhalb ihrer Museumsmauern errichtet hat und dank zahlreicher Kooperationen als ein gelungenes Beispiel für die Verknüpfung von Kultur, Bildung und sozialem Engagement etablierte.
- 8 Im letzten Workshop standen Transformationsbeispiele aus Nordrhein-Westfalen im Mittelpunkt. Wichtig für jede Bau- und Nutzungsentscheidung ist die präzise, systematische und transparente Erhebung von Daten. Vorgestellt wurden drei Wege der Transformation: kirchlich, gemeinsam, öffentlich.



Aus den Diskussionen in den acht Workshops zum Themenfeld »Teilhabe – kulturelle Bildung« lässt sich vielleicht folgende »Basiserzählung« formulieren:

- Aufgabe ist, die Kraft des Raumes zum Sprechen zu bringen und das Kirchengebäude selbst als Kommunikator zu begreifen und zu erhalten. Dort, wo es verschwunden ist, geht auch sein kommunikatives Potenzial verloren. Deshalb fordern die vorgestellten Beispiele der Vermittlung, Erschließung und Öffnung dazu auf, die Räume der Kirchenbauten nicht aufzugeben, nicht zu verlieren.
- Kirchenräume sind als eine gesellschaftliche Ressource zu verstehen und zu entfalten, als Räume, die sich in die Öffentlichkeit öffnen. Ein solches Verständnis schreibt im Übrigen nur die Geschichte der Kirchengebäude weiter, die immer schon polyfunktional waren und erst später, vor allem im 18./19. Jahrhundert, auf liturgische Zwecke eingeeignet wurden.
- Die Entwicklung, Gestaltung und Nutzung von Kirchengebäuden sollte von einem binneninstitutionellen Denken befreit und durch sozialräumliche Ansätze ersetzt werden. Das schließt eine pastorale Perspektive nicht aus, die nicht rein pekuniär, sondern kirchliche Raumanforderungen mitberücksichtigt, wenn auch vielleicht in reduzierten Raumbedarfen. Dabei ist festzuhalten, dass öffentliche, gesellschaftliche Teilhabe im Kontext sozialräumlicher Ansätze nicht ein Zugeständnis der Institution Kirche, sondern ein fest verankertes Menschenrecht ist.
- Transformationsprozesse brauchen ein professionelles Prozessmanagement und hohe fachliche Expertise, um die Ermittlung der Grundlagen – die Phase 0 – auf einer fundierten Datenbasis anhand von Gebäudedaten, demographische Daten, Infrastruktur, ÖPNV, soziale Netzwerke etc. zu gewährleisten. Nur so kann die Bauaufgabe – im Kontext eines Quartiers, einer Stadt, einer Region etc. – definiert und erfolgreich geplant und realisiert werden.



Kurzbericht

Nutzungspartnerschaften

Prof. Dr. Nike Bätzner für die Expert:innengruppe

1 St. Thomas – Was können wir heute aus dem radikalen, transformierenden Kirchen-Wiederaufbau nach 1945 lernen?

Im Schatten moderner Neubauten nach dem Zweiten Weltkrieg und historisierender Rekonstruktionen steht eine Reihe von Kirchenbauten, die sich beim Wiederaufbau durch räumlich-architektonische Transformationen des Bestehenden auszeichnen. Die Architektur-Fachwelt hat diese Projekte lange ignoriert oder als Randphänomen betrachtet – es ging bei der Rezeption von Architektur im 20. Jahrhundert immer um Neubau. Inzwischen gewinnt das Bauen mit dem Bestand an Bedeutung, weshalb es sich anbietet, die junge Tradition des modernen Weiterbauens im Kirchenbau zu studieren. Die Situation in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg ist dafür eine exemplarische Kulturtradition, an die man anknüpfen könnte.

Nach 1945 lag alles in Schutt und Asche, es wurden »Notkirchen« gebaut. Der Workshop verstand sich als Plädoyer für Radikalität: heute sind die Kirchen wieder in »Not«, sie sind zu groß; in diese Kirchen ließen sich kleine Notkirchen einbauen, in der sich die verkleinerte Gemeinde geschützt versammeln kann. Der Umraum um diese »Kapelle« könnte dann anderen Initiativen zur Verfügung gestellt werden. Das wäre eine »Architektur der Aufrichtigkeit«.

In Deutschland begann man nach 1945, sich grundlegende Fragen zu stellen, die sich auch baulich spiegeln: der Wunsch nach einem Neuanfang, ein Konsolidieren, ein Wiederaufstehen. Worin unterscheidet sich die Situation der Kirche im Vergleich dazu heute? Wie können wandelnde Gemeinschaften ein in Stein gemeißeltes bauliches Erbe annehmen?

2 Kooperation in Nutzungspartnerschaften – neue Perspektiven einer vielfältigen Gemeinschaft

Die Nutzung von Kirchenliegenschaften verändert sich: Durch vakante Pfarrstellen stehen ehemalige Pfarrhöfe leer, Kirchen sind oft mindergenutzt. Vielerorts haben daher Suchprozesse angefangen, wie veränderte Ansätze und Modelle der Zusammenarbeit zwischen kirchlicher Liegenschaftsentwicklung, Unternehmen und Zivilgesellschaft aussehen können.

Ergebnisse:

Ein Immobilienkataster sollte eingeführt werden, das zum Beispiel über minder genutzte Immobilien (Kirche, Gemeindehaus etc.) informiert, online einsehbar, mit geeigneten Filtern, Verschlagwortung für Suchfunktionen.

Die Phase 0 – der Anbahnungsprozess soll Fragen stellen nach: Was kann die Liegenschaft? Welche Bedarfe gibt es? Wer würde als Akteur in Frage kommen?

Davon sollten dann erst Konzeptüberlegungen ausgehen.

Der Umgang mit dem Baubestand ist nicht nur eine planerische, sondern eine Haltungsfrage – die Gemeinden müssen beim Findungsprozess unterstützt werden.

Im Workshop werden Beispiele für die Aktivierung durch Nutzungspartnerschaften beleuchtet: Gemeinsam wird erarbeitet, welche Werkzeuge geeignet sind, um aus Leerstand oder Mindernutzung von Kirchenliegenschaften lebendige Orte des Gemeinschaftens zu machen.

3 Kirchenland im Dienst der Schöpfung – die Vergabe landwirtschaftlicher Flächen im Kontext ökologischer Krisen

Neben kirchlichen Gebäuden steht auch der Umgang mit landwirtschaftlichen Flächen im Kirchenbesitz vor nötigen Veränderungen. Flächen im ländlichen Raum stehen heute unter enormem Nutzungsdruck: Nahrungsmittel und erneuerbare Energien zu produzieren, Wasser zu speichern sowie Biodiversität zu erhalten. Als Institution mit bedeutendem Landbesitz kommt der Kirche deshalb eine entscheidende Rolle bei der Flächenvergabe zu. In der Praxis stehen Kirchengemeinden vor der Herausforderung, diese wirtschaftlich und im Sinne des lokalen sozialen Gefüges zu verwalten.

Aus der zehnjährigen Geschichte der gemeinwohlorientierten Kirchenprojekte und dem Umgang mit dem Pachtrecht gilt es zu lernen, denn es besteht nach wie vor ein Auseinanderklaffen der Anliegen der Leitungsebene der Kirche und der tatsächlichen Praxis der Verpachtung. Es gibt ein konfrontatives Verhältnis zwischen Kirche – gemeinwohlorientierter Verpachtung – Landwirtschaft.

Was wäre eine gute Praxis: Auch hier wurde das Erstellen eines Katasters vorgeschlagen. Darin sollte nicht nur festgehalten werden, welche Flächen verpachtet



sind, welche nicht, sondern proaktiv eine Weiterentwicklung der Flächen aufgezeigt werden; dazu würde zum Beispiel gehören, Laufzeiten von Verträgen festzuhalten. Um ökologische Prozesse zu verfolgen, müssen untereinander intensive Dialoge geführt werden. Ziel des Workshops ist die Erörterung dieser Herausforderungen und Chancen für eine nachhaltige Vergabe von Kirchenflächen anhand verschiedener Beispiele und konkreter Werkzeuge wie dem Pachtrecht aufzuzeigen.

4 Was kann/darf/soll Kunst im Kontext temporärer Partnerschaften?

Kirchen sind besondere liturgische und architektonische Räume und bergen von jeher Kunstwerke. Aufgrund ihrer Historie, ihrer Ausstattung und ihres saalähnlichen Zuschnitts sind sie attraktiv für kulturelle und künstlerische Nutzungen. Doch wie kann eine Nutzung gelingen, in der es um Kooperationen und temporäre, wechselnde oder auch langfristig ausgerichtete Partnerschaften gehen soll? Wie behutsam muss, wie radikal darf mit den Räumen umgegangen werden? Wie können die Interessen der verschiedenen Akteursgruppen in einen Einklang gebracht werden?

Im Fokus des Workshops stand die Frage, wie man Begegnungsorte und Möglichkeitsräume schaffen kann, die beiden Seiten, der kirchlichen und der künstlerischen Nutzung, Raum für eigene Positionen geben.

Drei Beispiele wurden genauer angeschaut und diskutiert. Eine Frage war, wie im positiven Sinne provokative, also Veränderungen auslösende Werke und Prozesse installiert werden können. Dafür ist »site specificity« wichtig – also das genaue Eingehen auf die Situation vor Ort. Um qualitativ hochwertige Ergebnisse zu erzielen, bedarf es kuratierter Verfahren; eine intensive Kommunikation zwischen kirchlichen Vertreter:innen und Künstler:innen ist dafür eine Voraussetzung. Kulturkirchen können dafür gute Orte sein.

Genauso interessant ist es aber, an Orte zu gehen, an denen der Umgang mit zeitgenössischer Kunst noch nicht eingespielt ist. Dort sollte am besten eine Kontinuität aufgebaut werden, das heißt an die Orte wäre in Intervallen zurückzukehren, um in immer wieder neuen Konstellationen Kunst und Kirche zusammen zu bringen.

5 Welche Ideen passen unter Dach und Fach? – Theologie für die Transformation

Was geht? Und was geht nicht? Was passiert, wenn andere Praktiken in die Kirche einziehen, beispielsweise Klettern, Schlafen, Spielen, Essen, Tanzen, Helfen oder Arbeiten? Ist das eigentlich etwas völlig Neues?

Hier ging es um Vorstellungen der Sakralität des Kirchenraums über klassische Vorstellungen hinaus – im Zusammenspiel von Raum und Nutzung. Als heikel angesehen wurde die Privatisierung der Kirchen – auch eine »ästhetische Privatisierung«, beispielsweise dadurch, dass eine Nutzer:innengruppe einen Raum schafft, der andere auslädt. Außerdem heikel: Wenn Konsum und Kommerz in die Kirche einziehen. Es gelte, den Ruf der Kirche zu erhalten. Lieber solle der Kirchenraum zerstört/abgerissen werden als eine Entweihung zuzulassen!

In ökumenischer Vielfalt wurden Ergebnisse aus der Arbeit der an verschiedenen Universitäten und Hochschulen angesiedelten Forschungsgruppe »Sakralraumtransformation« und empirische Ergebnisse ins Gespräch mit theologischen Überlegungen zum Kirchenraum eingebracht.

6 Phase 0 als Standortbestimmung – ganzheitliches Aufmaß des Vorhandenen vor Ort

Wo und wie fangen wir an, wenn wir Veränderung wollen oder brauchen? Im Spannungsfeld von akuten baulichen Notinstandsetzungen und den perspektivischen Überlegungen, wie mit dem baulichen Erbe der Kirchengemeinden umgegangen werden soll, stehen handelnde Akteure meist vor der Fragestellung: Wo und wie eigentlich beginnen – und damit vor einer großen Hürde.

Der Workshop nahm die Phase 0 in den Blick. Denn: Insbesondere vor dem Hintergrund angespannter Finanzsituationen wird die Phase 0 – die Erarbeitung von Entscheidungsgrundlagen, die Erarbeitung von Bedarfen im direkten Umfeld und möglicher Nutzungspartner und daran geknüpft erste Überlegungen zur Machbarkeit – immer wichtiger.

Die Akteur:innen vor Ort sind oft mit großen Entscheidungen überfordert. Aber externe Evaluationen werden als übergriffig angesehen. Haupttenor war, dass eine externe Moderation mit Distanz zum Ort des Geschehens – aber dennoch mit kirchlicher Bindung – wünschenswert wäre. Diese sollte Entscheidungshilfen geben, zum Beispiel hinsichtlich der Priorisierung der Mittel bei begrenzten Ressourcen. Angeregt wurde, in Nachbarschaftsräumen Akteur:innen auch ortüberschreitend an einen Tisch zu bringen, um Erfahrungen auszutauschen und Doppelungen von Angeboten in erreichbarem Umkreis zu vermeiden. Abläufe für Moderationsprozesse sollten für alle Bundesländer koordiniert abgestimmt werden – als Richtlinien.



7 St. Johannis Ellrich – das Zentrum im Zentrum

Best-Practice-Beispiel: Die Stadtkirche St. Johannis, nach dem großen Stadtbrand 1860 als dreischiffiger Saalbau wieder aufgebaut mit hellem Chorpolygon und von Fritz Braue 1910 ausgemaltem Gratgewölbe ist der topografische Mittelpunkt der nordthüringischen Kleinstadt Ellrich. Auf der Suche nach ihrer Bestimmung hat sich die Kirche im 21. Jahrhundert dank vieler Aktivistinnen und Aktivisten neu erfunden, wurde 2022 von Smits+Tandler (Erfurt) funktionsoffen als Begegnungszentrum umgestaltet und etabliert sich seither als Netzwerkkirche für die Stadt und ihr Umland und als ein kulturelles Zentrum im Südharz. Sie wird kirchlich und kulturell genutzt, soll weiter ausgebaut werden, ein Tourismuszentrum, eine Aussichtsplattform, verschiedene Veranstaltungsräume und Ausstellungsflächen enthalten. Wichtig: Für diesen »Treffpunkt« müssen Gründe für die Treffen gefunden werden.

8 Kirchen auf dem Lande – wem sie nützen, was sie brauchen

Im Land Brandenburg gibt es ca. 1.500 Kirchengebäude in teils sehr kleinen Dörfern. Es mangelt an Kirchenmitgliedern, die sie besuchen und die sich um sie kümmern. Es gibt wenige Gottesdienste durch wenige Pfarrer:innen und das Interesse am klassischen Sonntagsgottesdienst sinkt. Der Mitgliederrückgang zieht weniger Einnahmen nach sich, der Erhaltungsaufwand der Kirchengebäude bleibt aber hoch. Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V. berät, unterstützt und fördert lokale Initiativen, Kirchbauvereine und Gemeinden im Land Brandenburg und auf dem Gebiet der Evangelischen Landeskirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz beim Erhalt der Kirchen. Im Workshop stellt er Ideen und Aktivitäten zur Nutzung und Erhaltung von Kirchen an konkreten Beispielen zur Diskussion.

Der Förderkreis will Mut machen für offene Kirchen, Kooperationen, Involvierung der Kommunen. Gefragt wurde nach: Was macht man, wenn niemand mehr da ist, um aktiv zu werden? Welche Nutzungsmöglichkeiten gibt es überhaupt?

Fazit: Da anknüpfen, wo bereits etwas läuft – ansonsten Geduld haben, Macht abgeben, Augenhöhe üben, fachliche Kompetenzen erkennen und für Entscheidungen heranziehen.

Grundsätzlich:

Neben organisatorischen und planerischen Fragen ging es auch um ethische Fragen der Nutzung:

Wen lässt man in die Kirchenräume? Stichwort: Gemeinwohlorientierung (nicht die als Friedensbewegung getarnte rechtsextreme Gruppe)

Was und welche Nutzungen vertragen die Räume?

Kurzbericht

Bedarfe und Realitäten

Dr. Marina Wesner für die Expert:innengruppe

Das Thesenpapier zur Sektion betont die Bedeutung von Kommunikation, der Öffnung der Gemeinden untereinander, innerhalb der Hierarchien und nach außen. Die Erfahrungen anderer sollten gesehen, diskutiert und wenn sinnvoll adaptiert werden. Gleichzeitig sollte diskutiert werden, in welcher Form Gebäude mit den Gemeinden in Wechselspiel gehen, wie sich soziale Formen auf Gebäude auswirken, was für Gebäude benötigt werden.

An der einführenden Podiumsdiskussion nahmen Christian Nottmeier (Superintendent Kirchenkreis Neukölln), Andreas Roth (Erzbistum Berlin, Leiter Baubetreuung), Dr. Manuela Klauser (wissenschaftliche Mitarbeiterin Transara-Sakralraumtransformation, Universität Bonn), Dr. Johann Hinrich Claussen (Kulturbüro des Rates der EKD) sowie Dr. Konstantin Manthey (Katholische Akademie in Berlin e.V.) als Moderator teil.

Christian Nottmeier betonte die Öffnung der parochialen Systeme, den dienenden Charakter der Gebäude und den Wunsch nach einer Mischung traditioneller und neuer zu entwickelnder Nutzungskonzepte. Einen kritischen Blick hatte Andreas Roth, der feststellte, dass trotz jahrelanger Bemühungen die Problemanzeigen eher zunähmen, viele Prozesse liegen blieben und die Zusammenarbeit auf allen Ebenen stark ausbaufähig sei. Manuela Klauser forderte Haltung ein und gab als Beispiel die englische Herangehensweise, bei der als klare Ausgangsbasis diene, dass keine Gebäude abgegeben würden und auf dieser Basis ein Weg gefunden werden müsse. Bei der Frage nach nächsten notwendigen Schritten wurde die Bedeutung des Ehrenamtes, der einzelnen sich verantwortlich fühlenden Menschen in den Fokus gerückt. Nur mit einer Stärkung und Vergrößerung dieser aktiven Gruppe könne ein Umgang auch mit den Gebäuden gefunden werden. Wobei zum Ehrenamt auch die Übernahme von (ideellen) Verantwortlichkeiten gehöre.



Die acht Workshops dieser Sektion hatten den Umgang mit Gebäuden mit unterschiedlichsten Schwerpunkten zum Thema. Wobei sich immer wieder herausstellte, dass diese Immobilien nicht ohne die Menschen gedacht werden können, ausdrücklich nicht nur Gemeindeglieder, sondern alle Menschen, die auf welchem Weg auch immer eine Verbindung oder Anbindung zu diesen Räumen spüren. Somit wurde die Bedeutung der Kommunikation hervorgehoben, herausgearbeitet, welche Rolle unschwellige Kommunikation spielt, die Unterschiede, die sich ergeben zwischen Stadt und Land, moderierten und unmoderierten Prozessen, zwischen Ehrenamtlichen, Hauptamtlichen und Fachpersonen und andauernden, teilweise deutlichen, auch historisch bedingten Unterschieden zwischen Ost und West. Insofern sind alle Beteiligten immer wieder angehalten, offen und aufmerksam in Kontakt zu treten.

Die Einbindung aller gesellschaftlichen Gruppen, die Chancen, sich sozialräumlich zu orientieren wurde von betriebswirtschaftlicher Seite ebenso benannt wie von pastoral-gemeindlicher Seite. Als positiv und unterstützend wurden »Testimonials« von Ehrenamtlichen erwähnt, die den Weg der Nutzungsänderung, Abgabe von Gebäuden oder erweiterte Öffnung bereits gegangen sind und ihre Erfahrungen mit anderen teilen.

Zur Kommunikation gehört wesentlich der Faktor Zeit. In einem Beispiel aus Hamburg-Veddel wurde berichtet, dass die Gemeinde zehn Jahre einen »Testmarkt« angeboten hat, um die bestmögliche Nutzungsmischung zu erfahren. Daraus entwickelt sich nun ein Stadtteilzentrum, in dem die Kirche als Mieterin vertreten ist. Mitnehmen aus solchen Beispielen können alle, dass Geduld, Erprobung und unendliche, filternde und Sensibilisierung fördernde Gesprächsrunden notwendig sein können, um einen Weg zu finden.

Diese Erprobung passt zur Frage, ob Kirche zu perfektionistisch an Projekte herantritt. Der Wunsch, die perfekte Lösung zu finden, blockiert kleine Schritte, ein Erproben und prozesshaftes Entwickeln. Hier wurde auch die Frage nach eventuell zu hohen ästhetischen Ansprüchen gestellt, wobei parallel die Frage aufkam, inwieweit Ästhetik tatsächlich von finanziellen Mitteln abhängt? Ein weiterer Workshop brachte den Gedanken ins Spiel, ob die noch vorhandenen finanziellen Mittel Innovationen in Gestaltung und Nutzung eher hemmen, weil gerade das Improvisieren erst neue Wege und Ideen fördert und für neue Gedanken Platz macht. Gleichzeitig wurde betont, wie wichtig kleine Schritte und Maßnahmen sind, um beispielsweise das Ziel der CO₂-Neutralität zu erreichen. Ein wichtiger Aspekt dieser Bestrebungen sei auch, Energieeinsparungen nicht mehr nach ihrer Rentabilität und Amortisation zu bewerten, sondern ebenso wie Brandschutz und Barrierefreiheit als selbstverständliche Forderungen modernen Bauens.

Ein wichtiger Gedanke bei der Umsetzung aller notwendigen Wege ist, dass mit 20 Landeskirchen und 27 Diözesen eine große, gleichzeitig kleinteilig agierende Masse vorhanden ist, die voneinander lernen kann, sich gegenseitig unterstützen sollte und als Gruppe, wenn sie sich gemeinschaftlich versteht, ein großes Gewicht besitzt.

Zusammenfassend wurde die Bedeutung der rund um den Kirchenbau tätigen Menschen, der achtungsvollen, offenen Kommunikation, die notwendige Zeit und Geduld, das Unperfekte und die Kraft der kleinen Schritte hervorgehoben. Ein Plädoyer von Andreas Roth aus der Podiumsdiskussion stand über allem:

»Bevor wir die Kirchen schließen, schließen wir sie doch bitte erstmal auf.«

Impuls Bau

Prof. Almut Grüntuch-Ernst, Grüntuch Ernst Architekten, Berlin und TU Braunschweig

Sehr verehrte Damen und Herren,
liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer dieses Berliner Kirchbautages!

Ich freue mich, dass ich hier – auch als langjähriges Mitglied dieser Kirchengemeinde – zu Ihnen zur Zukunft des Bauens sprechen darf.

Gemeinsam mit meinem Partner Armand Grüntuch habe ich nach unserem Umzug nach Berlin im Jahr 1991 ein Büro aufgebaut, um Teil der Dynamik der Stadt nach der Wiedervereinigung zu werden. Seit 2011 habe ich ein weiteres Team an der Universität: Ich bin Professorin an der TU Braunschweig und leite das IDAS – Institut für Entwerfen und Gebäudelehre. Damit übernehme ich natürlich auch Verantwortung für die Ausbildung der zukünftigen Architektinnen und Architekten. Beide Handlungsräume – die Baupraxis im Büro und die Architekturlehre an der Universität – stehen vor herausfordernden Aufgaben:

Wandel und Verantwortung – Woraus wird unsere Zukunft gebaut? Welche Rolle spielen die Bestandsgebäude? Was ist ihr kultureller und materieller Wert? Wir leben in Zeiten des Umdenkens, des Loslösens von der Idee des grenzenlosen Wachstums und der Bedrohung durch den menschengemachten Klimawandel. Die Energiepolitik verlässt die Gedankenlosigkeit fossiler Verbrennung und zielt auf erneuerbare Energien. Auch die Baustoffindustrie verändert sich und wird bald nicht mehr so viel für die Sondermülldeponie produzieren.

Gebaut wird zunehmend mit Materialien, die in Transformationsprozessen umgeformt oder in natürliche Rohstoffe zurückgeführt werden können. Auch für Entwurfsarchi-



tekt:innen bedeutet das eine Abkehr vom Tabula-Rasa-Denken der Moderne. Immer mehr erkennen, dass man oft nicht einfach einen Neustart machen kann, sondern Aufgaben auf uns zukommen, die einen kreativeren Umgang mit Bestandssituationen erfordern.

Der Denkmalschutz sichert die wertvollsten Bausteine aus jeder Zeit – das »geerbte Glück« einer Stadt. Diese Bauten halten als authentische Zeitzeugen die Baugeschichte lebendig. Es ist wichtig, das bauliche Erbe als Kulturträger seiner Zeit anzusehen und es zu schützen – nicht nur vor Abriss, sondern auch vor Überblendung durch kulissenhafte Nachempfindungen oder vor der formalen Entstellung durch energetische Hüllsanierungen.

Nachhaltige Architektur bedeutet jedoch nicht, die Architekturgeschichte anzuhalten und jedes Bestandsgebäude festzuhalten. Höchst individuelle Lösungsansätze für verschiedene Orte und unterschiedliche Funktionen im Umbruch werden uns abverlangt. Viele alte Gebäude können heute weder baukulturell noch baukonstruktiv überzeugen und werden zum schwerverdaulichen Detritus unserer Stadtgesellschaft. Architekt:innen können dann zu Alchemisten werden, die aus Zitronen Limonade machen: die es schaffen, aus einem vermeintlichen Nachteil – zum Beispiel einem unterdurchschnittlichen Bestandsgebäude – ein unerwartetes Potenzial zu entwickeln. Mit neuen Funktionen und Wahrnehmungsangeboten können architektonische »Erblasten« neu entdeckt und für die Stadt zurückgewonnen werden.

Für den deutschen Beitrag zur Biennale 2006 in Venedig – »Convertible City« – wurden wir als Generalkommissare berufen und haben diese Wandlungsfähigkeit mit Beispielen thematisiert. Damals haben wir dort das MACHmit!Museum in der Eliaskirche von Klaus Block gezeigt. Sie kennen es alle aus der aktuellen Publikation »Leben statt Leere.« Es ist eine beispielhafte Transformation, die – wie eine temporäre Installation für eine kinderfreundliche Stadt – die besondere Aura der Kirche bewahrt. Ein gelungener Eingriff, der das Gemeinwesen in diesem besonderen Gebäude stärkt und die Zukunft offenhält.

Auch in unserem Büro stehen viele Projekte im Spannungsfeld zwischen den Problemen und Potenzialen von Bestandsgebäuden. Die architektonischen Strategien sind hierbei unterschiedlich: Durch Anlagerung, Überlagerung, Verschiebung und Durchdringung werden bestehende Gebäudestrukturen erweitert, neu verbunden oder neu programmiert. Die Rolle als Architekt:innen erfordert über die Gestaltung hinaus kreative Ideen und eine viele unterschiedliche Interessen einbindende Moderation auf der Programmebene, um die richtigen Nutzungen, die richtigen Ideen und die richtigen Menschen zu verbinden. Wer und was passt zum Haus? Und wie kann man eine Idee für die neue Identität eines Hauses entwickeln? Für diese Moderation ist ein hohes Maß an architektonischer Kompetenz und Feingefühl erforderlich – um Gebäude in der Gegenwart zu beleben, ohne damit ihre Geschichte zu banalisieren.

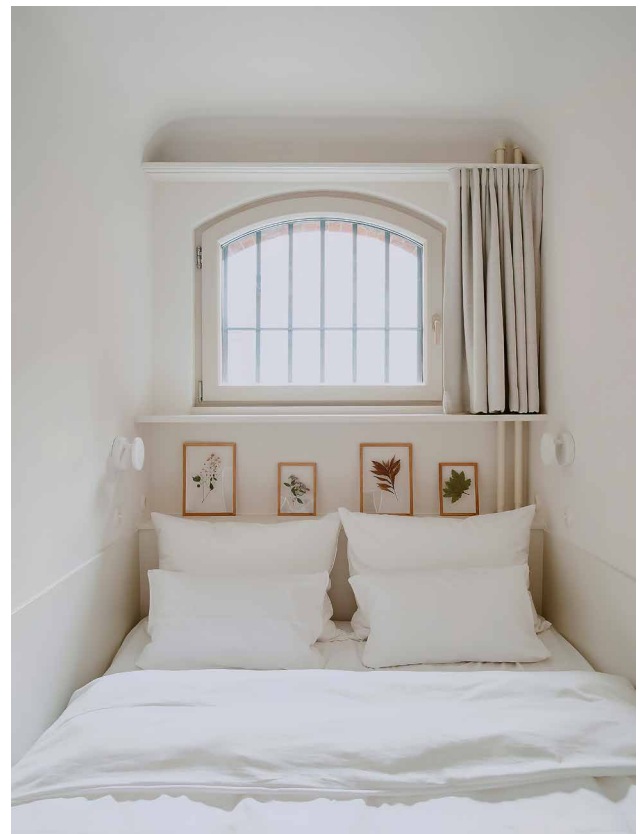
Transformation: Vom Gefängnis zum Hotel

Der Weg in das Hotel Wilmina im zentralen Berliner Bezirk Charlottenburg führt heute von der Kantstraße über die Rezeption – in der alten Poststelle des Strafgerichts – hinein in die Tiefe des Blocks – und in die Gärten. Die Transformation des ehemaligen Frauengefängnisses in ein Hotel zeigt, wie Architektur historische Schwere nicht auslöschen, aber umdeuten kann – in Offenheit, in neue Atmosphäre, in Gastfreundschaft.

Die Geschichte des Ortes beginnt um 1896. Damals standen das Strafgericht und das Gefängnis an der Kantstraße allein auf den ersten Versiegelungsflächen am Rande der wachsenden Stadt Charlottenburg. Das Areal war damals noch frei und exponiert im Stadtraum. Doch sehr schnell wuchs der Block um die Gebäude herum. Bis 1985 war das Gefängnis in Betrieb. Dann wurde der Ort vergessen – unsichtbar, im Block verborgen.

Wir haben das Gelände erstmals 2010 betreten. Es war ein bedrückender, düsterer Ort – mit den dunklen Wolken der deutschen Justizgeschichte über sich. Eine Abfolge von Toren, Höfen und einem Schleusenhof strukturierte das Ankommen: Hier trat man ein, bevor man eingesperrt wurde. Alle Höfe waren über Jahrzehnte versiegelt worden. Doch in kleinen grünen Bereichen war eine gute Energie spürbar – eine urbane Wildnis, die von Gärtnern unbeachtet geblieben war. Der Ort war einschüchternd. Das Programm der Strafe war in die Räume eingeschrieben: Vereinzelung und Kontrollverlust für die Gefangenen, effiziente Kontrolle für die Schließer. Enge Zellen, Sackgassen, Fensteröffnungen oberhalb der Augenhöhe, ohne jeden visuellen Bezug zur Außenwelt.

Der Zellentrakt im Blockinneren wurde bis 1985 als Frauengefängnis genutzt. Danach standen die Gebäude leer und wurden unter anderem als Filmset genutzt, zum Beispiel 2008 für die Literaturverfilmung »Der Vorleser« mit Kate Winslet. Ein schwieriges Erbstück, das 90 Jahre lang Teil aller Kapitel der deutschen Justizgeschichte und der dunklen Jahre der Nazi Herrschaft war. Zwischen 1942 und 1945 waren hier Frauen des Widerstands gegen das NS-System inhaftiert, unter ihnen viele Mitglieder der »Roten Kapelle«, die Andreas Dresen 2024 mit seinem Film »In Liebe, Eure Hilde« wieder ins Bewusstsein gerückt hat. In einer Erinnerungszelle sammeln wir heute Texte und bieten Raum und Ruhe, diese Unterlagen zu sichten.



Die Transformation war radikal. Die Raumkonfiguration und ihre Bedeutung mussten umgekehrt werden, damit aus einem antisozialen Raum ein einladender Raum entstehen konnte. Gleichzeitig wollten wir authentische Spuren der Vergangenheit sichtbar belassen und dennoch eine offene, lichte Atmosphäre schaffen, die die Besucher:innen einlädt, den Kopf zu heben – hinauf zum Himmel und zu den Wolken.

Durch Subtraktion – das Entfernen von Material, das Vergrößern von Fenstern und das Verbinden von Räumen – entstand eine neue räumliche Wirkung. Wir wollten einladende Räume schaffen, gleichzeitig die historischen Schichten ablesbar erhalten. Der Weg bis an die Zellentüren blieb erhalten, aber dahinter entstanden helle, leichte Räume für den freiwilligen privaten Rückzug. Drei ehemalige Zellen ergeben heute ein Gästezimmer. Im Verwaltungstrakt wurden barrierefreie Zimmer eingerichtet. Zusätzlich haben wir das Gebäude durch Auflagerung eines neuen Dachgeschosses erweitert. Ein gläsernes Penthouse mit vier lichtdurchfluteten Räumen wurde hinter einer Schicht aus feinen Gliederketten realisiert. Darüber befindet sich eine begehbare Dachterrasse mit schmalen Wasserbecken, das nach dem Saunabesuch zur Abkühlung dient und bewegtes Licht in das Atrium leitet. Ein weiteres wichtiges Element der Transformation war die Translokation von Material. Entfernte Ziegel wurden genutzt, um ein neues Verbindungsbauteil einzufügen. Zum ersten Mal wurde dadurch das Vorderhaus mit dem Gefängnis-Komplex verbunden. Entstanden ist eine raumhaltige Mauer ohne direkten Blickkontakt in den grünen Hof.

Dieser neue Bauteil ist keine laute Geste, sondern eine ruhige, leitende. Er führt die Besucher:innen durch eine Abfolge von Räumen – vom ersten Hof über eine Bar im Seitenflügel und schließlich in den Speisesaal des Hotels. Dabei geht man entlang eines kleinen Gartenhofs und seines Spiegelbilds. Der Speisesaal befindet sich im ehemaligen Schleusen- und bildet heute das Gelenk zwischen dem Veranstaltungshaus an der Straße und dem Hotel im Blockinneren. Er ist damit architektonisch wie atmosphärisch eine Scharnierstelle zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Stadt- und Rückzugsraum.

Aber diese Transformation endet nicht im Gebäude – unsere Strategie war es auch, den Raum für die Ausbreitung einer urbanen Wildnis maximal zu erweitern: in den Innenhöfen, entlang der Fassaden und auf den Dachflächen. Die Pflasterungen, die über viele Jahre den Boden luft- und wasserdicht verschlossen hatten, wurden großflächig abgetragen – Schubkarre für Schubkarre durch das Vorderhaus. Zusammen mit den Landschaftsarchitekten Atelier Balto und Christian Meyer haben wir dieses Stück Berliner Boden revitalisiert. Wenn heute das Tor geöffnet wird, betreten die Gäste das Gartenfoyer des Hotels – ein Ort der Ruhe und Erholung inmitten der dynamischen Stadt. Das verändert nicht nur das Mikroklima im Block, sondern auch die Wahrnehmung des gesamten Areals: Aus einem vormals abweisenden, lebensverachtenden Ort ist ein offenes, grünes Stadtensemble geworden.

Diese Transformationen zeigen, dass Architektur nicht nur Räume schafft, sondern auch ökologische Strategien für die Stadtentwicklung formulieren kann. Dachflächen und Fassaden sind keine Restflächen mehr, sondern Teil eines aktiven Klimakonzepts: Sie speichern Wasser, kühlen durch Verdunstung, verbessern die Luftqualität und schaffen Lebensräume für Tiere und Pflanzen. Wir haben gezeigt, dass durch solche Eingriffe Orte, die lange als abgeschlossen galten, neu in den städtischen Kreislauf zurückgeführt werden können – räumlich, sozial und ökologisch.

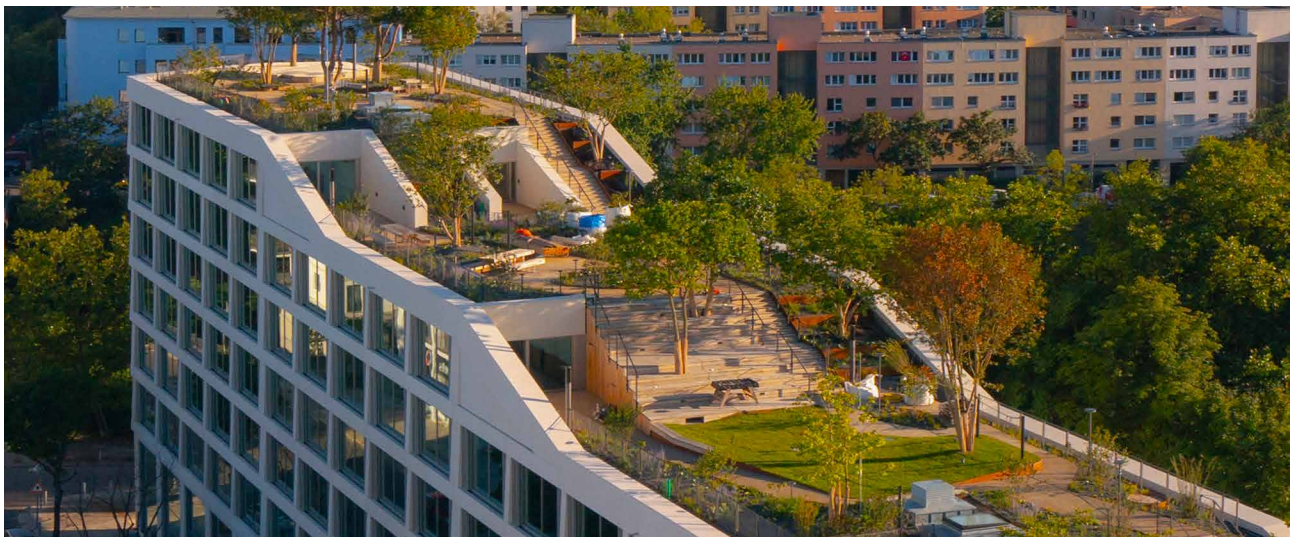
Elektrizitätswerk Charlottenburg – neue Bausteine für die Stadt

Ich möchte Ihnen ein weiteres Projekt vorstellen, das beispielhaft für urbane Transformation steht: das Elektrizitätswerk Charlottenburg. Unser Bürogebäude an der Darwinstraße ist der erste Baustein für eine Neu-Programmierung der Industriebrache im Norden von Berlin-Charlottenburg. Um 1900 war das Elektrizitätswerk selbst der erste Baustein der Stadterweiterung an der Spree. Das Kraftwerksgelände ist über Jahrzehnte organisch gewachsen. Im Jahr 2006 wurde es schließlich für eine Umnutzung freigegeben. Auf dem Lageplan erkennt man die großen Lagerhallen, Kesselhäuser und Schornsteine – sowie einen schmalen Parkstreifen am östlichen Rand des Geländes.

Der öffentliche Raum an der Spree wird mit einem einladenden Aufstieg über mehrere grüne Terrassen bis auf den Dachpark erweitert. Mit dem Bürogebäude wurde das Bauvolumen in der Stadt nachverdichtet. Aber es ging nicht nur darum, möglichst viel Bauvolumen zu schaffen, sondern auch einen Mehrwert für die Stadtgesellschaft zu schaffen. Der Neubau verbindet neue Arbeitswelten mit ökologischen und sozialen Angeboten.

Urbane Verdichtung muss nicht im Widerspruch zu städtischer Aufenthaltsqualität, Natur und Öffentlichkeit stehen – im Gegenteil, sie kann diese Aspekte neu miteinander verknüpfen. Ein solches Konzept erfordert eine sehr frühe Integration aller Fachplaner. Wir haben eng mit den Landschaftsarchitekten Capatti Staubach sowie mit Tragwerksplanern und Haustechnikern zusammengearbeitet, um sicherzustellen, dass alle biologischen und technischen Anforderungen bedacht und erfüllt werden. Alle Arbeitsplätze können sich spontan in den Außenraum erweitern. Der Dachpark bietet Raum für informelle Begegnungen, zum Durchatmen und zum Austausch und eröffnet einen großartigen Blick auf den Flusslauf der Spree. Oben auf dem Dach entsteht ein kontemplativer Ort über der Stadt – ein Raum, der nicht abgeschlossen ist, sondern Teil des urbanen Lebensraums.

Dieser Dachpark ist aber nicht nur ein Ort für Menschen. Er ist auch ein Ort für Biodiversität in der Stadt. Wir waren überrascht, als wir nach einem nächtlichen Schneefall am nächsten Morgen viele Tierspuren auf dem Dach entdeckten. Das hat uns gezeigt: Wenn man solchen Räumen die richtigen Bedingungen gibt, werden sie schnell angenommen – nicht nur von Menschen, sondern auch von Tieren.



Transformation als urbane Strategie

Beide Projekte – Wilmina und das Elektrizitätswerk – sind Beispiele für die Nachverdichtung der Stadt, für die Transformation und die emotionale Wiederentdeckung von vergessenen oder verlassenen Orten. Sie zeigen, wie wichtig es ist, die Zeitspuren sichtbar zu halten, statt sie zu überformen oder zu löschen. Und sie zielen auf die Steigerung der Lebensqualität in der Stadt – auf Möglichkeiten der Begegnung und urbane Vitalität.

Ich glaube, dass dies in Zukunft unsere zentrale Aufgabe bleiben wird: Architektur nicht allein als technische oder ästhetische Praxis zu verstehen, sondern ebenso als kultureller und ökologischer Auftrag. Wir sind gefordert, mit dem zu arbeiten, was da ist – sensibel, kreativ, verantwortungsvoll. Wir müssen neue Programme finden, neue Atmosphären schaffen, neue Gemeinschaften ermöglichen. Die Spuren der Vergangenheit sind dabei kein Hindernis, sondern die Ressource. Wenn wir ihren materiellen und kulturellen Wert erkennen, können wir Räume schaffen, die erzählen, verbinden und transformieren.

Wenn wir heute über Transformation, Nachverdichtung und den Umgang mit dem Bestand sprechen, dann tun wir das immer im Bewusstsein des baulichen Erbes der Kirchen. Kirchliche Gebäude sind oft die ältesten und atmosphärisch stärksten Orte unserer Städte und Gemeinden. Sie tragen Erinnerungen über Generationen hinweg, erzählen Geschichten, strukturieren Stadträume und prägen kulturelle Landschaften. Deshalb kommt ihnen in diesem Prozess eine besondere Rolle zu. Sie sind nicht einfach nur Bestand, den es zu erhalten oder umzubauen gilt – sie sind Träger von Sinn, Symbolik und Gemeinschaft.

Die Herausforderungen, vor denen wir stehen – Klimawandel, gesellschaftlicher Wandel, neue Nutzungsanforderungen –, treffen auf ein Erbe, das sensibel, verantwortungsvoll und zugleich mutig weitergedacht werden muss. Wenn wir das bauliche Erbe der Kirche neu lesen, ohne seine Tiefe zu verlieren, wenn wir Räume öffnen, Atmosphären weiterentwickeln und neue Formen von Öffentlichkeit und Gemeinschaft ermöglichen, dann wird dieses Erbe nicht nur museal konserviert, sondern in die Gegenwart und Zukunft übersetzt.



Impuls Soziologie – Kirchengebäude in multireligiösen säkularen Gesellschaften

Dr. Anna Körs, Akademie der Weltreligionen, Universität Hamburg

Sehr geehrte Damen und Herren,

Ich wurde gebeten, auf diesem spannenden Kirchbautag einen soziologischen Impuls zur gesellschaftlichen Bedeutung von Kirchengebäuden und ihren zukünftigen Gestaltungspotenzialen zu geben.¹ Dass hierzu eine soziologische Perspektive gefragt ist, ist umso erfreulicher, als sich die Soziologie nach einer langen Phase der »Raumvergessenheit« gerade in den letzten Jahrzehnten verstärkt dem Raum zugewandt hat und ihn dabei nicht nur als materiellen Ausdruck des Sozialen, sondern auch in seiner Wirkung auf das Soziale betrachtet. Dies gilt auch für religiöse Räume und die hier interessierende Fragestellung: Inwieweit sind Kirchengebäude nicht nur Ausdruck sozialer Prozesse, sondern auch Träger gesellschaftlicher Gestaltungskraft? Was ist ihnen zuzutrauen, und wo liegen ihre Grenzen?

Hierzu bietet die Soziologie einige Deutungsansätze, von denen ich nur zwei nennen möchte: So etwa gehören Kirchengebäude »zu der kleinen, aber bedeutsamen Gruppe der kollektiven Identitätssymbole, über die eine Gesellschaft verfügt. Die entscheidende Bedeutung eines solchen Kollektivsymbols besteht in der allgemeinen sozialen Reaktion, die es bei fast allen Gesellschaftsmitgliedern hervorruft.«² Dieses Zitat stammt aus einem Vortrag des Soziologen Hans-Georg Soeffner auf dem Kirchbautag 1996 in Magdeburg, in dem er zeigte, dass Kirchbauten durch ihre Eigenschaften als Kollektivsymbole, anders als die Amtskirchen, den Einzelnen selbst in einer säkularen und pluralistischen Gesellschaft noch immer an die Gemeinschaft zu binden vermögen. Seitdem hat sich die religiöse Situation in Deutschland bekanntlich erheblich gewandelt, die Bindekraft der Kirchen deutlich abgeschwächt und die religiöse Pluralität zugenommen. Doch auch im kürzlich erschienenen Buch von Hartmut Rosa mit dem programmatischen Titel »Demokratie braucht Religion«³ bilden Kirchengebäude als Resonanzräume einen Gegenpol zu einer auf Verfügbarmachung und Beschleunigung ausgerichteten Gesellschaft und bieten Räume, die den Menschen eine andere Art der Weltbeziehung ermöglichen, ihre Resonanzfähigkeit stärken und somit auch die Demokratie fördern, die mehr denn je ein »hörendes Herz« brauche.

Mit meinem Beitrag möchte ich den Blickwinkel in zweifacher Weise verschieben. Denn gleich, wie sehr oder wenig überzeugend diese Deutungen erscheinen mögen, wichtiger ist es für die Beantwortung der Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung von Kirchengebäuden, dass die jeweiligen Deutungen im Kontext einer mitgedachten Gesellschaft und zukünftigen Entwicklung stehen.⁴ Oder anders gesagt: So wie es nicht die eine Wirklichkeit gibt – wie auch der Kirchbautag mit seinem Titel »Wirklichkeiten und Wege« vom Plural ausgeht – so gibt es auch nicht die eine Zukunft, sondern Entwürfe, Annahmen und Ausschnitte unterschiedlicher Wirklichkeiten und Zukünfte. Und meine Annahme lautet: Erstens, dass mit fortschreitender Säkularisierung und gleichzeitiger religiöser Pluralisierung – oder mit Peter Bergers »doppelter Pluralisierung«⁵ – insbesondere die Frage nach der potenziellen Wirkung von Kirchengebäuden in einer zunehmend säkularen und multireligiösen Gesellschaft relevant wird. Und zweitens, dass die Soziologie als »Wirklichkeitswissenschaft« (Max Weber) hierzu insbesondere auf der Grundlage dessen, was uns empirisch zugänglich ist, wichtige Erkenntnisse liefern kann.

Dazu werde ich im Folgenden empirische Einblicke in drei Fallbeispiele zum Umgang mit Kirchengebäuden geben: zu Citykirchen, wie sie in vielen deutschen Städten zu finden sind; zu einer Kirchen-Moschee-Umnutzung, wie sie sich in Hamburg ereignet hat; und zum »House of One«, wie es in Berlin entstehen soll.⁶ Diese Auswahl mag überraschen, sind doch Citykirchen bestenfalls eine Innovation der 1990er Jahre, die Kirchen-Moschee-Umnutzung ein Einzelfall und das »House of One« ein interreligiöses Bauprojekt. Insofern sind diese drei Fälle offensichtlich nicht die typischen Umnutzungen von Kirchengebäuden, die derzeit und in größerem Umfang zur Diskussion stehen und auch auf dem Kirchbautag thematisiert werden. Vielmehr fokussieren sie einen bestimmten Ausschnitt der Wirklichkeiten und Zukünfte, indem sie alle drei eine kirchliche Reaktion auf eine einerseits stärker säkular und andererseits zunehmend religiös plural geprägte Gesellschaft sind. Sie sollen hier nicht etwa bewertet oder gar zum Zukunftsmodell ausgerufen werden, sondern exemplarisch Aufschluss geben über kirchenraumbezogenes Steuerungshandeln in einer »doppelt pluralen« Gesellschaft, die sich auch räumlich manifestiert.

Citykirchen

Citykirchen sind entstanden in den 1990er Jahren, als angesichts des Rückgangs der Kirchenmitglieder neue Konzepte jenseits der traditionellen Ortsgemeinde benötigt wurden. In dieser Situation profilierten sich Innenstadtkirchen in einem zunehmend säkularisierten Stadtkontext als Citykirchen, indem sie sich durch niedrighschwellige Zugänge und Angebote als Orte der Stadtöffentlichkeit präsentierten. Mit dieser Reinszenierung als öffentliche Räume sind Citykirchen programmatisch darauf ausgerichtet, die Grenzen der Organisation Kirche relativ durchlässig werden zu lassen und dadurch gerade auch diejenigen zu erreichen, die dem kirchlichen (Gemeinde-)Leben ansonsten eher fernstehen. Und tatsächlich lässt sich vielerorts beobachten, dass Citykirchen sehr gut besuchte Kirchen sind, die geradezu Besucherströme anziehen und damit den Säkularisierungstrend zu konterkarieren scheinen.

Doch inwieweit funktioniert diese Selbstregulierung durch Profilierung oder empirisch gefragt: Welche Besucherkreise erreichen Citykirchen tatsächlich und wie werden sie wahrgenommen? Auf zwei empirische Studien möchte ich hierzu Bezug nehmen: eine Befragung von rund 1.600 Besuchenden in vier Stadtkirchen im Ostseeraum⁷ sowie eine Befragung von rund 6.500 Besuchenden in zwölf Citykirchen in Deutschland und der Schweiz.⁸

Beide Studien zeigen übereinstimmend zunächst, dass die Programmatik – eine größere Öffentlichkeit zu erreichen – auf den ersten Blick zu gelingen scheint. Denn nicht nur werden Stadt- oder Citykirchen von vielen Menschen besucht, sondern auch in vielfältiger Weise als bedeutsam wahrgenommen: als religiöse, geschichtliche, städtische, bauwerkliche, atmosphärische Orte sowie insbesondere auch als Orte kollektiver Erinnerung und als emotionale Orte. Auffällig ist dabei, dass unterschiedliche Besuchersgruppen – Kirchengemeindemitglieder, Stadtbewohner:innen und Tourist:innen – trotz großer Unterschiede in ihrem Nutzungsverhalten die Kirchen offenbar in sehr ähnlicher Weise wahrnehmen. Dies gilt selbst für die Tourist:innen, wenn etwa vier Fünftel von ihnen angeben, dass die Kirche positive Gefühle in ihnen hervorruft, obwohl sie das Gebäude häufig das erste Mal betreten.

Man könnte daher meinen, dass diese kollektiven Bedeutungszuschreibungen über die verschiedenen Besuchersgruppen hinweg vor allem der Wirkkraft des Raumes zuzurechnen sind

und dass Kirchengebäude damit über eine Eigenwirkung verfügen würden. Wie sonst kann es sein, dass Citykirchen bei fast allen Besuchenden ähnliche Reaktionen hervorrufen?

Diese Annahme trifft allerdings nur begrenzt zu und relativiert sich, wenn man sich anschaut, wer die Besuchenden und insbesondere die Tourist:innen sind. Denn beide Studien zeigen ebenso übereinstimmend, dass die unterschiedlichen Besuchergruppen sich zwar in ihrem Nutzungsverhalten und auch hinsichtlich sozio-demografischer Merkmale deutlich unterscheiden. Gemeinsam ist aber allen drei Besuchergruppen – und so auch den Tourist:innen – dass sie über eine hohe Religiosität verfügen, vielfach regelmäßig Kirchen besuchen, mit dem Kirchenraum vertraut sind und sich religiös geprägt und orientiert verhalten. So etwa zeigt die Studie zu »Citykirchen und Tourismus«, dass Citykirchen zwar das breite Spektrum von »areligiösen« bis hin zu »hochreligiösen« Besuchenden durchaus anzusprechen vermögen, der Anteil der »Areligiösen« mit insgesamt 14 Prozent der Besucherschaft jedoch vergleichsweise gering ausfällt. Insofern werden mit den Tourist:innen nur sehr begrenzt Kirchendistanzierte oder -ferne erreicht, sondern primär mehr oder weniger stark, aber immer noch religiös geprägte Menschen.

Damit löst sich die Programmatik der Stadt- oder Citykirchen auch nur teilweise ein und die genannten kollektiven Bedeutungszuschreibungen lassen sich weniger auf die Eigenwirkung des Kirchengebäudes zurückführen, sondern hängen vielmehr mit dem hohen Grad der Religiosität der Besucherschaft zusammen. Dafür spricht auch, dass es einen stabilen Zusammenhang gibt zwischen den Religiositätstypen und der Wirksamkeit des Kirchengebäudes. So schätzen die »Areligiösen« die Wirkungen des Raumes erwartungsgemäß am geringsten ein, die »Hochreligiösen« am stärksten.



Daraus kann man schließen: Citykirchen werden in vielfältiger Weise wahrgenommen und tragen damit wesentlich zur kirchlichen Profilierung bei, allerdings weniger dadurch, dass sie neue kirchendistanzierte Besucherkreise erschließen würden, als vielmehr durch die Stabilisierung derer, die der Kirche ohnehin verbunden sind. Hierfür ist die Reinszenierung des Kirchengebäudes als öffentlicher Raum zwar zentral, allerdings wirkt der Raum nicht aus sich heraus, sondern bleibt auf die religiöse Prägung und Resonanz der Besuchenden angewiesen.

Kirchen-Moschee-Umnutzung

Als zweiten empirischen Fall betrachte ich die Transformation der ehemaligen Kapernaumkirche in die Al-Nour Moschee in Hamburg und stelle auch hier die Frage, wie dieser Raum entsteht, welchen Anteil daran das Materielle hat und welche Wirkungen davon ausgehen.⁹ Die Kapernaumkirche wurde seit 1961 von einer evangelisch-lutherischen Gemeinde betrieben, die wegen Mitgliederrückgangs fusionierte und 2002 aus der Kirche auszog. Das Kirchengebäude wurde daraufhin entwidmet und im Jahr 2005 an einen Investor verkauft, der seine Pläne jedoch nicht umsetzte, so dass das Gebäude leer stand und über die Jahre hinweg verfiel.

Die muslimische Al-Nour Gemeinde ist seit 1993 in Hamburg ansässig, war lange Zeit untergebracht in einer ehemaligen Tiefgarage, die für die wachsende Gemeinde von damals 2.500 Angehörigen zunehmend zu klein wurde, und kaufte 2012 das Kirchengebäude vom Investor, um es zur Moschee umzuwandeln. Dies erzeugte eine große öffentliche Aufmerksamkeit und war brisant auch insofern, als die Evangelische Kirche wie auch die Katholische Kirche in ihren Rechtsverordnungen festlegen, dass ihre Kirchengebäude außer jüdischen Gemeinden keinen nichtchristlichen Gemeinschaften übergeben werden dürfen. Entsprechend groß war die Aufregung und es gab unmittelbar nach dem Kauf in 2013 deutliche Reaktionen von Kirchenverantwortlichen gegen die Umnutzung der Kirche in eine Moschee. Umso interessanter war es, dass sich diese Deutung fünf Jahre später bei der Eröffnung der Al-Nour Moschee 2018 grundlegend verändert hatte.

Doch wie kam es dazu? Wie gelang es, dass aus diesem Konflikt- und Streitfall ein – wie es dann 2018 hieß – »Beispiel interreligiöser Offenheit«, eine »Brücke zwischen Christentum und Islam« wurde? Dies lässt sich zurückführen auf vielfältige Faktoren wie insbesondere das kirchliche Handeln vor Ort im Kirchenkreis und in der Kirchengemeinde, die sich nicht den anfänglichen Deutungen der kirchlichen Repräsentanten anschlossen, sondern den Umnutzungsprozess produktiv mitgestalteten. Es lässt sich aber auch zurückführen auf die räumlich-materielle Gestaltung der Umnutzung, die eine wesentliche Rolle spielte, was sich in nur drei Punkten exemplarisch zeigen lässt.

Erstens war von zentraler Bedeutung, dass das Äußere des Gebäudes weitgehend unverändert blieb. Zwar waren schon faktisch durch den Denkmalschutz nur wenige Änderungen am Gebäude überhaupt möglich. Deutungswirksam aber wurde dies zudem, indem die Moscheegemeinde bereits von Anfang an erklärte, man wolle mit der Umnutzung auch eine denkmalgeschützte Kirche erhalten und die Umgestaltung folge daher dem Motto »außen Kirche, innen Moschee«. Dies führte am Ende des Bauprozesses schließlich auch dazu, dass das Kreuz auf dem Dach des ehemaligen Kirchturms nicht durch einen Halbmond, sondern durch den Schriftzug »Allah« als arabisches Wort für Gott ersetzt wurde,

um, so der Vorsitzende der Moscheegemeinde in einem Interview, »keine Differenzierungssymbole« zu fördern. Zweitens hat man im Inneren des Gebäudes zum einen christliche Elemente erhalten wie etwa ein goldenes Kreuz in den Buntglasfenstern. Zum anderen hat man verbindende Elemente neu geschaffen wie etwa eine Kalligrafie der Sure »Maria« aus dem Koran als Zeichen ihrer gemeinsamen Verehrung im Islam wie im Christentum. Diese Kalligrafie zielt eine Empore, die, so der Vorsitzende, den Frauen zum Gebet vorbehalten und nach ihren Wünschen gestaltet worden sei, was dieser in einem Interview kommentiert: »So können die Frauen auf ihre Männer hinabsehen. Die Männer müssen zu ihren Frauen aufsehen«. Und drittens materialisiert sich der Prozess der Umnutzung und dessen Deutung als interreligiöser Raum wiederum in Formen der Re-Materialisierung. So ist etwa in Kooperation der evangelischen Kirche und der Moscheegemeinde ein Materialheft für den schulischen Religionsunterricht entstanden, in dem die Umnutzung, so heißt es darin, als ein »auf Dialog hin konzipierter Lernort« vermittelt wird; ebenso in Kooperation ist auf Initiative eines Angehörigen der Al-Nour Gemeinde eine umfangreiche multimediale Dokumentation entstanden, der hierzu in einem Interview erklärt, dies sei »maximal interreligiös und ein ideales Beispiel für gemeinsames Zusammenleben«. Schließlich war bei der Eröffnung der Moschee zu beobachten, wie der Vorsitzende der Al-Nour Gemeinde einen eigens angefertigten Ehrenpreis mit einem eingelassenen Bild der Al-Nour Moschee an einige Gäste wie auch den Staatsrat als einen so bezeichneten »islamischen Bambi« übergab – eine Geste, in der auch die erreichte gesellschaftliche Anerkennung und Position zum Ausdruck kommen.

Deutlich wird in diesem Fall: Die Kirchen-Moschee-Umnutzung hat damit als – auch räumlich-materiell konstituierter – interreligiöser Raum zunächst für beide beteiligten Religionsgemeinschaften zu deren Positionierungen im religiösen Feld geführt. So konnte die evangelische Kirche die Umnutzung gegenüber Mitgliedern und Öffentlichkeit als interreligiöses Projekt legitimieren und hat mit dem Verlust ihrer rechtlichen Ansprüche auf das Gebäude nicht auch ihre Deutungsansprüche aufgeben müssen. Denn andererseits hat die muslimische Gemeinde diese antizipiert und darauf vielfältig und eben auch räumlich-materiell reagiert, indem sie die religiösen Differenzen in der baulichen Außengestaltung durch die Nicht-Sichtbarwerdung der Moschee und im Inneren durch islamisch-christlich verbindende Elemente sowie die Adressierung der Geschlechterfrage einzuebnen versucht hat. Für die gelungene Konstituierung der Kirchen-Moschee-Umnutzung als ein gemeinsames Projekt waren somit der Umgang mit dem Raum, die räumliche Gestaltung sowie auch die Kommunikation darüber mitentscheidend.

Interreligiöser Sakralbau

Im dritten empirischen Fall wird der Dialog zur zentralen Intention: Im so genannten »House of One« in Berlin sollen eine Kirche, eine Synagoge und eine Moschee unter einem Dach entstehen, um damit zum interreligiösen und gesellschaftlichen Dialog beizutragen. Dieses »House of One« soll als ein neuer interreligiöser Sakralbau geschaffen und sichtbar werden, und zwar nicht irgendwo, sondern genau an der Stelle, wo die Petrikirche aus dem Jahr 1230 als ältester Ort der Stadt Berlin einmal stand.

Das Besondere an diesem Projekt – auch im Vergleich zu ähnlichen »Häusern der Religionen«, die in den letzten Jahren auch in einigen anderen Städten entstanden sind oder diskutiert werden – ist, dass damit erstmals ein interreligiöser Sakralbau entstehen soll, der

als Neukonstruktion eigens dafür geplant wird und verspricht, insbesondere auch durch seine Architektur gesellschaftswirksam zu werden. Diese Idee hat auch politisches Interesse gefunden und es wurden erhebliche staatliche Mittel im Rahmen der Förderung des interreligiösen Dialogs vom Bund wie auch vom Land Berlin zugesagt, womit entsprechend hohe Erwartungen an das Projekt und seine friedensstiftenden Potenziale auch von politischer Seite verbunden werden. Interessant ist das »House of One« auch deshalb, weil es etwas schafft, das erstmal paradox erscheint: Denn obwohl der Bau erst noch entsteht und das »House of One« noch gar nicht existiert, hat es bereits produktive Diskurse und interreligiöse Imaginationen hervorgebracht. Auch diese sind – ähnlich wie in den anderen beiden Fällen – zurückzuführen auf einerseits vielfältige soziale Prozesse: zahlreiche Veranstaltungen, Kooperationen und Netzwerke sowie deren Medialisierung, Visualisierung und Zirkulation über verschiedene Kommunikationskanäle. Andererseits sind aber ebenso – und dies möchte ich im Folgenden exemplarisch zeigen – dessen materiellen Repräsentationen von zentraler Bedeutung.

So war das Projekt von vornherein so angelegt, dass das »House of One« schon im Entstehungs- und Bauprozess in der Stadt wirken sollte und nicht erst nach seiner Fertigstellung. Hierzu fand ein langer gemeinsamer Planungsprozess der drei beteiligten Religionsgemeinschaften statt, der sich manifestierte in einem gemeinsamen Ausschreibungstext für einen architektonischen Wettbewerb 2012, in dem schon sehr klar formuliert war, wie man sich diesen Raum vorstellte. Gewinner des Wettbewerbs war das Berliner Architekturbüro Kuehn Malvezzi mit einem Entwurf, der drei getrennte Sakralbereiche für die Religionsgemeinschaften mit einem vierten nicht-religiösen Zentralraum in der Mitte als dem



wichtigsten und für Religionsgemeinschaften wie Stadt gleichermaßen geöffneten Raum vorsah. Insbesondere dieser Prozess der Materialisierung und Sichtbarwerdung in Form von Entwürfen und Zeichnungen auf dem Papier habe, so der Architekt in einem Interview, das Projekt ideell wie auch finanziell vorangebracht:

»They told me they'd worked for three years on the concept but couldn't really bring it together: only once they had the architectural form did everything start to make sense. It became a project you could really communicate, even though it wasn't built, and fundraising became possible. Architecture has this incredible ability, even on paper, to crystallise a concept. Initially everyone was saying, «Yeah that's a lovely idea, but...», and then the moment we had the design skepticism fell away and the idea really started to acquire substance.«¹⁰

Während sich die Idee also zunächst im Ausschreibungstext, dann auf dem Papier und im Entwurf materialisierte und sichtbar wurde, wurde das Projekt schließlich auch greifbar in plastischen Repräsentationen. So konzipierte das Berliner Architekturbüro den Zentralraum des künftigen »House of One« als Holzkonstruktion fast im Maßstab 1:1, der dann als Pavillon zunächst im Rahmen des Reformationsjubiläums 2017 in Wittenberg aufgebaut wurde und anschließend bis 2019 neben der Baufläche in Berlin für Informationen und Veranstaltungen genutzt wurde. Zudem wurden zahlreiche verschiedene Modelle des »House of One« angefertigt, die von den Architekten auf internationalen Ausstellungen wie etwa auf der prominenten Chicago Architecture Biennial gezeigt oder vom Londoner Victoria & Albert Museum als Ausstellungsstück gekauft wurden und zugleich von den beteiligten Religionsgemeinschaften in Berlin lokal in Szene gesetzt und medial zirkuliert wurden, wodurch das »House of One« globale Präsenz und Imaginationskraft entwickelt hat.

Das »House of One« konnte damit bereits vor Baubeginn Wirkung erzeugen, die nicht allein, aber doch wesentlich auf das architektonische Design und dessen materiellen Repräsentationen zurückzuführen ist. Das Projekt hat damit zu Verständigungsprozessen zwischen den religiösen Partnern sowie auch zu kritischen Diskursen insbesondere zu Fragen der (Nicht-) Repräsentation und Beteiligung geführt. Ob und wie das »House of One« die produzierten interreligiösen Imaginationen und gesellschaftspolitischen Erwartungen einzulösen vermag, bleibt mit der Entstehung des Baus weiter zu beobachten und zu untersuchen.

Schlussfolgerungen

Was lässt sich daraus schließen zur Wirkung von Kirchengebäuden in einer säkularen, multi-religiösen Gesellschaft?

Erstens wurde deutlich, dass Kirchengebäude und im weiteren Sinne religiöse Architekturen zentrale Orte von Aushandlungsprozessen innerhalb sowie zwischen Religionsgemeinschaften als auch zwischen Religionen und Gesellschaft sind und damit auch handlungs- und zukunftsorientierende Funktionen in pluralen Gesellschaften übernehmen.

Zweitens geschieht dies auf sehr unterschiedliche Weise, wie die drei Fälle idealtypisch gezeigt haben: So stellen Citykirchen eine Form der kirchlichen Selbststeuerung dar, indem mit der Reinszenierung des Kirchengebäudes als öffentlicher Raum eine kirchliche Profilierung in einem zunehmend säkularen Kontext verfolgt wird, die sich empirisch eher als Stabilisierung erweist. Die Kirchen-Moschee-Umnutzung führte als eine Form der interreligiösen Steuerung zu einer Positionierung beider beteiligter Religionsgemeinschaften so-

wohl zueinander als auch im gesellschaftlichen Feld sowie über die räumliche Anpassung zur Integration und Anerkennung der muslimischen Gemeinschaft. Das »House of One« in Berlin begann als ein interreligiöses Projekt und entwickelte sich mit der politischen Beteiligung zu einer Form der staatlich-interreligiösen Steuerung zur Toleranzförderung, die über das architektonische Design interreligiöse Imaginationen in einer zunehmend pluralen Gesellschaft befördert hat.

Drittens wurde deutlich, wie religiöse Architekturen ihre Wirkkraft entfalten: weder rein als soziale Konstruktionen noch rein materialistisch determiniert, sondern als sozio-materielle Konstellationen. So verfügen Citykirchen über besondere materielle Raumqualitäten, deren Anziehungskraft und Erleben jedoch auf eine kulturell-religiöse Prägung angewiesen bleibt. Bei der Kirchen-Moschee-Umnutzung verbinden sich materiell-diskursive Strategien und soziale Praktiken zu einem interreligiös konstituierten Raum. Und das »House of One« entsteht bereits vor Baubeginn als soziale Konstruktion, die auf dessen materiellen Repräsentationen basiert.

Dabei sticht viertens eine besondere Potenzialität von Kirchengebäuden wie auch religiösen Architekturen heraus: nämlich die plurale Gesellschaft vor allem affektiv und dabei auch über Zeithorizonte hinweg erfahrbar zu machen. So können Citykirchen religiöse und kulturelle Zugehörigkeiten und Traditionen vermitteln oder als »Erinnerungsorte« zumindest wachhalten, aber auch als fremde Orte der Nicht-Zugehörigkeit empfunden werden. Kirchen-Moschee-Umnutzungen können gerade diese vertrauten Traditionen infrage stellen und dadurch Ängste hervorrufen, aber auch als ein besonders authentischer pluraler Ort wahrgenommen werden. Das »House of One« verspricht sowohl Religionen als auch Zeithorizonte zu verbinden, indem es auf der kirchlichen Vergangenheit aufbaut und gleichzeitig eine normative Vision einer pluralen Zukunft entwirft. Gerade in ihrer affektiven Dimension zeigt sich damit auch ihre Ambivalenz, als Ermöglichungs- wie auch als Ausschlussräume sowohl stabilisierend wie auch destabilisierend auf soziale Ordnungen wirken zu können. Damit wird schließlich auch deutlich, dass Kirchengebäude und andere religiöse Räume sich nicht isoliert voneinander, sondern in Relation zueinander entwickeln.

Und schließlich verweist dies fünftens zugleich auf eine begrenzte Steuerbarkeit. Kirche – wie auch jede andere Institution – kann nicht die Gesellschaft verändern, sondern nur sich selbst. Raum allein macht keine Religion wie umgekehrt auch weniger Kirchengebäude oder religiöse Räume nicht weniger Religiosität bedeuten. Und selbst wenn sich Religiosität über Kirchengebäude beeinflussen ließe, müsste man fragen, was für eine Religiosität dies wäre und ob etwa eine fluide, hybride, singularisierte Religion ein Erfolg für die Institution Kirche wäre.

Anmerkungen 1 Der Text wurde nur leicht gekürzt sowie stilistisch überarbeitet, wobei der Duktus des Vortrags beibehalten wurde. 2 Soeffner, Hans-Georg: Kulturrelikt – Reservat – Grenzzeichen. Kirchen in der offenen Gesellschaft. In: Ders.: Gesellschaft ohne Baldachin. Über die Labilität von Ordnungskonstruktionen. Weilerswist 2002. S. 124–144, hier S. 134. 3 Rosa, Hartmut: Demokratie braucht Religion: Über ein eigentümliches Resonanzverhältnis. München 2022. 4 Siehe hierzu kritisch z.B. Pollack, Detlef: Wenn es nicht schwingt und singt ...: Rezension zu »Demokratie braucht Religion: Über ein eigentümliches Resonanzverhältnis« von Hartmut Rosa. Soziopolis: Gesellschaft beobachten. 2023. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssao-85371-1> 5 Berger, Peter L.: The Many Altars of Modernity: Toward a Paradigm for Religion in a Pluralist Age. Boston & Berlin 2014. 6 Für die folgenden Ausführungen siehe ausführlich: Körs, Anna: Religiöse Architekturen in multireligiösen säkularen Gesellschaften. Räumliche Governance religiöser Diversität. In: Keller, Sonja & Antje Roggenkamp: Die materielle Kultur der Religion. Interdisziplinäre Perspektiven auf Objekte religiöser Bildung und Praxis. transcript Verlag. S. 195–211. DOI:10.14361/97838389463123-012 7 Körs, Anna: Gesellschaftliche Bedeutung von Kirchenräumen. Eine raumsoziologische Studie zur Besucherperspektive, Wiesbaden 2012; für eine Zusammenfassung siehe: Körs, Anna: Zur gesellschaftlichen Bedeutung von Kirchenräumen in Zeiten religiöser Relativierung. In: Praktische Theologie 49 (2014), S. 29–36. 8 Körs, Anna: Citykirchen aus soziologischer Perspektive: zwischen Profilierung, Selbstsäkularisierung und Stabilisierung. In: Handbuch der Religionen (HdR). Kirchen und andere Glaubensgemeinschaften in Deutschland und im deutschsprachigen Raum. EL 80/Juni 2024. Rebenstorf, Hilke/Zarnow, Christopher/Körs, Anna/Sigrist, Christoph (Hg.): Citykirchen und Tourismus. Soziologisch-theologische Studien zwischen Berlin und Zürich, Leipzig 2018. 9 Körs, Anna: Kirchenumnutzungen aus soziologischer Sicht. Wenn eine Kirche zur Moschee wird und weshalb dies ein gesellschaftlicher Gewinn sein kann. In: Kunst und Kirche, Kirchenumnutzungen, 04/2015, S. 55–62. 10 Kuehn, Wilfried: Interview. Andrew Ayers: House of One, Tous pour Un. A Home for All Faiths, in: L'Architecture d'Aujourd'hui, Nr. 442/04 (2021), S. 74–77, hier S. 77.



Impuls Kirche

Prof. Dr. Johannes Stückelberger, Schweizer Kirchenbautag, Universität Bern

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich möchte Ihnen von meiner Vision eines gelingenden Zusammenlebens in unseren Kirchen erzählen.

1 Vision

Mir ist kürzlich ein Bild zugefallen, ein inneres Bild, eine Art Vision. Dieses Bild, diese Vision möchte ich an den Anfang meines Vortrags stellen und mit Ihnen teilen. Ich sah einen Baum vor einer Kirche. Einen großen, prächtigen Baum mit einer ausladenden, schatten spendenden Krone (Bild 1). Darunter saßen und lagen junge Leute, schwatzten, lachten, träumten. Sie hatten Unterrichtspause. Da trat die Pfarrerin zu ihnen und rief sie zurück in die Kirche. Die jungen Leuten schlugen vor, den Unterricht draußen unter dem Baum fortzusetzen. Wie soll das gehen, wandte die Pfarrerin ein, da fehlt die Konzentration, die Fokussierung, ihr schaut ja jede und jeder in eine andere Richtung. Als dann zwei der jungen Leute begannen, um die Gruppe herumzutanzen und versuchten, die anderen in das Spiel mithineinzuziehen (Bild 2), verkündete die Pfarrerin: »Einverstanden, wir bleiben draußen. Aber es gilt die folgende Regel: Zuerst das Evangelium, dann das Spiel!« (Bild 3)



1



2

3



Da ich diese Vision während der Vorbereitung meines Vortrags hatte, fand ich es reizvoll, sie mit der Fragestellung des Kirchbautags in Verbindung zu bringen und zu fragen, inwiefern der Baum und was sich unter ihm abspielt als Bild für die Zukunft unserer Kirchengebäude taugt. Der Baum steht im Freien und ist allen zugänglich. So sollen auch die Kirchengebäude in Zukunft öffentliche Räume bleiben. Die Jungen unter dem Baum sind nicht auf ein Zentrum ausgerichtet, sondern schauen in unterschiedliche Richtungen. So sollen auch die Kirchengebäude in Zukunft unterschiedlichen Nutzungen zugeführt werden. Und die Jugendlichen wollen das, was unter dem Baum stattfindet, mitgestalten. So sollen auch die Kirchengebäude in Zukunft vermehrt partizipativ genutzt werden. Ich lese den Baum in der Vision als Bild für einen Kirchenraum, der erstens ein öffentlicher Ort ist, zweitens ein multiperspektivischer Ort und drittens ein partizipativer Ort.

Mir ist die Aufgabe gestellt, am Schluss dieses überaus reichhaltigen Kirchbautags einen Impuls Zukunft aus der Perspektive der Kirche zu geben. Ich will der Aufgabe nachkommen, indem ich über die in der Vision von der Pfarrerin verkündete Regel nachdenke: »Zuerst das Evangelium, dann das Spiel!« Ein blöder Spruch, ein bisschen peinlich, dachte ich erst. Warum sagt sie das? Doch nehme ich die Herausforderung wahr und frage: Was steckt hinter dieser Aussage? Und was kann und will ich daraus machen?

2 ... eines gelingenden Zusammenlebens ...

Für die Kirche als öffentlichen Ort, als Ort der Multiperspektivität und als Ort der Partizipation wurde auf diesem Kirchbautag vielfach plädiert. Immer wieder war die Rede von Teilhabe, Partnerschaften, neuen Verantwortungsgemeinschaften, Sozialraumorientierung, Gemeinwohlorientierung, von der Kirche als Partner einer vielfältigen Zivilgesellschaft, von den Kirchen als Orten für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und so weiter. Der Ruf nach Öffnung der Kirchenräume für die Gesamtgesellschaft ist dabei nicht neu, schon frühere Kirchbautage erhoben diese Forderung. Die schiere Menge der Stimmen lassen diesen Ruf und diese Forderung als zeitgemäß und richtig erscheinen, was auch meine Überzeugung ist.

Doch gibt es kritische Rückfragen. Es wird gefragt, wo bei dieser Öffnung das Kirchliche bleibt. Es gibt die Angst, dass das Evangelium verstummen könnte, und die Befürchtung, dass die Kirchengebäude ihre ursprüngliche Bestimmung verlieren. Dies habe ich aus Wortmeldungen an diesem Kirchbautag herausgehört, ich hörte es vor zwei Wochen auf dem Schweizer Kirchenbautag, der einem ähnlichen Thema, dem Thema »Kirche im Quartier. Kirchenraum und Sozialraum« gewidmet war.¹ Und ich meine es aus der Stellungnahme der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz zum im Mai 2024 veröffentlichten Manifest »Kirchen sind Gemeingüter!« herauszuhören, wenn ich dort lese: »Dass Kirchen immer Räume für den gemeinschaftlichen Gottesdienst waren, ist und bleibt die Wurzel ihrer aktuellen gesellschaftlichen und örtlichen Bedeutung.«² Die Pfarrerin in der Vision verkörpert diese Stimmen mit ihrem Ruf: »Zuerst das Evangelium, dann das Spiel.« Ich kann die Ängste und Befürchtungen verstehen und bin der Meinung, dass die Kirchen die Verantwortung für ihre Räume nicht, jedenfalls nicht ganz abgeben müssen und sollen. Es sind ihre Räume, die sie erbaut, für die sie Jahrhunderte Sorge getragen haben und die sie – das sei hier ausdrücklich bemerkt – zum größten Teil auch immer noch selber nutzen. Doch bin ich unglücklich über den zitierten Satz aus der Stellungnahme, der meiner Meinung nach einen verengten Blick auf die Funktion und Bedeutung der Kirchen vermittelt und eine Öffnung der kirchlichen Räume erschwert.

Statt den Verlust des Kirchlichen zu beklagen und in Abwehrhaltung gegen eine profane Nutzung die Kirchenräume auf ihre Funktion als Gottesdiensträume zu reduzieren, schlage ich eine andere Strategie vor. Ich möchte beliebt machen, zu überlegen, inwiefern eine gemeinwesenorientierte Nutzung der Kirchen, das heißt, die Transformation der Kirchen zu öffentlichen Orten, die der gesamten Gesellschaft zur Verfügung stehen, sich aus dem Selbstverständnis der Kirchen heraus begründen lässt und mit diesem Selbstverständnis vereinbar ist.

Im Selbstverständnis der Kirche ist der Gottesdienst zwar ein zentrales Element, doch umfasst der Auftrag der Kirche neben der Liturgia (Gott begegnen und feiern) noch weitere Elemente: die Martyria (Glauben kommunizieren, verstehen und bezeugen), die Diakonia (helfen und heilen) und die Koinonia (Gemeinschaft pflegen und entwickeln). Kirche ist mehr als die Gottesdienstgemeinschaft. Sie ist auch die Nachbarschaftshilfe, der Einsatz für Gerechtigkeit, das Teilen von Erzählungen und Erfahrungen, die Begleitung der Mitmenschen bei Lebensübergängen, die Freude am Schönen. Im Zentrum des kirchlichen Auftrags steht der Mensch, in seiner Beziehung einerseits zu Gott, andererseits zu den Mitmenschen. Die Kirche will, dass es den Menschen gut geht. Sie trägt zu einem gelingenden Leben, zu einem gelingenden Zusammenleben bei.

Vor dem Hintergrund des Gesagten möchte ich die Funktion und den Zweck der Kirchengebäude allgemeiner fassen, als es in der zitierten Stellungnahme geschieht, und von den Kirchen als Orten eines gelingenden Zusammenlebens sprechen. Diese Umschreibung



wird dem umfassenden Auftrag der Kirche gerechter und öffnet die Wahrnehmung für die ganze Palette von Nutzungen, die wir an dieser Tagung zusammengetragen haben. Und zwar als Nutzungen, die, auch wenn sie von nichtkirchlichen Partnern kommen, eigentlich dem Grundauftrag der Kirche entsprechen. Statt über den Rückgang des Gottesdienstbesuches zu jammern, schlage ich vor, lieber zu fragen: Wie kann der Kirchenraum über den Gottesdienst hinaus den Menschen und der Gesellschaft dienen? Wie kann er zu einem gelingenden Zusammenleben beitragen? So gefragt bleibt der Ort eine Kirche, selbst dann, wenn darin möglicherweise keine Gottesdienste im herkömmlichen Sinn mehr stattfinden.

Die Kirchengebäude, die in der zweitausendjährigen Geschichte des Christentums unterschiedliche Gestaltungen erhalten haben, repräsentieren immer auch die Institution der Kirche. Ohne Zweifel dominiert die gottesdienstliche Funktion ihr Erscheinungsbild. Doch lehren uns die bildlichen Darstellungen der Kirchen sowie andere Quellen, dass Kirchen nie ausschließlich für den Gottesdienst genutzt wurden, dass sie vielmehr zentrale Orte des gesellschaftlichen Lebens mit seinen verschiedenen Facetten waren (Bild 4). Dieses Bewusstsein ist im Laufe des 19. Jahrhunderts, das eine Resakralisierung und Ästhetisierung des Kirchenraumes verfolgte, verloren gegangen. Der Kirchenbau der Nachkriegszeit hat mit seinen Gemeindezentren die einseitige Fokussierung auf den Gottesdienst zwar zu korrigieren versucht, doch hat dies die Öffentlichkeit, je weiter sie sich von der Kirche entfernte, umso weniger verstanden. Das heißt, der vierfache Auftrag der Kirche ist heute an ihren Gebäuden nicht wirklich ablesbar. Das könnte sich ändern, wenn vermehrt auch andere Aktivitäten als gottesdienstliche in den Räumen Einzug halten. Vorausgesetzt, es gelingt, diese Aktivitäten als in der Tradition des kirchlichen Auftrags stehende zu kommunizieren.



Ein weiteres Argument: Die Kirchen haben ihren Auftrag immer auch auf die Bedürfnisse der Gesellschaft abgestimmt. So ist es durchaus kirchlich gedacht, wenn wir die Funktion der Kirchenräume nicht nur historisch, sondern mit Blick auf heute und mit Blick auf die Zukunft begründen, indem wir fragen: Welche Räume braucht die heutige Gesellschaft heute und in Zukunft? Mein Vorschlag, Kirchen als Orte des gelingenden Zusammenlebens zu verstehen und zu nutzen, korrespondiert mit Analysen der Soziologie und anderer Disziplinen, die zum Schluss kommen, dass es heute einen akuten Bedarf nach Orten und Räumen der Begegnung gibt. Aleida und Jan Assmann machen dies an der Forderung nach Gemeinsinn fest, worunter sie eine Haltung der Solidarität, des Zusammenhalts, der Mitmenschlichkeit, der Achtung, und des Respekts verstehen. Um Gemeinsinn zu stiften, braucht es Orte, an denen Begegnungen mit Anderen stattfinden, an denen Nachbarschaftshilfe geleistet und Solidarität gelebt werden kann.³ Hartmut Rosa ortet die Herausforderung der Gegenwart im Problem der Entfremdung sowie einer steigerungsorientierten und auf Verfügbarmachung zielenden Weltbeziehung. Das Potenzial der Religionen erkennt er darin, dass sie über ein Arsenal von Räumen, Gesten, Traditionen und Praktiken verfügen, die einen Sinn dafür öffnen, was es heißt, sich anrufen zu lassen, sich transformieren zu lassen, in Resonanz zu stehen, sei es in Resonanz zum Mitmenschen, sei es in Resonanz zu Gott, zur Welt.⁴

Es gibt in unserer Gesellschaft verschiedene Räume der Begegnung wie Restaurants, Einkaufszentren, Parks, Bibliotheken, Schwimmbäder und andere.⁵ Aber die Kirchenräume bieten diesen gegenüber einen Mehrwert. Es steht in der Verantwortung der Kirchen, diesen Mehrwert sichtbar zu machen und der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Am Bild des Baumes aus der Vision festgemacht, sehe ich den Mehrwert der Kirchengebäude darin, dass sie tief in der Geschichte und Tradition verwurzelt sind, dass ihre Äste dem Himmel entgegenwachsen, dass sie unter ihrer ausladenden Krone Schutz bieten, dass man an ihren starken Stamm anlehnen und sich ausruhen kann. Das sind Voraussetzungen, die es über das hinaus, was andere Begegnungsräume zu bieten haben, ebenfalls braucht für ein gelingendes Zusammenleben.

3 ... in unseren Kirchen

Wenn vermehrt Partner der Zivilgesellschaft in die Verantwortung genommen werden sollen für den Erhalt und Unterhalt der Kirchengebäude, stellt sich die Frage, wem diese in Zukunft gehören. Diese Frage wird von den Verfasserinnen des Manifests »Kirchen sind Gemeingüter!« und in der Stellungnahme der Kirchen kontrovers diskutiert. Ich denke, wie so oft, gibt es darauf nicht die eine Antwort, sondern unterschiedliche Lösungen mit vielen Varianten, abhängig vom Gebäudebestand, von den Strukturen in den Kirchen, Kommunen und Ländern oder von der Art der Nutzung der Gebäude. Dabei mag hilfreich sein, bei den Verantwortlichkeiten und Zuständigkeiten für die kirchlichen Immobilien zu unterscheiden zwischen der Verwaltung, die für Unterhalt und Finanzierung zuständig ist, und dem Betrieb, in dessen Zuständigkeit die Nutzung fällt. Die Verwaltung kann – wie bisher – kirchenintern organisiert sein, sie kann aber auch ausgelagert werden, bis dahin, dass die Immobilie einer Stiftung gehört. Auch beim Betrieb sind unterschiedliche Modelle möglich: Die Verantwortung dafür kann weiterhin bei der Kirche liegen, sie kann aber auch an einen Verein übertragen werden, an einen professionellen Veranstalter, an die politische Gemeinde etc.

Wichtig erscheint mir jedoch, dass die Kirche beim Betrieb ihren Fuß drin behält: erstens organisatorisch (durch Einsitz zum Beispiel in dem Verein, der für die Nutzung zuständig ist), zweitens, was die Nutzung betrifft (indem sie in der Kirche weiterhin auch kirchliche Anlässe veranstaltet) und drittens bei der Zweckbestimmung (indem sie beispielsweise bei der Hausordnung mitredet). Der Kirche fällt die Verantwortung zu, die Kirchengebäude einer Nutzung zuzuführen, die einem gelingenden Zusammenleben dient. Gut ist, wenn sie den Lead behält in der Aufsicht oder wenn sie sich zumindest die Möglichkeit bewahrt, in der Frage mitzureden.

Was heißt das nun für das Selbstverständnis der Kirche als Ort und als Institution?

Konkreter gefragt: Passt der Name Kirche noch zu einem Kirchengebäude, das mit anderen, auch nichtkirchlichen Partnern zusammengenutzt wird? Ich denke, ja. Der Ort, den die Kirche mit Partnern der Zivilgesellschaft zusammennutzt, soll – dies mein Vorschlag – weiterhin Kirche heißen. Er soll nicht in Quartiertreffpunkt, Kulturkirche oder Gemeinschaftszentrum umbenannt werden. Es scheint mir auch nicht zwingend, von »Vierten Orten«, Hybridräumen oder Anderen Orten zu sprechen. Der Begriff Kirche taugt auch für Gebäude, die mit Partnern zusammengenutzt werden.

Ich möchte beliebt machen, die Bibliothek im Kirchengebäude, die Kinderkrippe, das Konzert, den Mittagstisch, die Kleiderbörse, das Café, den Singkreis, die Meditationsgruppe, auch wenn diese möglicherweise nicht mehr von der Kirche organisiert beziehungsweise betrieben werden, weiterhin als Kirche zu verstehen und unter dem Begriff der Kirche zusammenzufassen. Wolfgang Huber hat auf dem Evangelischen Kirchbautag 2005 in Stuttgart die Regel formuliert: »Abbruch der Kirchen geht vor imageschädigender Fremdnutzung.«⁶ Auch bei meinem Vorschlag lässt sich natürlich fragen: Führt er nicht zu einer Imageschädigung, oder zumindest zu einer Verunklärung oder Verwässerung des Begriffs Kirche? Ich denke, er tut es nicht, vorausgesetzt, man wählt die Partner, denen man das Kirchengebäude zur Nutzung überlässt oder mit denen man es zusammennutzt, gemäß dem vierfachen Auftrag der Kirche aus.

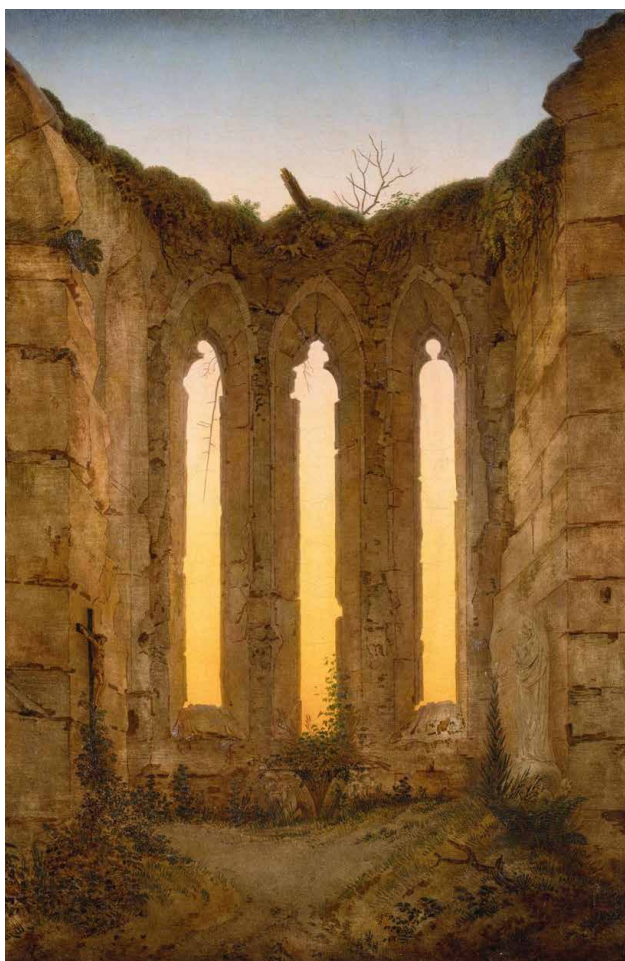
Nun bezeichnet das Wort Kirche nicht nur das Gebäude, sondern auch die Gemeinschaft der Getauften. Und da stellt sich die Frage: Was bedeutet es für diese Gemeinschaft, wenn man auch die nicht von der Kirche verantworteten Aktivitäten und deren Initianten als Kirche bezeichnet, ja, wenn man vielleicht sogar sagt: Alle, die das Kirchengebäude nutzen, sind Kirche? Eingestanden: Kirchenrechtlich und staatsrechtlich ist das heikel. Man darf einerseits die Kirchenmitglieder nicht verletzen, wobei man ihnen auch einiges zutrauen darf. Andererseits darf man die Kirchenfern nicht vereinnahmen, es gilt, die Trennung von Kirche und Staat zu respektieren. Gleichwohl gefällt mir der Gedanke. Wie wäre es, bei Kirchenzusammennutzungen mit einem Modell in Anlehnung an das des Dritten Ordens bei Klostersgemeinschaften zu operieren? Ich fände es sympathisch, wenn die Kirche die Partner, denen sie ihre Räume öffnet und zur Verfügung stellt, dazu einladen würde, ihre Aktivitäten und Angebote unter das Label »Unsere Kirche« oder einfach »Kirche« zu stellen und zu sagen: Was an dem Ort passiert, ist »unsere Kirche«, ist »Kirche«. Was natürlich voraussetzen würde, dass sie erklärt, wie sie das versteht.

Mit dieser Offenheit ginge einher, dass die Kirche ihre eigenen Veranstaltungen nicht abgrenzen müsste von anderen in ihren Räumen stattfindenden Anlässen. Selbstverständlich ist in manchen Fällen eine nicht nur zeitliche, sondern auch räumliche Trennung der

verschiedenen Nutzungen notwendig und sinnvoll. Ich finde es jedoch schade, wenn eine Kirche dadurch als Ort der Trennung wahrgenommen wird: hier ist der Raum für heilige Handlungen, dort ist der Raum für profane Anlässe.

Oder wenn die Zusammennutzung den Charakter eines Zweckbündnisses erhält im Sinne von: wir schließen uns zusammen, um die Räume besser auszunutzen, aber eigentlich haben wir miteinander nichts zu tun. Die Erfahrung zeigt zwar, dass das Nebeneinander wohl mehr der Realität entspricht als das Miteinander, gleichwohl halte ich an der Überzeugung fest, dass Kirchen Orte sein sollten, die von der Grundidee her als Orte des Miteinanders erkennbar sind, als Orte der Begegnung und der Einheit. Ich meine damit nicht, dass die Gesellschaft wieder in den Schoss der einen Kirche zurückkehren soll. Einheit verstehe ich als Einheit in der Vielfalt. Unsere Gesellschaft braucht Orte, die für diese Einheit in der Vielfalt stehen, nicht nur symbolisch, sondern in einem lebensweltlichen Vollzug: Orte, wo jeder Mensch so angenommen ist, wie er ist, Orte der Solidarität und des Schutzes, Orte der gemeinsamen Sorge um die Schöpfung, Orte eines gelingenden Zusammenlebens. Die Kirchengebäude sind solche Orte. Ich wüsste nicht, welche anderen Orte in Zukunft diese Rolle übernehmen könnten.

Lassen wir diese Rolle bei den Kirchen, und nennen wir sie weiterhin »unsere Kirchen« oder einfach »Kirche« (Bild 5), so wie es das Café, die Kneipe, das Kaufhaus, das Kino oder den Club gibt.

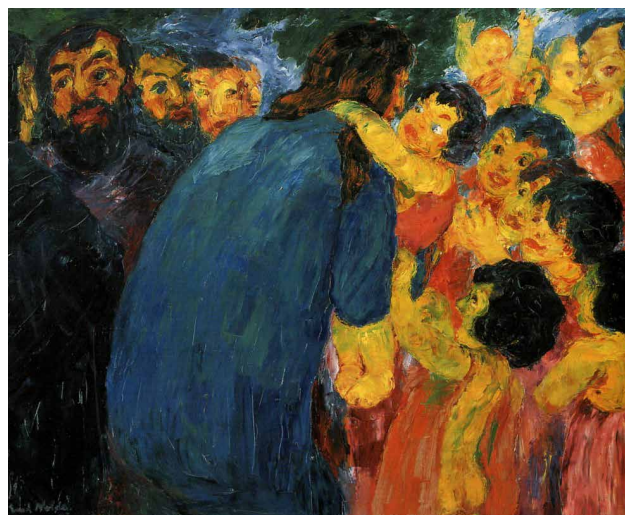


6



5

7



4 Schluss

Mit dem Bild der Kirche als Baum verbinden sich für mich noch zwei Aspekte, von denen bisher noch nicht die Rede war. Der erste Aspekt: Wie der Baum ist auch die Kirche ein lebendiges Gebilde. Zum Leben gehört auch das Sterben. Die Mauern der Kirchengebäude, die scheinbar für die Ewigkeit gebaut sind, lassen uns dies manchmal vergessen. Ich will damit sagen: So wie Bäume sterben, so dürfen auch Kirchengebäude sterben. Der Förster weiß allerdings, dass es sinnvoll ist, dort, wo die Natur sich nicht selbst regeneriert, aufzuforsten. So werden auch weiterhin neue Kirchen gebaut werden, an neuen Orten, in neuer Form, am besten von vornherein als öffentliche, multiperspektivische und partizipative Orte.

Der zweite Aspekt: Es gibt auch Bäume, die an einsamen Orten stehen, wo vielleicht nur ab und an jemand vorbeikommt und unter ihrer Krone Schutz sucht. Der Titel des Buches zum Kirchbautag »Leben statt Leere« könnte so verstanden werden, dass nur jene Kirchen eine Daseinsberechtigung haben, in denen Leben pulsiert.⁷ Wir wissen, dass zum Leben – und gerade zu einem spirituellen Leben – auch die Leere dazugehört, die Stille, das Alleinsein. Auch eine leere Kirche, sogar eine Ruine (Bild 6), dient dem Leben. Vergessen wir das nicht. Schon deshalb nicht, weil es uns entlasten kann in unserer Verantwortung für die Kirchengebäude.

Die in der Vision durch die Pfarrerin verkündete Regel »Zuerst das Evangelium, dann das Spiel!« war der rote Faden meines Vortrags, insofern ich versucht habe, ein vom Evangelium ausgehendes beziehungsweise ein kirchliches Argumentarium zu entwickeln für die Zusammennutzung der Kirchengebäude. Zum Schluss möchte ich die Regel jedoch mit einem Fragezeichen versehen, nicht prinzipiell, sondern in der Gegenüberstellung von Evangelium und Spiel. Könnte man die Reihenfolge nicht auch umkehren, frage ich, so, wie es in der Vision die Jugendlichen intuitiv tun, indem sie mit dem Spiel beginnen? Sind Evangelium und Spiel überhaupt Gegensätze? Lassen sie sich nicht auch zusammendenken? Evangelium und Spiel? Evangelium im Spiel? Evangelium als Spiel? Ich wünsche mir Kirchenräume, die der Gesamtbevölkerung als Spielwiesen zur Verfügung stehen, als Orte eines gelingenden Zusammenlebens, an denen auch religiöse Analphabeten, im Bild gesprochen Kinder (Bild 7), erfahren, was Kirche ist und wofür Kirche steht. »Lasset die Kinder zu mir kommen und hindert sie nicht, denn solchen gehört das Reich Gottes.« (Lukas 18,16)

Anmerkungen 1 www.schweizerkirchenbautag.unibe.ch/tagungen/schweizer_kirchenbautag_2025/ (14.9.2025) 2 www.ekd.de/gemeinsame-stellungnahme-zum-manifest-kirchen-sind-gemeinguter-84493.htm (14.9.2025); das Manifest, auf das sich die Stellungnahme bezieht: www.moderne-regional.de/kirchenmanifest/ (14.9.2025) 3 Aleida Assmann und Jan Assmann, *Gemeinsinn. Der sechste, soziale Sinn*, München: Beck, 2024. 4 Hartmut Rosa, *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Berlin: Suhrkamp, 2016 (8. Aufl. 2024); ders., *Unverfügbarkeit*, Berlin: Suhrkamp, 2020 (11. Aufl. 2024); ders., *Demokratie braucht Religion*, München: Kösel, 2022. 5 Vgl. Rainald Manthe, *Demokratie fehlt Begegnung. Über Alltagsorte des sozialen Zusammenhalts*, Bielefeld: transcript Verlag, 2024. 6 Wolfgang Huber, *Kirche als Zeichen in der Zeit – kulturelles Erbe und Sinnvermittlung für das 21. Jahrhundert*, in: Helge Adolphsen und Andreas Nohr (Hg.), *Glauben sichtbar machen. Herausforderungen an Kirche, Kunst und Kirchenbau*, Hamburg: Medien Kontor, 2006, 43. 7 Klaus-Martin Bresgott, Johann Hinrich Claussen, Stefan Rhein (Hg.), *Leben statt Leere. Überlegungen und Anregungen zum Umgang mit unseren Kirchen*, Berlin: Kulturbüro des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), 2025.

Abbildungen 1 Karl Friedrich Schinkel, *Baum mit Dom* (Versuch, die liebliche sehnsuchtsvolle Wehmuth auszudrücken welche das Herz beim Klange des Gottesdienstes aus der Kirche herschallend erfüllt), Lithografie auf Papier, 60,7 × 47,7 cm (Blattmaß), Berlin, Architekturmuseum der Technischen Universität (Foto: Architekturmuseum, Technische Universität Berlin). 2 Hans Rottenhammer d. Ä. und Jan Brueghel d. Ä., *Kinderreigen*, um 1600, Öl/Kupfer, 26 × 29,7 cm, München, Alte Pinakothek (Foto: By Jan Brueghel the Elder; <https://www.sammlung.pinakothek.de/en/bookmark/artwork/7yxYpOw4Y>, Public Domain, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=66335767>). 3 Giotto, *Vogelpredigt des hl. Franziskus*, Detail aus: *Die Stigmatisierung des hl. Franziskus*, etwa 1297–1299, Tempera und Gold auf Pappelholz, 313 × 163 cm (ganze Tafel), Paris, Louvre (Foto: By Sailko, Own work, CC BY 3.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=54810000>). 4 Emanuel de Witte, *Inneres der Nieuwe Kerk Amsterdam*, 1657, Öl/Lwd., 87,6 × 102,9 cm, San Diego CA, Timken Museum of Art (Foto: San Diego CA, Timken Museum of Art). 5 Basel, *Gemeindehaus Stephanus*, Leuchtschrift »Kirche« von Markus Müller, 2002 (Foto: Johannes Stückelberger). 6 Caspar David Friedrich, *Kirchenruine Oybin*, um 1812, Öl/Lwd., 65 × 47 cm, Hamburg, Hamburger Kunsthalle, Dauerleihgabe von Manfred Brockhaus (Foto: Christoph Irrgang, Hamburger Kunsthalle). 7 Emil Nolde, *Christus und die Kinder*, 1910, Öl auf Leinwand, 86,5 × 106,5 cm, New York, Museum of Modern Art (Foto: Nolde im Dialog 1905–13. Quellen und Beiträge, Ausstellungskatalog Karlsruhe (Städtische Galerie), 2002/03, München: Hirmer, 2002, 24).





Abschlussandacht: Auf Wiedersehen Berlin

Kulturbbeauftragter Prof. Dr. Johann Hinrich Claussen, Kulturbüro des Rates der EKD
mit Anne Brisgen, Zentrum Predigtkultur, Lutherstadt Wittenberg
Musik: Uwe Steinmetz (Saxophon) und Arno Schneider (Orgel)

31. EV. KIRCHENTAG 2025

**WIRKLICHKEITEN UND WEGE
BERLIN 11. BIS 13. SEP. 2025**

**AUF WIEDERSEHEN BERLIN
ABSCHLUSSANDACHT**

EKD
KULTURBÜRO

Nur so ein Dach (com nu met sang)

Text und Melodie: Huub Oosterhuis (1933–2023)

deutsch: Peter Pawlowsky



1. Nur so ein Dach ü - ber den Köp - fen,
2. Wor - te von fern, fal - len - de Ster - ne,
3. Tisch, der uns eint, Brot um zu wis - sen:

3
1. Tür, die zur Stil - le of - fen - steht. Mau - ern aus Haut,
2. Fun - ken, vor Zei - ten aus - ge - sät. Na - men für ihn,
3. wir sind ein - an - der an - ver - traut. Wun - der aus Gott,

6
1. Fens - ter wie Au - gen, spä - hend nach Hoff - nung,
2. Träu - me, Sig - na - le, tief aus der Welt zu
3. Men - schen in Frie - den, al - les Ge - heim - nis,

8
1. Mor - gen - rot. So vol - ler Le - ben
2. uns ge - weht. Mün - der aus Er - de
3. neu ge - schaut. Bre - chen und tei - len,

10
1. wird, wie ein Leib, das Haus, in das wir
2. hö - ren und sehn, um - fan - gen, spre - chen
3. sein, was nicht geht, tun, was un - denk - bar

12
1. geh'n, um recht vor Gott zu steh'n.
2. fort das frei - e Gott - es - wort.
3. ist: vom To - de auf - er - steh'n.



PSALM 84

Übertragung: Huub Oosterhuis

KANZEL-SEITE **Das prachtvolle Haus,
das da steht, auf grünem Hügel,**

PULT-SEITE **weite Flügel schattenreiche Veranden,
hohe Fenster tiefe Räume,**

**dieses dein Haus,
wo alles willkommen ist, wo alles wohnt –
die Sperlinge dürfen mit an den Tisch,
die Schwalbe baut unter der Rinne ihr Nest,
ich bin eines ihrer Jungen.**

ALLE **Unruhig ist mein Herz, ungestüm habe ich
nach diesem Ort verlangt.**

**Menschen, wo auch geboren,
wissen nicht, was sie treibt,
sind unterwegs zu dir.**

**Quer durchs leere Land
über dunkle Gewässer, durch Wälder,
über den Bergkamm, über den Gipfel
gehen sie blindlings.**

**Und dann eines Tages
stehen sie da.**

Dürfen wir bleiben? Ihr dürft.

**Sie schlagen die Zelte auf
zwischen deinen Zedern, unter deinen Eichen,
liegen ausgestreckt im hohen Gras –
ganz selig.**

**Lieber einen Tag nah bei dir,
als Tausende von dir weg,
lieber einen, als Tausende weit von dir weg.**

Arno Schneider – Orgel
Uwe Steinmetz – Saxofon

Anne Brisgen – Zentrum für evangelische Gottesdienst- und Predigtkultur
Johann Hinrich Claussen – Kulturbeauftragter des Rates der EKD

Ein Haus aus Stein und Wort

Meditation von Huub Oosterhuis

Für den KBT gesetzt auf eine Melodie aus dem 14. Jahrhundert, Wittenberg 1529



1. Ein Haus aus Stein und Wort, _____ aus
2. Ein Schiff, in dem ver - eint _____ wir
3. Ein licht - durch - ström - ter Leib, _____ wo

3
1. dür - rem, grü - nem Holz, _____ auf Klän - gen, einst ge -
2. fahr'n, du weißt, wo - hin? _____ Zum Berg von Brot und
3. du die See - le hegst, _____ ihr Schutz gibst und Ver -

6
1. hört, _____ Hoff - nung auf Fels ge -
2. Wein? _____ Zur Stadt, be - nannt nach
3. bleib, _____ wo du uns wiegst und

8
1. baut; _____ durch - at - met und durch - wohnt, _____ mit
2. dir? _____ Ein Raum im Meer der Zeit, _____ in
3. wägst _____ in dei - ner Gna - den - hand, _____ ge -

11
1. Fens - tern Rich - tung Licht; _____ zum Him - mel wie ein
2. dem wir to - des - bleich _____ um - tobt sind von Ge -
3. bie - test und er - flehst, _____ Ge - rech - tig - keit zu

14
1. Baum, _____ mit Wur - zeln brun - nen - tief.
2. heul _____ des Sturms. Das Un - tier keucht.
3. tun, _____ auf dass dein Tag er - steht.



Herausgegeben vom Kulturbüro des Rates der EKD, Berlin

Redaktion: Klaus-Martin Bresgott, Johann Hinrich Claussen und Josephine Paetzel

Bildredaktion: Klaus-Martin Bresgott und Ralf Klöden

Fotografie: Julia Zimmermann, Martin Nielebock und Ralf Klöden

Gestaltung: Etc. pp., Berlin – Ralf Klöden

Alle Rechte vorbehalten; kein Teil dieses Werks darf in irgendeiner Form ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Informationen über diese Publikation sind abrufbar unter: dnb.dnb.de

ISBN: 978-3-9823816-6-4

Dank an den Beirat des Kirchbautags:

Prof. Dr. Nike Bätzner, Halle (Saale)

Prof. Dr. Dr. Andreas Barner, Ingelheim am Rhein

Dr. Catharina Hasenclever, Hannover

Stephan Heinlein, BDA, Potsdam

Johannes Koch, Stuttgart

Deike Möller, Kiel

Dr. Stefan Rhein, Lutherstadt Wittenberg

Dr. Johannes Wischmeyer, Hannover

für die Unterstützung in der Vorbereitung und die aktive Mitwirkung in Workshops.



Die Zukunft der Kirchengebäude ist in vieler Munde und gerät zunehmend in das öffentliche Bewusstsein. Um die Diskussion zu bündeln und anzureichern, versammelt das Buch »Leben statt Leere. Überlegungen und Anregungen zum Umgang mit unseren Kirchen«, ein Kooperationsprojekt der Wüstenrot Stiftung und des Kulturbüros des Rates der EKD, 28 Beiträge, die sich aus verschiedenen Perspektiven mit der Problematik auseinandersetzen: aus Sicht der Stadtplanung und der Architektur, der Baukultur und der Denkmalpflege, des Kunstgutschutzes und der kulturellen Bildung – aus Kirche, Staat und Zivilgesellschaft, Theologie und Gemeinde.

Gemeinsam plädieren sie für den Erhalt und gegen den Abriss, verorten die Kirchengebäude in der Gesellschaft und verstehen sie als Gemeinschaftsaufgabe – nicht mit der Last des Leerstands, sondern als Chance des Frei- und Sozialraums. Sie entwickeln Konzepte und beschreiben konkrete Projekte, die vom Zusammenwirken von Kommune und Kirche und vom Gelingen neuer Zugänge und gemeinsamer Nutzungen berichten.



Eigenverlag
Kulturbüro des Rates der EKD
in Kooperation mit
der Wüstenrot Stiftung, 2025
244 Seiten, A4, Softcover, 180 Abbildungen
ISBN 978-3-9823816-5-7



LEBEN STATT LEERE

ÜBERLEGUNGEN UND ANREGUNGEN ZUM UMGANG MIT UNSEREN KIRCHEN

KLAUS-MARTIN BRESGOTT · JOHANN HINRICH CLAUSSEN · STEFAN RHEIN



KUNST UND KIRCHE

Dieses Heft von kunst und kirche weitet den Blick. Es beleuchtet die Situation in anderen Ländern, stellt Maßnahmen im Umgang mit leer stehenden Kirchen und Klöstern vor und zeigt Initiativen auf, wie über partizipative Prozesse eine konsensuale und sozial orientierte Um-, Neu- und Nachnutzung von Sakralbauten erzielt werden kann. Es werden aber auch theologische, religionskulturelle Grundsatzfragen gestellt: Werden Sakralbauten heute tatsächlich noch als Säulen der eigenen Kultur verstanden? Welche Sehnsüchte und Sinnvermutungen verbinden Menschen heute mit ihnen? Wo gehen ihr Inhalt und Sinn verloren, weil sie nicht mehr wie bisher genutzt und gedeutet werden? Wie reagieren wir auf Leerstand und Abriss? Zugleich sollen Perspektiven aufgezeigt werden: zum einen die Leere auszuhalten, zum anderen eine Fülle von Ideen zuzulassen.

HERAUSGEBER: Kulturbüro des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, vertreten durch Prof. Dr. Johann Hinrich Claussen, und Diözesankunstverein Linz in Verbindung mit der Fakultät für Philosophie und für Kunstwissenschaft, Katholische Privat-Universität Linz, vertreten durch Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Ilaria Hoppe **VERLAG:** Verlag Herder GmbH, Hermann-Herder-Str. 4, 79104 Freiburg **BEZUGSPREISE:** Einzelheft €15,90 (inkl. MwSt.) zzgl. Versandkosten. Jahresabonnement (4 Hefte) €53,- (inkl. MwSt.) zzgl. Versandkosten. Studentenabonnement: €38,- (inkl. MwSt.) zzgl. Versandkosten. **BITTE BESTELLEN SIE DIREKT BEI:** Verlag Herder GmbH, 79080 Freiburg, Telefon +49 (0) 761 2717-200, E-Mail: aboservice@herder.de